Von
Achtundvierzig bis Einundfünfzig.

Eine Komödie der Weltgeschichte.

Von

Johannes Scherr.

> Du wirkst nicht, alles bleibt stumpf. —
> Sei guter Dinge!
> Der Stein im Sumpf
> Macht keine Ringe.
>
> Göthe.

Zweiter Band.

Zweite Hälfte.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1870.

Inhalt.

		Seite
VII.	Radetzky-Marsch	1
VIII.	Eljen und Zivio	74
IX.	Frankfurter September	148
X.	Wiener Oktober	204
XI.	Berliner November	281
XII.	Volksmündigkeit	309

NB. Dem auf S. 76 stehenden Citat aus Horaz fehlt der Nachsatz und damit der Sinn. Es muß heißen:

„Comes minore sum futurus in metu,
Qui major absentes habet,
Ut adsidens implumibus pullis avis
Serpentium adlapsus timet
Magis relictis, non uti sit auxili
Latura plus praesentibus.

(Zur Seite dir bin minder ich in Sorg' und Angst,
Die den Entfernten stärker plagt,
Dem Vogel gleich, der bei der federlosen Brut
Der Schlangen Anschlich fürchtend sitzt,
Und wenn er fern ist, mehr sich ängstigt, ob er gleich
Mit seiner Gegenwart nicht hilft.)"

VII.

Radetzky-Marsch.

1.

In der Morgenfrühe eines Dezembertages von 1845 fand sich im königlichen Palast zu Turin ein Mann ein, welcher nachmals einen berühmten Namen in der Geschichte Italiens gewonnen hat, zur Zeit aber nur als ein mittelmäßiger Maler und breitspuriger Novellist bekannt war: der Marchese Massimo d'Azeglio. Der Sardenkönig hatte ihm die erbetene Audienz gewährt und zwar zur sechsten Morgenstunde, wie es Karlo Alberto's Gewohnheit gewesen ist. Die Stadt schlief noch, der Palast stand hell erleuchtet; draußen und drinnen ahnte jedoch, zwei Personen ausgenommen, niemand, daß diese Stunde eine geschichtliche von großer Tragweite sei.

Signore Massimo hatte nur wenige Sekunden im Vorzimmer gewartet, als ihm der Kammerdiener die Thüre aufthat und ihn durch den Gala-Audienzsal in das Kabinett des Königs geleitete. Karlo Alberto stand am Fenster, erwiderte mit höflichem Kopfnicken die Verbeugung des piemontesischen Edelmanns, hieß ihn sitzen, nahm ihm gegenüber Platz und fragte ihn „mit der dem König ganz eigenthümlich gütigen Weise“ nach seinem Befinden. Der gute Massimo, dem seine grausam langweiligen

Romane, sein kenntnißloses Schimpfen auf die Deutschen und sein Waschlappen-Liberalismus um seiner aufrichtigen Liebe zu Italien willen verziehen sein mögen, sah sich den langen, magern, bleichen Monarchen an, dessen Gesichtszüge beim Sprechen einen „so sanften Ausdruck hatten" und dessen Stimme „so angenehm" klang, und die Erinnerung, wie schamlos und schmachvoll dieser Mensch die italische Sache zweimal verrathen hatte (1821 und 1832), erwachte in dem Patrioten, erwachte mit solcher Kraft, daß er unwillkürlich zu sich selber sagte: Massimo, traue nicht!*)

„Come sta?" wiederholte Karlo Alberto. — „Gut, was meine Person angeht." — „Wohl, und jetzt, woher kommen Sie?" — „Majestät, ich komme von einer Rundreise in Italien; ich bin von Stadt zu Stadt gewandert, und wenn ich eine Audienz nachgesucht habe, so geschah es in der Absicht, Eure Majestät zu fragen, ob Sie mir gestatten wollten, eine Schilderung der gegenwärtigen Lage und Stimmung Italiens zu entwerfen und

---

*) Der Name Karlo Alberto's oder vielmehr der des Prinzen Karignano, denn diesen Titel hatte ja der Verräther von 1821 damals geführt, war, wie jedermann weiß, in den 20ger und 30ger Jahren geradezu eine Verwünschung im Munde jedes italischen Patrioten gewesen. Am nachdrucksamsten aber hatte diese Verwünschung ausgesprochen der geniale und hochgesinnte Romanzendichter Giovanni Berchet in einer Strophe seiner „Klarina:"

„Esecrato, o Carignano,
Va il tuo nome in ogni gente!
Non v'è clima sì lontano
Ove il tedio, lo squallor
La bestemmia d'un faggente
Non ti annunzi traditor."
(Hochverflucht, o Karignan,
Ist dein Nam' bei männiglich!
Kein Ort auf der weiten Erde,
Allwo dich nicht gramverzehrte
Flüchtlinge mit Grimmgebärde
Vermaledei'n, Verräther, dich!)

davon zu reden, was ich hinsichtlich politischer Anschauungen sah und hörte, sowie mit Männern von verschiedenen Lebensstellungen besprach und verhandelte."

In Wahrheit, der Marchese d'Azeglio kam so eben von einer politischen Rundreise zurück, welche er im Sinn und Dienst des italischen Liberalismus unternommen hatte und die von weitgreifenden Folgen wurde. Es hatte dabei gegolten, der mazzinisch-republikanischen Agitation entgegenzuwirken, das alleinseligmachende konstitutionell-monarchische Heil zu predigen, den Sardenkönig als Heiland Italiens zu proklamiren und eine Verbindung zu organisiren, welche fünfzehn Jahre später in dem deutschen „Nationalverein" eine Nachahmung fand. Der italische Nationalverein, dessen festere Organisation der Marchese in Terni zuwegegebracht hatte, hieß „La trafila" und die „Drahtzieher" (trafilatori), die italischen Nationalliberalen, gaben die Losung aus, es müßten die Italiener ruhig gehalten, vor jeder Kraftverzettelung in verfrühten und hoffnungslosen Aufständen bewahrt und auf eine große europäische Bewegung vertröstet werden, welche Bewegung den einzig-günstigen Augenblick zur nationalen Erhebung bringen könnte. Sodann müßte den italischen Patrioten die konstitutionelle Monarchie als künftige Staatsform der Halbinsel und endlich der Sardenkönig als erster, ja einziger Anhaltspunkt gezeigt werden. Dieser letzte Paragraph des Programms hatte großes Bedenken erregt und heftige Bestreitung erfahren. An verschiedenen Orten hatte der nationalliberale Weibel und Werber die bitter betonte Frage hören müssen: „Wie, auf Karlo Alberto wollt ihr hoffen?" Worauf der Marchese: „Wenn ihr nicht auf ihn hoffen wollt, so laßt es bleiben; dann jedoch müßt ihr überhaupt zu hoffen aufhören und euch ergeben" — „Aber 1821 und 1832?" — „Gefallen auch mir nicht. Aber ich will euch ein Gleichniß sagen: Falls ihr einem Dieb zumuthet, ein Ehrenmann zu sein, und er euch das verspricht, so habt ihr guten Grund, zu zweifeln,

ob er sein Wort halten werde; falls ihr aber einen Dieb zum Rauben einladet und er verspricht, der Einladung nachzukommen, so wird er sein Wort halten und ihr habt keinen Grund, daran zu zweifeln“.... Diese für Karlo Alberto nicht gerade schmeichelhafte Parabel zeigt drastisch genug, wie der italische Liberalismus von seinem „Heiland“ eigentlich dachte. Allein was weiter? Der Liberalismus ist bekanntlich ein praktischer Mensch und Geschäftemacher; folglich weiß er, daß die weltgeschichtliche Firma Lump und Kompagnie, von Pessimisten auch Societas humana genannt, mit Vorliebe Gauner und Halunken als Kommis anstellt....

„Sprechen Sie nur, es wird mir Vergnügen machen“, sagte der König zum Marchese, worauf dieser auseinandersetzte, warum und wie die nationalliberale Partei im Gegensatze zur nationalradikalen sich neuestens organisirt habe. Die Mitglieder dieser Partei seien überzeugt, daß auf den Wegen, welchen die patriotische Verzweiflung seit 1814 in Italien eingeschlagen habe, nichts zu erreichen wäre; sie lebten des Glaubens, daß ohne Macht nichts ausgerichtet, das Joch der Fremdherrschaft nicht gebrochen werden könnte. Die Nationalliberalen wüßten, daß Karlo Alberto allein in Italien Macht besäße, daß man aber auf diese Macht nicht rechnen dürfte, so lange Europa ruhig bliebe. Der Sprecher schloß mit den Worten: „Man muß weiter arbeiten, man muß mittels einer neuen Idee die alte Verzweiflung in Schranken halten und ihr den richtigen Weg vorzeichnen. Dafür bin ich umhergezogen, habe verhandelt, geredet, überredet und Resultate gewonnen. An Eurer Majestät ist es nun, mir zu sagen, ob Sie billigen, was ich gethan, und ob die Hoffnungen, welche Italien auf Sie setzt, zu erhalten und zu kräftigen sind.“

Ohne Zögern erwiderte der König mit fest auf den Frager gerichtetem Blicke: „Lassen Sie jene Herren wissen, sie möchten sich ruhig verhalten, sich nicht rühren, weil dermalen nichts zu

machen ist. Aber thun Sie denselben auch kund und zu wissen, daß ich, sowie sich eine günstige Gelegenheit bietet, mein Leben, das meiner Söhne, mein Geld und meine Waffen, mein Heer und alles für die Sache Italiens hingeben werde". Der Marchese war vom Entzücken über diese unumwundene, entschlossene Antwort tiefgerührt, so sehr, daß er nur eine Wiederholung der vernommenen königlichen Worte hervorzustammeln vermochte: „So werde ich also jene Herren wissen lassen, daß" u. s. w. Karlo Alberto nickte beifällig mit dem Kopfe; dann stand er auf und entließ das Haupt der Trafila mit Umarmung und Kuß. „Diese Umarmung — erzählt Massimo — hatte etwas Gezwungenes, Kaltes, ja Düsteres und in meinem Herzen sprach wieder die mahnende Stimme: Traue nicht!"

Das Bedenken kam aber zu spät, wurde auch rasch verwunden und in jener Wintermorgenstunde ist das Bündniß der italischen Bourgeoisie, zu welcher ein sehr großer Theil, ja wohl die Mehrzahl des Adels gehörte, mit dem Hause Savoyen zum Abschlusse gekommen*). Karlo Alberto, der Lügner von 1821 und 1832, hat 1845 nicht gelogen; nur dachte er sich selbstverständlich unter der „Sache Italiens" die Interessen des Hauses Savoyen. Phrasen müssen aber sein, vollends bei Gelegenheiten, wo Monarchismus und Liberalismus einander zu überschlaumaiern suchen. Im Uebrigen war bei dem im turiner Schlosse festgemachten Pakt eine von den italischen Liberalen stillschweigend gestellte und von Karlo Alberto stillschweigend angenommene Bedingung diese, daß der künftige „Re d'Italia" die konstitutionellen Marionetten tanzen und die parlamentarischen Kreisel surren lassen würde. Der Sardenkönig kam der über-

---

*) Ich brauche kaum zu sagen, daß die sämmtlichen Einzelnheiten des geschilderten Auftritts den Denkwürdigkeiten („i miei ricordi", 1868), von Massimo d'Azeglio entnommen sind, also einer Quelle, deren Lauterkeit keiner Anzweifelung untersteht.

nommenen Verpflichtung drei Jahre später wirklich nach, indem er am 5. März von 1848 den „Statuto“, das konstitutionelle Staatsgrundgesetz für sein Land verkündigen ließ.

Die Allianz des italischen Liberalismus mit dem Dynasticismus des Hauses Savoyen hat sich — jedermann weiß es — dauernd und erfolgreich erwiesen. Was die Wohlmeinenheit von Männern wie Massimo d'Azeglio angebahnt hatte, vollendete später die skrupellose Pfiffigkeit eines Cavour, — sofern man nämlich ein Werk ein vollendetes nennen darf, welches, alle Phrasendraperien bei Seite geschoben, der armen Italia das lothringisch-habsburgische Joch nur vom Nacken nahm, um ihr dafür das sogeheißen bonapartische aufzulegen. Indessen — „die Welt will betrogen sein“ und darum kann man ja wohl dem italischen Liberalismus die Freude lassen, so zu thun, als hätte er sein Land befreit und geeinigt. Ganz unbestreitbar wahr ist, daß edelste Begeisterung und selbstloseste Hingebung dies Werk nicht zu schaffen vermochten und daß die Geschichte der italischen Revolution — wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann — unwidersprechlich darthut, wie ohnmächtig die idealen Mächte den realen Verhältnissen gegenüber sind und wie sehr der alte Oxenstjerna mit seinem: „An nescis, mi fili, quantilla sapientia regitur orbis?“ rechthatte.

In Wahrheit, auf der einen Seite die selbstgefällige Beschränktheit, das Ordinäre, Mittelmäßige — was alles die Leute „Mäßigung“ zu nennen pflegen — auf der andern Seite die aalglatte Gaunerei und die bronzestirnig-selbstsüchtige Schurkerei, sie mitsammen regieren die Welt. Es ist ganz lächerlich, zu verlangen oder zu erwarten, daß Wahrheit, Recht, Uneigennützigkeit und andere Ideale mehr in der menschlichen Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, Erfolg haben sollten oder könnten. Erfolg oder Nichterfolg sind aber das einzige Kriterium, das einzige Recht oder Unrecht. Idealismen werden am und im sozialen Bau allzeit nur eine dekorative Bedeutung haben und der ungeheuren

Mehrzahl der ungefiederten Zweifüßler vollständig unverständlich und gleichgiltig sein. Denn „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht“ und demnach muß er sich allem Gemeinen wahlverwandt fühlen. Ausnahmen gibt es, ja wohl; aber diese Ausnahmen bezeugen bloß die Herrschaft der Regel. Und wehe den Ausnahmen! Die ganze Weltgeschichte ist nur eine fortgesetzte Verleugnung dieser Ausnahmen, der armen thörichten Idealiker und Enthusiasten. Von keinem einzigen Träger des Genius, von keinem einzigen echten und rechten Helden der Menschheit ist gesagt und gesungen:

„Hat sich ein Ränzlein angemäst't
Alswie der Doktor Luther“ —

welcher Doktor, Dank seiner theologischen Verbohrtheit und beschränktunterthanverständigen „Mäßigung“, bei „Weib, Wein und Gesang“ ein behagliches Dasein führte und bequem in seinem Bette starb, während die genialen, selbstsuchtlosen und hochherzigen Herolde des reformatorischen Gedankens, die Savonarola, Hutten, Münzer, Zwingli, Bruno und andere viele auf dem Scheiterhaufen, auf dem Schlachtfeld, im Kerker oder im Exil zu Grunde gingen und der größte Mann des ganzen Reformationszeitalters, Oliver Kromwell, wenigstens als Leichnam noch an den Galgen kam. Und wie war es zur Zeit der großen Revolution? Alle die hochgestimmten und hochgesinnten Enthusiasten von der Gironde und von der Montagne mußten zur Strafe für ihren Glauben an das Ideal ihre Köpfe auf das Schaffot tragen; aber die mit Gewissenlosigkeit eingeseiften Schufte und Schurken, die Talleyrand, Kambacérès, Fouché und Konsorten, sie wurden Grandseigneurs und Millionäre. Und nicht genug, daß die wahren Vorturner und Vorfechter der Menschheit, die „Schwarmgeister“, wie der verheiratete Mönch von Wittenberg sie schimpfte, oder die „Ideologen“, wie der glückliche Verbrecher vom 18. Brumaire sie schalt, verfemte und verfolgte Habenichtse und Märtyrer auf Erden sind, auch die

Nachwelt, an Gemeinheit der Mitwelt ebenbürtig, versagt ihnen Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die Metze Fortuna regelmäßig nur den Mittelmäßigen und Schlechten, den Gauklern und Gaunern sich zuwendet, auch die Golem-Historia, wie sie von Hof- und Kirchenräthen zusammengeplätzt wird, verdonnert die „Schwärmer", die „Idealnarren", die „Prinzipienreiter" und preis't die „Gemäßigten", die Windfahnen, die pfiffigen Witterer und feigen Zitterer. Das ist der Lauf der Welt und muß es sein; denn „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht".

2.

Sothaner Pessimismus hat schon recht; aber mit dem Rechthaben kommt man bekanntlich nicht weit auf Erden. Rechthaben thut's nicht, wohl aber Gewalthaben.

Kein auch nur halbwegs anständiger Mensch wird leugnen, daß die italischen Patrioten im Frühling von 1848 das Recht hatten, gegen die Fremd- und Zwingherrschaft des Hauses Lothringen-Habsburg und der verschiedenen östreichischen Vögte auf Italiens Thronen und Thrönchen sich zu empören. Allein der alte Radetzky erwies in den Disputationen von Santa Lucia, Custozza und Novara nachdrucksam die Chimärenhaftigkeit dieses Rechthabens. Der Radetzky-Marsch pfiff, trommelte und trompetete den Sorgete-Italiani-Hymnus zu Boden.

Der zweiundachtzigjährige östreichische Feldmarschall, Graf Joseph Radetzky, ein verdeutschter oder wenigstens veröstreichter Czeche, geboren 1766 zu Trebnitz in Böhmen, macht zweifelsohne die bedeutendste historische Figur des „Tollen Jahres". Aus der dazumal schnatternden Gänseheerde von Schwatzweibern hob sich dieser greise Thatmann wie ein Koloß empor. Ein Unglücksmann für Europa, sicherlich! aber doch ein Mann,

ein Könner und Thäter, welchen anzusehen für das vom Anblick so vieler biedermaierisch-impotenter Woller, Wünscher und Klätscher ermüdete und angeekelte Auge erfrischend und wohlthuend ist. Mit der Last von 82 Jahren auf dem Rücken und unter den ungünstigsten Umständen das aus den Fugen gegangene Oestreich wiedereinzurenken — was Radetzky durch seine lombardischen Siege gethan hat — das war kein Spaß, sondern eine verzweifelt ernste Arbeit. Respekt also vor dem resoluten Hamlet*) oder vielmehr Nicht-Hamlet im weißen Marschallsrock, Respekt! und thät' es auch allen liberalen und radikalen Maultrommeln jenseits und diesseits der Alpen in den Zungenspitzen weh.... Der Alte hatte 1787 zur schwarzgelben Fahne geschworen als Kürassier-Kadett, hatte zuerst im Türkenkriege von 1789 unter Laudons Kommando Pulver gerochen und dann die Schule der Kämpfe Oestreichs gegen die französische Republik und das Empire durchgemacht. Als Rittmeister focht er 1794 unter Klerfayt in Flandern, als Generalstäbler 1799 unter Melas in Italien, als Kürassieroberst bei Marengo, als Reitergeneral bei Aspern und Wagram. In den schicksalsvollen Jahren 1813—15 hatte er bereits einen großen Stand in der militärischen Welt: er war der Chef von Schwarzenbergs Generalstab, sowie auch einer der Dreimänner, welche am 10. Juli von 1813 den berühmten widernapoleonischen Kriegsplan von Trachenberg feststellten (der Oestreicher Radetzky, der Preuße Knesebeck und der Deutschrusse Toll), jenen Kriegsplan, dessen erfolgreiches Einhalten von seiten der Verbündeten den Empereur in einem seiner bestialischen Wuthkrämpfe kreischen machte: „Diese Viecher haben etwas gelernt (ces animaux ont compris quelque chose)"! Nun, er hatte sie auch lange genug in der Lehre gehabt, das muß man sagen. Der zu jener Zeit gemeisterte und

*) The time is out of joint — O cursed spite,
That ever I was born to set it right! Hamlet, I, 5.

bemeisterte Schlachtenmeister hatte zwar, falls man dem General Jomini glauben darf, keine sehr hohe Meinung von Radetzky's Befähigung zum Generalstabschef („il n'avait pas l'experience d'une pareille charge“), indessen hat der Marschall, welcher, nachdem er kommandirender General in Ungarn und Mähren gewesen, im Jahre 1831 mit dem Oberbefehlshaberstab der östreichischen Armee in Italien betraut worden war, das Examen rigorosum von 1848—49 als Strateg und Taktiker der Art bestanden, daß ihm eine gute Note zu geben wohl auch Napoleon anständiger Weise nicht umhingekonnt hätte. Der Marschall war zu gescheid, um die herandrohende Katastrophe nicht vorauszusehen. Er hatte auch, soweit es an ihm lag, auf dieselbe sich vorbereitet: namentlich dadurch, daß er den Boden, auf welchem er, wie er erwartete, würde schlagen müssen, genau studirte; ferner dadurch, daß er sich einen Kreis tüchtiger Untergenerale heranbildete (Gorzkowsky, Wratislaw, d'Aspre, Thurn, Welden, Nugent), und endlich dadurch, daß er dem von ihm befehligten Heere, vom Oberoffizier bis zum letzten Fuhrknecht herab, ein unbedingtes Vertrauen auf und eine enthusiastische Liebe für den Feldherrn einzuflößen verstand. Radetzky besaß superlativisch jene magische Macht der Persönlichkeit, mittels welcher berühmte Landsknechtebandenführer früherer Zeit, ein Sickingen, ein Frundsberg, die disparatesten Elemente zu einem harmonischen Heerganzen zusammenzubinden vermocht hatten. Darum war die schwarzgelbe Fahne in der Hand des Marschalls ein Palladium, ein Fetisch, dem alle die widerhaarigen Nationalitäten, aus welchen die östreichische Armee zusammengesetzt war — sogar die italische Nationalität nicht ganz ausgenommen — mit religiösem Denknichts-Fanatismus anhingen. Summa: kein gewöhnlicher, sondern ein bedeutender Mensch, ein umsichtiger Politiker und tüchtiger Heerführer, seinem Hauptgegner, dem Sardenkönig, in jeder Beziehung weit überlegen. Auch die Generale Karl Alberts, die Bava, Sonnaz, Salasco, Chiodo

und andere, vermochten gegen die radetzky'schen nicht aufzukommen. Die piemontesischen Soldaten sodann waren zwar die tüchtigsten und geschultesten in Italien und haben sich sehr brav geschlagen; allein sowie die sardinische Heermaschine einmal ernstlich arbeiten sollte, erwies sie sich als Flick- und Lotterwerk. Der Unzulänglichkeit der Führer entsprach die Unzulänglichkeit der Ausrüstung und eine im Ganzen mangelhafte Organisation wurde nicht verbessert durch den Mischmasch von Unkenntniß und Gewissenlosigkeit, welcher im Einzelnen handirte. Die Generalstabsoffiziere erwiesen sich vor dem Feinde alsbald als das, was sie waren, als unwissende Junker, und von den Subalternoffizieren bis zum Major und Regimentsoberst aufwärts glichen viele auf's Haar jenen preußischen halbinvaliden und ganzstupiden Schmeerbäuchen von Majoren und Obersten, welche Anno 1806 bei Jena zu hauen glaubten, aber gehauen wurden. Sogar mit der numerischen Beschaffenheit der sardinischen Streitkräfte sah es anfangs wenig hoffnungsvoll aus. Man hatte zwar die Kriegsstärke der regulären Armee glücklich bis zur Höhe von 60,000 Mann und drüber hinaufgeschraubt, aber nur auf dem Papier. Der Zuwachs, welchen das sardische Heer durch die lombardischen und sonstigen italischen Freischärler erhielt, war zwar der Zahl nach ziemlich beträchtlich, thatsächlich aber ziemlich wirkungslos. Der italische Feldzug von 1848 hat, wie die kriegerischen Ereignisse von 1848 und 1849 überhaupt, sehr nachdrucksam erwiesen, daß Freischaren im ersten Feuer der Revolutionsbegeisterung innerhalb aufgestandener Städte wohl regelrechte Truppen bekämpfen und zum Weichen bringen können, daß sie jedoch, selbst zähe Ausdauer und aufopfernde Tapferkeit auf ihrer Seite vorausgesetzt, im offenen Felde gegen geordnete und auch nur halbwegs gutgeführte Truppenmassen nie etwas Nennenswerthes auszurichten vermögen. Die ganze Laufbahn des größten Freischarenführers unseres Jahrhunderts, die Laufbahn von Giuseppe Garibaldi, illustrirt diesen Satz handgreiflich deutlich.

3.

Als die großen Botschaften von den pariser Februartagen und von den wiener und mailänder Märztagen nach Turin gelangt waren, sagte Karlo Alberto, was Hunderttausende von Italienern damals zu den Sternen hinaufjubelten: „Il gran momento è venuto!“ Aber der alte Radetzky, nach seinem Abzug aus Mailand mühselig über die Adda und gegen den Mincio hin retirirend, dachte: Wollen sehen, ob er wirklich gekommen! — nämlich der große Augenblick, wo das Schwarzgelb vor dem Grünweißroth über die Alpen zurückweichen müßte.

Am 22. März noch hatte zwar das konstitutionelle Ministerium Karlo Alberto's dem östreichischen Gesandten auf dessen Beschwerde, daß sich in und um Turin Freischärler mit wideröstreichischem Geschrei großmachten, die schriftliche Versicherung gegeben, daß „die sardinische Regierung von dem Wunsche beseelt sei, alles zu thun, was die freundnachbarlichen Beziehungen zu Oestreich kräftigen könnte;“ aber schon am folgenden Tage, Nachmittags, glaubten der König, der Graf Balbo und seine Mitminister die „große Stunde“ gekommen, das Kreuz von Savoyen gegen den östreichischen Doppeladler ins Feld zu tragen. Radetzky mit seinen „stupidi Croati“ war ja fort aus Mailand. Die mailänder „Trafilatori“ hatten Sorge getragen, ihre gewähnte „Spada d'Italia“ schleunigst von dieser Thatsache in Kenntniß zu setzen und besagten gekrönten Degen aufzufordern, eilends nach der Hauptstadt der Lombardei zu kommen — an der Spitze seiner unbesieglichen Armee, versteht sich — weil sonst zweifelsohne die bösen Mazzinisten die Milch frommer, will sagen monarchischer Denkungsart in das gährende Drachengift des Republikanismus umschlagen machen könnten. Alles war ja möglich in dem gränzenlosen Wirrsal, welches in jenen Tagen die apenninische Halbinsel durchschütterte, erdbebenkrämpfig, vom Mont Cenis bis zur Südspitze von Kalabrien.

Man darf auch, um gerecht zu sein, den italischen Liberalen nicht allzu sehr übelnehmen, daß sie in dieser chaotischen Krisis Dummheit auf Dummheit plätzten und die Sache ihres Landes so schlecht führten, wie sie thaten. Der Liberalismus war eben auch in Italien wie überall. Als die richtige Mittelmäßigkeit, welche er ist, wird er es nie dazu bringen, Großes groß zu fassen und zu führen. Er fühlt sich nur in der dumpfen Atmosphäre der parlamentarischen Schwatzbude daheim. Im scharfen Luftzug des Volkslebens oder gar vom Orkan der Revolution umtobt, wird der arme Halbling von Doktrinär zum Konfusius Konfusiorum, zum perplexen Konfusionasinus, der nach Ruhe um jeden Preis schreit, wie nur je ein Esel nach einer Distel schrie. Endlich muß man den italischen Liberalen zu ihrer Entschuldigung nachsagen, daß sie, wenn sie von seiten des fürchterlichen Mazzini und des fürchterlicheren Mazzinismus eine Gefahr für ihren konstitutionellen Schnickschnack besorgten, wenigstens einen weit realeren Grund zur Furcht hatten als ihre deutschen Mitliberalen, welche, angesichts der drei Dutzend Republikaner, die es Anno 1848 in deutschen Landen gab, mit Kindergeflenn zur Domina Monarchia eilten und sie anschluchzten: Mama, beschütz' uns um Gottes willen vor dem rothen Butzemann!

Noch am Abend des 23. März wurde man in Turin schlüssig, den gekommenen großen Moment zu benützen und die sardische Dynastie zur italischen zu machen, besonders als aus Mailand die Herren Martini und Vimerkati angelangt waren und von seiten der dortigen provisorischen Regierung ein förmliches Gesuch um Unterstützung mitgebracht hatten. Das alte Axiom des Hauses Savoyen: „Die Lombardei ist eine Artischoke, die man Blatt für Blatt essen muß" — galt jetzt für antiquirt: man hoffte die Artischoke mit einem Schluck und Druck in den savoyischen Magen befördern und so zu sagen als Sauce Parma und Modena mitlaufen lassen zu können. Nebenbei hat Karl Albert wohl auch gefühlt, daß es schön sein müßte,

mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden, d. h. bei dieser Gelegenheit von dem häßlichen Makel, welchen seine zweimal an der italischen Sache früher begangene Verrätherei ihm angeheftet hatte, sich reinzubrennen. Daß man aber dem dynastischen Zweck den gleißenden Nationalmantel umhängen müßte, verstand sich schon im Hinblick auf die Möglichkeit republikanischer Regungen von selbst. Man beschloß also, in die Lombardei einzubrechen, und rief die gesammte Armee eilends unter die Waffen. Muth ist sonst bekanntlich keine der Eigenschaften des Liberalismus; aber eine Sorte von Muth besitzt er doch in hohem Grade, nämlich den Muth, sich lächerlich zu machen. Diesen bewährten auch Karl Alberts Minister, indem sie den Kriegsbeschluß gegen Oestreich damit motivirten, dieses hätte durch seine neuesten Verträge (vom Dezember 1847) mit den mittelitalischen Herzogen sein Machtgebiet rechtswidrig bis an's Mittelmeer ausgedehnt.

Am folgenden Tage (24. März) ließ der König seinem Aufbruch nach der Lombardei ein Manifest voraufgehen, welches besonders durch die darin vorkommende Phrase, Gott — der „liebe" Gott wird bei solchen Anlässen bekanntlich immer stark behelligt — habe Italien mittels wunderbarer Umwälzungen in den Stand gesetzt, durch eigene Kraft etwas zu werden (wörtlich: sich von selbst zu machen „di fare da se") — berühmt, ja sprichwörtlich geworden ist. Zwei Tage darauf rückte bereits eine erste Brigade des piemontesischen Heeres in Mailand ein. Karl Albert selbst raffte von seinen sich sammelnden Truppen die zunächst marschfähigen, etwa 24,000 Mann, zusammen, überschritt den Po und zog auf Pavia, woselbst am 29. März Abgeordnete Mailands und anderer lombardischer Städte ihn begrüßten. Aber als was? Das ließ man beiderseits in der Schwebe. Der König hatte nicht die Energie, sich ohne weiteres als „Re d'Italia" darzustellen und zu proklamiren, und die Liberalen hinwieder wagten das auch nicht, was beweis't, daß der Royalismus doch nicht so selbstverständlich die ungeheuere Mehrheit der Bevöl-

kerung für sich hatte, wie die Signori von der Trafila sich selbst und andere glauben machen wollten.

Kein Wunder übrigens, wenn in den schwirrenden Tumult des Tages weder der schwache Karl Albert noch seine Anhänger den richtigen Weg zu wählen und mit Entschiedenheit zu wandeln wußten. Das Glück war auch gar zu märchenhaft blau vom Himmel auf Italien herabgefallen. Der Abzug der Weißröcke aus der Hauptstadt der Lombardei rief einen Rausch hervor, dem es ganz undenkbar vorkam, daß die schwarzgelbe Fahne jemals wieder vom mailänder Dome wehen könnte. Die Nachricht von der siegreichen Erhebung Venedigs, alle die Mirakelbotschaften aus Parma, Modena, Florenz, Rom, Neapel mußten den Rausch zum Delirium steigern. Wenn man vernahm, daß nicht allein aus allen italischen Landschaften Freischaren gen Oberitalien sich aufmachten — eine neapolitanische unter der Führung der Prinzessin Belgiojoso —, sondern daß auch die italischen Fürsten, soweit sie auf ihren Thronen noch seßhaft, für die italische Nationalsache und gegen Oestreich sich erklärten, ja daß Leopold von Toskana, Papst Pius und Ferdinand von Neapel Truppen nach Oberitalien zu senden sich anschickten, damit dieselben, an der Seite der Piemontesen und Lombarden fechtend, die „deutschen Barbaren" und „weißröckigen Talgfresser" gänzlich vom italischen Boden wegzutilgen mithälfen, wenn man hörte, daß der Statthalter Christi den nach der Lombardei aufbrechenden „Kreuzfahrern", unter welche zwei seiner Neffen sich eingereiht hatten, vom Balkon des Quirinals herab seinen Segen gespendet habe — (obzwar in sehr zweideutigen Ausdrücken) — wenn es vom Fuße des Vesuv heraufscholl, daß der jetzo ja auch „gut italisch und konstitutionell" gesinnte König ein Truppenkorps von 15,000 Mann und zwar unter dem Kommando von Guglielmo Pepe, dem altberühmten „Soldaten der Freiheit", der guten Sache zu Hilfe senden werde: — ja, wenn alle diese glorreichen Neuigkeiten in Ohren hineinfeuerwerkten, welche an ohnehin schon südlich heißen

Köpfen hafteten, so war es ganz in der Ordnung, daß die Köpfe wirbelig wurden und die Patrioten, auf deren Schultern diese Köpfe saßen, für das Zunächstliegende und Zunächstnöthige keinen Sinn und Verstand hatten, sondern als von etwas Selbstverständlichem davon phantasirten und delirirten, es müßten, nun die besagten „Barbaren" und „Talgfresser" auf Nimmerwiederkehr vertrieben seien, sofort auch Istrien, Illyrien, Welschtirol und Dalmatien zu dem befreiten Italien geschlagen werden.

Zweifelsohne sahen Karl Albert und seine Rathgeber die Sache etwas nüchterner an. Aber konnte, durfte man in die hochlodernde Glut der Begeisterung den staatsmännisch-kalten Wasserstral hineinspritzen, es handle sich für das Haus Savoyen zunächst und allermeist darum, die erwähnte „Artischoke" zu verschlucken? Gewiß nicht. Der Sardenkönig stellte sich daher als den, wie er in einer seiner Proklamationen sagte, „von der Hand Gottes getriebenen" Streiter für die Sache Italiens dar und ließ nur bescheiden, obzwar deutlich, durchblicken, daß er erwarte, der „Wille der Nation" werde seiner Zeit ihm zu Willen sein, d. h. ihm die Krone des künftigen „Regno d'Italia" aufsetzen. In derselben Proklamation — von Lodi aus erlassen — prophezeite Karl Albert zuversichtlich: „Italiener, binnen kurzer Zeit wird unser Vaterland von Feinden frei sein. Meine Waffen werden den Kampf abkürzen. Euer Sieg ist sicher!"... Derartige Prophezeiungen waren im „tollen" Jahre gäng und gäbe. Es gab dazumal mehr Propheten als rothe Hunde. Es gab auch etliche echte, freilich nur sehr wenige, welche weissagten, der ganze Schwindel werde ein klägliches Ende nehmen. Aber das glaubte natürlich kein Mensch. Es ist so süß, sich belügen zu lassen; wie in der Liebe, so auch in der Politik. Wahrheit ist ein widerwärtig Wesen.

4.

Derweil der Sardenkönig prophetischen Stilübungen oblag, hatte der alte Radetzky sein aus Mailand gerettetes kleines Heer erst hinter die Adda und dann an den Mincio geführt. Am linken Ufer der Adda mit den 20,000 Mann, welche, die Zahl hochgegriffen, der Marschall am 24. März zur Hand hatte, Stellung zu nehmen erwies sich als unthunlich, sobald ruchbar geworden, daß auch Venedig für Oestreich verloren gegangen. Zwar vermochte er in den nächsten Tagen durch Heranziehung der Garnisonen an seinem Wege gelegener Städte sich um etliche Tausende zu verstärken, allein da er den Feind viel stärker glaubte, als derselbe in Wirklichkeit war — der fürchterliche Lärm, womit ringsher die Freischaren in's Feld rückten, mochte diese Täuschung mit verursacht haben — so sah er sich nach einem festen Stützpunkt um und suchte und fand denselben in dem schon damals berühmten zwischen dem Mincio und der Etsch gelegenen Festungsviereck Peschiera, Mantua, Verona und Legnago. Dorthin richtete er seinen Marsch, aber er konnte, obzwar in dieser Stellung für den Augenblick geborgen, über das Verzweifelte seiner Lage sich keineswegs täuschen. Er hatte, so schien es, ganz Italien gegen sich, mußte von Stunde zu Stunde besorgen, daß ihm seine Rückzugslinie nach den Alpen abgeschnitten würde, hatte eine leere Kasse und nur wenig zahlreiche und noch dazu verzettelte Streitkräfte, mußte auch, da ja daheim die vielgerühmte Blase metternichtiger Staatsweisheit ebenfalls zum Platzen gekommen und die bekannte „Rotte von Literaten, Advokaten, Schmuhlen, Mauscheln und sonstigen fremden Bösewichten" in Wien regierte, vorderhand alle und jede Hoffnung, von dorther Hilfe zu erlangen, aufgeben. Da hieß es einen zweiundachtzigjährigen Nacken steif halten und der Alte hielt ihn steif, so prächtig steif, wie zu jener Zeit kein zweiter steifgehalten wurde.

Eine Wahrnehmung mochte ihn vorzugsweise trösten und in seinem verteufelt verzweifelten Geschäfte stärken. Dem geübten Blicke des Marschalls, welcher ein Kenner der Menschen und ihrer Erbärmlichkeit war, konnte es nämlich, nachdem der Eindruck der ersten Ueberraschungen verwunden war, nicht entgehen, daß an der ganzen Erhebung Italiens viel mehr Geschrei als Wolle sei. Und so war es wirklich. Die italische Bewegung von 1848 hat weit mehr Seelenschwung, Kampflust und Aufopferungsfähigkeit erwiesen als die deutsche; aber sie theilte mit dieser den Grundmangel, daß nicht die ganze Nation mitthat. Es gab auch dazumal, die Phantasten mögen schwatzen, was sie wollen, ein ganzes Nationalbewußtsein in Italien so wenig wie in Deutschland. Die landschaftlichen Verschiedenheiten und Antipathieen waren jenseits der Alpen mindestens so groß wie diesseits. Der Neapolitaner stand dem Piemontesen gewiß ebenso fremd gegenüber, wie der Tiroler dem Friesen, und der Romagnole verhielt sich zum Sizilianer sicherlich nicht sympathischer als der Rheinländer zum Pommer. Die munizipale Spannung zwischen Florenz und Siena, Pisa und Livorno u. s. w. war gewiß nicht geringer als zwischen irgendwelchen deutschen Krähwinkeln und Kuhschnappeln. Gerade wie in Deutschland war auch in Italien der Nationalgeist nicht ein Naturgewächs, sondern ein Kunstprodukt, geschaffen durch die ruhmreiche Kette von patriotischen Dichtern und Denkern, welche sich von Dante bis zu Gioberti herabspannte. Nur der gebildete Italiener fühlte und fühlt sich als solcher, schon im Mittelalter wie noch heute. Die Pflege der italischen Einheits- und Freiheitsidee war ausschließlich bei den gebildeteren Klassen der Städtebevölkerungen gewesen und diese, nur diese, d. h. das städtische Bürgerthum und der größere Theil des demselben verbundenen Adels, machten die italische Bewegung von 1848. Die Masse des Volkes, der Bauer that nicht mit. Was wußten denn diese in der tiefsten Nacht der Unwissenheit und des Fetischismus vegetirenden, zumeist eigenthums-

losen, in drückenden Pächterverhältnissen bei kärglicher Nahrung für geile Preti, müssige Nobili und fette Cittadini das Feld bestellenden armen Teufel von Bauern, was wußten sie von Italien? Nichts. Was waren ihnen „Unità e Libertà?“ Worte ohne Sinn. Es ist sogar unzweifelhaft festgestellt, daß der italische Bauer, soweit er sich überhaupt rührte, im Jahre 1848 eher zu Gunsten der Oestreicher als der Signori Padroni gestimmt war. Warum? Weil es die bäuerische Schadenfreude gekitzelt hatte, zu sehen, daß die Signori Padroni von den „Weißkitteln“ gerade so geschurigelt wurden wie er selber. Allerdings ist es wahr, daß die stumpfe Gleichgiltigkeit der Bauern noch niemals den Ausbruch einer Revolution verhindert hat; aber nicht weniger wahr ist, daß an dieser stumpfen Gleichgiltigkeit schon manche Revolution zu Grunde gegangen ist. Der italische Erhebungssturm von 1848 durchfuhr zwar die Halbinsel ihrer ganzen Länge und Breite nach, aber er streifte bloß die Oberfläche, er wühlte die Bevölkerungen nicht in ihren Tiefen auf. Die Bauern thaten nicht mit, die Massen fehlten. Das merkte der alte Radetzky und daraufhin kalkulirte er richtig: Kann ich nur dem ersten Geschrei und Gebrause, Getrommel und Geschieße standhalten, so will ich den Signori Italiani und Italianissimi mit dem östreichischen Korporalstock ihre Märzphantasieröcke schon gehörig ausklopfen.

Zunächst handelte es sich freilich noch nicht um's Klopfen, sondern höchstens um's Nichtgeklopftwerden. Radetzky wäre es geworden, meinen Kriegswissenschafter, falls Karlo Alberto mit allem, was er von Streitkräften aufbringen konnte, südöstlich von Mantua über den Po gegangen wäre, sich in den Rücken seines Gegners geworfen und, etwa von Padua aus, alles darangesetzt hätte, das Festungsviereck abzusperren. Der Sardenkönig ging aber von der vorgefaßten Ansicht aus, nicht die Rückzugslinie nach dem Venetianischen, beziehungsweise nach Illyrien, sondern die nach Tirol müßte den Oestreichern abgeschnitten werden, und

o versuchte er den Stier bei den Hörnern zu packen, d. h. das Festungsviereck in der Front anzugreifen.

Das schien anfangs gelingen zu wollen, aber es war nur ein täuschender Schein. An der Brücke des am rechten Ufer des Mincio gelegenen Städtchens Goito stieß am 8. April die italische Vorhut, Freischärler aus Genua und Mailand, sowie piemontesische „Bersaglieri“ und Marinesoldaten, auf die östreichische Nachhut, die Brigade Wohlgemuth, welche zum Weichen gezwungen wurde, nachdem die Brücke durch eine einzige Kompagnie tirolischer „Kaiserjäger“ 4 Stunden lang hochheldisch — zwei Enkel des Andreas Hofer fielen hier — gehalten worden war. Dieser erste, kleine, kaum nennenswerthe Erfolg machte die Italiener ganz toll vor Freude. Viele wenigstens, sehr viele thaten mit Schreien, Springen und Tanzen, wie drehende Schöpse thun. Es gab eine Viktoriaflunkerei, als wäre schon alles aus und vorbei und der letzte Weißkittel fliehend hinter dem Kamme der Alpen verschwunden. Im Bulletinstil leisteten die italischen Zeitungsschreiber Kolossales. Sie überlogen den ersten Napoleon und kamen an Wahrhaftigkeit nahezu dem dritten gleich. Der Generaladjutant Radetzky's, General Schönhals, welcher als „Veteran“ diesen Feldzug beschrieben hat, theilt aus einer italischen Zeitung — (leider sagt er nicht, aus welcher) — als Probe solchen Bulletinismus diesen Siegesbericht über das Gefecht bei Goito mit: — „Die östreichische Armee hat aufgehört zu sein! Vierzigtausend Gefangene haben sich vor dem großen Schwerte Italiens niedergeworfen. Radetzky, dem beide Beine zerschmettert waren, ist unter dem Beifallsgeschrei der Armee am Schweife seines Pferdes fortgeschleift worden. Verona hat sich ergeben; man hat sich aller Fahnen, Kanonen und Bagagen des Feindes bemächtigt. Die Zahl der Todten ist unberechenbar.“ Wie aus dem „Bramarbas“ des Plautus herausgeschnitten oder aus der „Zenobia“ des Calderon, allwo der große Kapitano Persius seine wunderbaren Heldenthaten zum besten gibt. Man muß eben dem Ueber-

schwang südländischer Einbildungskraft etwas zu gute halten. Wahr ist nur, daß die Italiener, soweit sie bei Goito in's Feuer gekommen, sich mit großem Muthe geschlagen haben. Auch, und sogar allen zuvor, die Freischärler. Allein im Uebrigen war die ganze Freischärlerei von unbedeutendem Erfolg. Es fehlte die rechte Organisation, Führung und Zucht. Es gab unter den Freischaren fast mehr Generale, Oberste und sonstige Offiziere als gewöhnliche Freischärler und das Auftreten der Freischaren war der Massenerhebung, war dem Ausbruch eines „Volkskriegs" mehr hinderlich als förderlich, weil die Zuchtlosigkeit dieser Schaaren namentlich den Bauer von einer Betheiligung an der nationalen Sache abhielt. So z. B. im Welschtirol, wohin der Feldmarschall, um sich dort den Rücken und die Verbindung mit den östreichischen Erbländern zu sichern, baldmöglichst von Verona aus 4000 Mann entsandte unter einem Befehliger, auf dessen rücksichtslose Energie er sich verlassen konnte. Es war dies der Oberst Zobel, welcher Trient besetzte und vom dortigen Kastell herunter eine so ganz und gar nicht mißzuverstehende Kanonenmaulsprache führte, daß dort herum Italiani und Italianissimi unterduckten, sehr. Der Mann hatte schon drunten in der Lombardei sich furchtbar genug gemacht. Seine Meldungen waren Blutlitaneien: z. B. „13 im Kastell Doblino gefangene Deserteure ließ ich gleich erschießen; 7 gefangene wohlhabende Bürger und Gutsbesitzer aus Mailand und Bergamo ließ ich auch erschießen, zum Exempel." Ruhm den Italienern, Ruhm insbesondere den Freischaren, daß sie solches „Exempel" nicht nachahmten! Ehre aber auch dem alten Radetzky, daß er solche Barbarei oder Zobelei nicht billigte, sondern das Erschießen von Gefangenen, sogar von gefangenen Fahnenflüchtigen verbot und nur überwiesene Spione todtzumachen erlaubte. Der „vielbeschimpfte, aber bewunderenswerthe Greis" — so nannte ihn einer seiner urtheilsfähigsten Feinde, der Graf Balbo — hatte überhaupt in betreff des Umbringens wehrloser Gefangenen keineswegs win-

dischgrätzische oder haynauische Ansichten. Als er im Spätherbst von 1848 die standrechtliche Ermordung von Robert Blum erfuhr, sagte er laut: „Das schadet Oestreich mehr als eine verlorene Schlacht!"

5.

Nach dem „großen Sieg" bei Goito überschritten, den Oestreichern folgend, die italischen Streitkräfte den Mincio. Ihre Verstärkungen trafen jetzt allmälig ein, so daß um die Mitte Aprils der Sardenkönig über ungefähr 42,000 Mann Regulärtruppen mit 120 Geschützen zu verfügen hatte. Wenig später über nahezu 60,000 Mann, ungerechnet die lombardischen, parmesanischen, modenesischen Freischaren und die aus dem Kirchenstaat, aus Toskana, aus Neapel gekommenen Hilfsvölker, welche zusammen zweifelsohne eine Summe von 25 bis 30,000 Mann ausmachten. Das östreichische Heer war zu dieser Zeit anerkanntermaßen bedeutend schwächer. Sein Totalbestand bezifferte sich auf höchstens 57,000 Mann, wovon aber nicht mehr als 18 bis 20,000 Mann auf die eigentliche Feldarmee kamen, indem die Mehrzahl der angegebenen Gesammtmannschaft entweder Besatzungsdienste that oder zu Entsendungen verwandt war. Allein diese numerische Ungleichheit wurde, abgesehen von der Beschaffenheit der Truppen, vollständig ausgeglichen dadurch, daß die Oestreicher vom Radetzky und die Italiener vom Karlo Alberto kommandirt wurden. Der letztere hat sich, wie als Mensch und Politiker, so auch als General nur als einen Hamlet der Wirklichkeit erwiesen, d. h. als ein Schwäch- und Schwankling, der immer will und nimmer kann und auf dessen Schultern die Geschichte die Bürde einer Aufgabe gelegt hatte, welcher sie nicht gewachsen waren. An persönlicher Tapferkeit hat es der Sardenkönig nicht fehlen lassen. Im Gegentheil, er setzte so sich aus, er ritt bei jeder Gelegenheit so rückhaltlos in's dichteste

Kampfgemenge, daß man geneigt wird, zu vermuthen, der sardische Hamlet habe im peinigenden Gefühle des Mißverhältnisses zwischen seiner Aufgabe und seiner Kraft einen ehrenhaften Tod gesucht. Gewiß ist, daß der König gar kein Selbstvertrauen besaß und demnach zum Feldherrn gerade so viel Beruf hatte wie ein deutscher Professor zum Staatsmann, womit aber nicht gesagt sein soll, daß der letztgenannten Species vom Genus Homo das Selbstvertrauen mangelte — bewahre!

Noch immer konnte mit Aussicht auf Erfolg dazumal versucht werden, von Osten her das Festungsviereck zu fassen; allein Karl Albert hatte sich nun einmal in den Angriff von Westen her verbissen und insbesondere die Wegnahme von Peschiera, der am Südende des Gardasee's gelegenen Nordwestecke jenes Vierecks als ein Unternehmen von äußerster Wichtigkeit sich in den Kopf gesetzt. Auf die gänzliche Einschließung dieser Festung zielten zuvörderst seine Operationen. Weiterhin war es auf Verona abgesehen, mit dessen Fall — (aber es fiel nicht!) — allerdings die östreichische Verbindungslinie mit Tirol höchlich gefährdet gewesen wäre. Gegen Ende Aprils stand die italische Hauptmacht südlich von Peschiera und suchte zu den angegebenen Zwecken in nordöstlicher Richtung vorzugehen und sich auszubreiten, während der östreichische General, Verona als den Angelpunkt seines Thuns und Lassens festhaltend, noch immer auf die Vertheidigung angewiesen war. Von den letzten Tagen des Monats wurde jeder durch blutige Zusammenstöße markirt. Am 30. April thaten die Italiener einen herzhaften Anfall auf Pastrengo, wo zwei östreichische Brigaden standen. Diese mußten vor der feindlichen Uebermacht weichen und gelangten nur mit einem Verlust von 800 Mann vom rechten Ufer der Etsch (Adige) auf das linke*). Weitere Bedrängnisse der Oestreicher an diesem

---

*) Ich kann für die absolute Richtigkeit der Verlustangaben hüben und drüben eine Bürgschaft nicht übernehmen, weil es absolut unmöglich ist, in

Tage wurde dadurch verhütet, daß der Marschall von Verona ausfiel und den Vorschritt der Italiener hemmte. Aber das günstige Resultat dieses Tages für die letzteren war, daß sie absperrend zwischen Verona und Peschiera sich festsetzen und die Belagerung der Festung am Gardasee ernstlich anhandnehmen konnten.

Wenn man erwägt, wie leicht und rasch früher, zu Anfang der 20ger und der 30ger Jahre, die nationalen Erhebungsversuche der Italiener durch die Oestreicher niedergetreten worden waren, so darf man es nicht gering anschlagen, daß i. J. 1848 bislang, d. h. bis zum Monat Mai, die italische Bewegung stets im Vorschreiten sich befand und der östreichischen Armee gegenüber nicht nur mit Ehre bestanden war, sondern auch erkleckliche Resultate erlangt hatte. Allein das jetzo bis ins blaueste Blau hinauffliegende Nationalbewußtsein fand an dem Erlangten kein Genüge. Die entflammte patriotische Phantasie forderte im Stil des großen Horribilikribrifax gethane Thaten. Die „maledetti austriaci" sollten weggeblasen werden von der italischen Erde, wie von einer Windsbraut weggewirbelt. „Große Schläge" mußten geschehen, markerzitternde, erderschütternde. Warum so viele Umstände machen mit den „barbari tedeschi"? Warum sie nicht mit einem heroisch-gewaltigen Anlauf aus dem Festungsviereck hinaus und über die Alpen hinüberwerfen?

---

betreff der beiderseitigen Verluste in diesem — wie übrigens in jedem Kriege — die absolute Wahrheit zu ermitteln. Der Kriegsbulletinismus war vom Anfang der Zeiten ein Erzlügner. Schon die Alten verstanden die bulletinische Kunst, mittels deren den Moskowitern es gelang, während ihrer vieljährigen Kämpfe mit den Tscherkessen in jedem Treffen eine Unzahl Feinde zu tödten und ihrerseits immer nur den berühmten einen todten Russen zu verlieren, aus dem Fundamente. Ich erinnere beispielsweise an das römische Siegesbulletin über die Schlacht bei Magnesia gegen den dritten Antiochos (190 v. Chr.), demzufolge die Asiaten 50,000 und die Römer 324 Mann verloren.

Natürlich wurden derartige Faseleien und Narretheien im piemontesischen Hauptquartiere gewerthet, wie sie es verdienten. Man wußte dort recht gut, daß die Oestreicher sich nicht nur so wegblasen ließen. Man wußte auch, wer die Wegblasungsschreihälse eigentlich waren. Schöne Herrchen nämlich dahinten in Mailand, junge Nobili und Seidehändlersöhne, welche in den „circoli“ Italien und die Welt neu konstruirten, liebäugelnden Patriotinnen die Rachearie des Orovist aus der Norma vorträllerten und in grüner Freiwilligenuniform mit fürchterlichen Schleppsäbeln durch die Straßen rasselten, über das „feige Zaudern“ der Piemontesen schimpfend, aber wohl sich hüteten, aus Mailand heraus und gegen die Oestreicher zu ziehen. Glaubwürdige Augenzeugen und Mithandelnde haben uns versichert, daß von 20,000 als Freiwillige eingeschriebenen Lombarden kaum 6000 wirklich ins Feld gegangen seien.

Um das Geschrei solchen patriotischen Kehrichts brauchten sich nun allerdings Karl Albert und seine Minister und Generale nicht zu kümmern, von solchen Windhaspeln brauchten sie sich nicht zur Führung „großer Schläge“ aneifern zu lassen. Aber es gab auch viel gewichtigere Aneiferungen, rasche Entscheidungen zu suchen. Erwies sich die sardische Macht nicht ausreichend und thatkräftig genug, die Oestreicher bald aus der Lombardei hinauszutreiben, so konnte und mußte das Verschlucken der „Artischoke“ wieder fraglich werden. Denn neben der monarchischen Partei, welche die Vereinigung („fusione“) der Lombardei mit Piemont unter Karlo Alberto's konstitutionellem Scepter für selbstverständlich ansah, rührte sich auch die republikanische, welche von dieser Fusion nichts wissen und dem „Verräther von 1821 und 1832“ nicht verzeihen wollte. Mazzini war nach Mailand gekommen, um zu sehen, ob für die Verwirklichung des Ideals seines Lebens, für den Aufbau der „Repùblica italiana“, jetzt endlich dort ein Boden sei. Er mußte bald erkennen, daß kein Boden, wenigstens kein haltbarer, vorhanden. Mit trällernden,

flunkernden, säbelrasselnden Jüngelchen macht man keine Republik: dazu gehören Männer, wie sie vormals Cromwell und nachmals Washington unter ihren Fahnen gehabt. Der Philister in Mailand und mehr noch in anderen lombardischen Städten wollte von der Republik und ihrem Tribun nichts hören, sondern horchte mit Beifall dem fusionistischen Gepredige des Abbate Gioberti, welcher, ein Plagiat an dem genasführten Lafayette von 1830 begehend, unaufhörlich versicherte, der konstitutionelle Karlo Alberto sei „die beste der Republiken“. Mazzini wäre vielleicht im Stande gewesen, mit Aufbietung aller Mittel das monarchische Philistäa niederzustürmen, aber er war natürlich nicht so thöricht, zu übersehen, daß man ohne die Beihilfe des Sardenkönigs die Oestreicher nicht aus Italien vertreiben könnte. Er mochte sich auch nicht dazu hergeben — namentlich in Hinblick auf die Beschaffenheit der sogenannten republikanischen Elemente um ihn her nicht dazu hergeben, die Zukunft der Republik durch einen Versuch zu kompromittiren, welcher, wie die Sachen lagen, im günstigsten Falle nur einen kurzdärmigen Erfolg haben konnte. So beschied sich denn der Tribun, seine Landsleute zu ermahnen, „Geduld zu haben und einträchtig zu sein“, maßen doch vor Beendigung des Krieges alle Anstrengungen, Italien so oder so zu konstituiren, eitel wären. Man sieht, Mazzini rechnete mit den gegebenen Verhältnissen. Das darf aber ein richtiger Prophet und Apostel nicht thun, wenn er Glück haben will. Ein richtiger Prophet und Apostel muß allzeit dumm genug sein, das, was er prophezeit und predigt, und wären es auch Dogmen von der Dreieinigkeit und von der unbefleckten Empfängniß, selber zu glauben. Mazzini glaubte im Frühling von 1848 nicht an die Möglichkeit einer italischen Republik: damit war die Frage einstweilen entschieden und der Tribun konnte wieder hingehen, woher er gekommen. Das 19. Jahrhundert ist durchaus das Jahrhundert der Bourgeoisie, im guten wie im schlimmen Sinne, und deßhalb wird es vor Ablauf desselben die Republik in Europa

schwerlich irgendwo dauernd über die Monarchie davontragen. Den wahren Grund hat schon der hellsichtige Brissot angegeben, indem er am 26. Juli von 1792 sagte: „Les hommes attachent au mot de Roi une vertu magique, qui preserve leur propriété.“

Allein im piemontesischen Hauptquartier fuhr man trotzdem fort, den Mazzinismus für mächtiger zu halten, als er war, und demnach zu fürchten. Man glaubte denselben am nachdrucksamsten unschädlich zu machen durch Führung „großer Schläge“ gegen den Nationalfeind, welche Schläge die Vorzüge des Monarchismus und vollends die Vorzüge des konstitutionellen Monarchismus eines Karlo Alberto, der ja den Mailändern schon am 23. April hatte eröffnen lassen, „es stehe dem tapferen lombardischen Volke zu, die Form seiner Regierung selbst zu bestimmen“, — auch den verstocktesten Republikanern einleuchtend machen müßten. Hiezu kam der Drang, in Italien oder wenigstens in Oberitalien „vollendete Thatsachen“ zu schaffen, bevor die fremde Diplomatie ihre zudringliche Schnüffelnase und ihre nicht knotenlösenden, sondern knotenschürzenden Zappelhände — (die Nase schnüffelte und die Hände zappelten bereits) — in die italischen Angelegenheiten stecken könnte. Endlich galt es auch, den sehr übelriechenden Eindruck, welchen eine neuerliche Demonstration des Papstes hervorgebracht hatte, durch kriegerisches Geräusch zu ersticken.

Ach, der liebe Pio-Nono-Schwindel war auch schon ausgeschwindelt! Am 29. April kriegte er ein solches Loch, daß der ganze Wind, welcher ihn schwellen gemacht hatte, daraus entwich. Der aufgeblasene Schemen des „Regenerators der Kirche“, des „Messias und Heilands von Italien“ fiel kläglich zusammen und aus dem „angelo di Vaticano“ wurde wieder ein ordinärer „Statthalter Christi“. Es war nicht seine Schuld, daß Millionen von Dummlingen die lächerlichste aller Lügen, die Lüge von einem „liberalen“ Papst geglaubt hatten. An dem genannten April-

tage that Pius, angeblich ohne Vorwissen seiner „konstitutionellen" Minister, an das versammelte Kardinalkollegium eine „Allokution", worin er zunächst in sehr deutlicher Sprache gegen jeden Zusammenhang des heiligen Stuhls mit der italischen Revolution Protest einlegte. Insbesondere verwahrte er sich gegen jede ihm unterstellte Billigung der wideröstreichischen Erhebung in der Lombardei, denn eine solche Billigung könnte ja „die Deutschen bestimmen, daß sie aus Rachelust eine Trennung von der päpstlichen Kurie anstrebten". Im weiteren nahm der Papst mißbilligenden Bezug auf die neueste kriegerische Gestaltung der Dinge in Oberitalien, wo ja dermalen 7000 Mann reguläre Schlüsselsoldaten unter dem General Durando und an 10,000 kirchenstaatliche Freischärler unter Ferrari's Führung gegen Oestreich in Waffen standen. Denn Durando war, einem Befehle Karl Alberts nachkommend, mit seinem Korps am 21. April über den Po gegangen und rückte nun, gefolgt von dem ganzen Freiharst Ferrari's, aufwärts an die Piave, einem östreichischen Korps entgegen, welches unter dem General Nugent aus dem Friaul herabkam, um Venedig von der Landseite einzuschließen. Nach Ankunft der Nachricht von Durando's Poübergang hatte sein „konstitutionelles" Ministerium dem Papst einmüthig gerathen, sich nicht nur in die vollendete Thatsache zu finden und zu fügen, sondern auch so zu sagen an die Spitze der Kriegführung für die nationale Unabhängigkeit sich zu stellen — auch der nachmalige Hauptreaktionswütherichminister des Ex-Engels vom Vatikan, der Kardinal Antonelli, hatte als damaliger „konstitutioneller" Minister diesem Rathschlag seiner Kollegen beigestimmt und nicht nur das: der schamlose Heuchler hatte auch geäußert, nur sein Kardinalpurpur hielte ihn ab, selber den Degen für die italische Sache umzuschnallen. Man kann eben in Darstellung der Geschichte des „tollen" Jahres keinen Schritt thun, ohne entweder über einen ausbündigen Narren oder aber über einen ausbündigeren Schurken zu stolpern.... Schließlich erklärte der

Papst in seiner Allokution geradezu, er hätte seine Truppen an die Gränze rücken lassen — (sie waren aber schon darüber hinaus) — nur zu dem Zwecke, den Kirchenstaat vor Gebietsverletzungen zu wahren, und fügte diesem noch hinzu: „Wenn jetzt etliche verlangen, daß auch wir mit den anderen Fürsten und Völkern Italiens den Oestreichern Krieg ansagen sollten, so achten wir es angezeigt, klar und offen kundzumachen, daß dies keineswegs unsere Absicht ist, da wir gemäß unserer höchsten apostolischen Würde alle Völkerstämme und Nationen mit gleicher väterlicher Liebe umfassen. Sollten sich aber dessen ungeachtet unter unseren Unterthanen solche finden, welche sich durch das Beispiel der anderen Italiener hinreißen ließen, so werden wir die Mittel haben, ihren Eifer zu bändigen."

Mit diesen Worten hatte sich Pio Nono — wir werden später davon hören — einen Fluchtpaß geschrieben. Das „tolle" Jahr sollte ja unter vielen anderen erbaulichen Spektakeln auch einmal wieder das eines fliehenden — und wie! fliehenden — Statthalters Christi haben.

6.

Karlo Alberto also und seine Trafilatori hatten Ursache oder glaubten solche zu haben, irgendwie „große Schläge" zu thun, namentlich auch, damit ein gehoffter Siegesschrei die ihnen verteufelt quer gekommene „Ansprache" des Papstes, welchen daraufhin der Volkswitz nicht sehr witzig vom Pio Nono zum Pio No! No! herunterwortspielte, überschreien möchte.

Zu diesem Zwecke wurde beschlossen, von den Höhen von Sommakampagna her, wo das sardische Heer stand, einen Angriff zu unternehmen auf die Stellungen der Oestreicher, welche den westlich und südwestlich in halbstündiger Entfernung von Verona terrassenförmig ansteigenden Höhenzug besetzt hielten. Man

hoffte, sie rückwärts über diesen Höhenzug hinab und in die Festung zurück zu werfen. Man hoffte sogar noch mehr, nämlich in der Verwirrung des vorausgesetzten östreichischen Rückzugs einen Anfall auf Verona selbst versuchen zu können, zu dessen Gelingen ein vorausgesetzter Aufstand der Veroneser mithelfen sollte. Lauter glückliche Voraussetzungen soweit. Schade nur, daß der alte Radetzky es sich nicht nehmen ließ, die Nachsätze dazu anzugeben. Der Feldmarschall kannte die Vorzüge seiner Position zu gut, um dieselbe nicht mit äußerster Zähigkeit festzuhalten. Er ließ sich auch nicht überraschen, sondern bereitete umsichtig den Empfang vor, welchen er der sardischen Armee bei dem kleinen Dorfe Santa Lucia zutheilwerden lassen wollte, welches, südwestlich von der Festung gelegen, dem linken Flügel der Oestreicher zum Stützpunkte diente und für den Schlüssel zu ihrer ganzen Stellung anzusehen war. Dieses Dorf gab der Schlacht vom 6. Mai den Namen, welche mit ungleichen Streitkräften geschlagen wurde, indem die Oestreicher zwar außerhalb Verona's gegen 30,000 Mann zur Verfügung, im Gefechte selbst aber nicht mehr als 16 bis 18,000 Mann hatten, wogegen die Italiener nach und nach 33 bis 35,000 Mann in's Feuer brachten.

Am genannten Tage, frühmorgens, führte der Sardenkönig sein Heer ostwärts zum Angriffe vor. Das Centrum sollte von Sommakampagna, der rechte Flügel von Villafranka her auf Santa Lucia fallen, woselbst vorerst nur 5 bis 6000 Oestreicher mit 12 Kanonen standen. Darunter — es verdient bemerkt zu werden — auch ein italisches Grenadierbataillon, welches sich an diesem heißen Tage mit äußerster Tapferkeit gegen seine „Compatrioti“ und „Fratelli“ schlug und auf den im Gewühle des Treffens erhobenen Zuruf derselben: „Kommt, Brüder! Hierher, unter die Fahne Italiens!“ eine Generalsalve und: „Avanti! Avanti!“ zur Antwort gab. Radetzky machte das Bataillon zum Dank für diese fahnentreue, obzwar sehr unita-

lische Haltung zu seiner Leibwache . . . Für das Gelingen des Angriffsplans von Karl Albert war es mißlich, daß seine drei Heersäulen nicht gleichzeitig oder wenigstens rechtzeitig vor Santa Lucia eintrafen. Der rechte Flügel stand gegen das Centrum so weit zurück, daß er dieses nicht im günstigsten Augenblicke vollwuchtig zu unterstützen vermochte, und was den linken Flügel angeht, so vermochte derselbe, auf seinem Anmarsche von den Oestreichern erst zurückgehalten und dann zurückgeschlagen, gar nicht in den Kampf am Entscheidungspunkt einzugreifen. Diese strategischen Mängel und Mißlichkeiten schien aber die feurige Tapferkeit der Italiener ausgleichen zu wollen. Mit der Losung: „Italia e Carlo Alberto!“ eilten die Regimenter fliegenden Laufes zum Sturm auf Santa Lucia. Allein mit eiserner Zähigkeit hielten die Oestreicher den Ort. Am heftigsten rollte und ras'te das blutige Würfelspiel um den Kirchhof her, welchen der Oberst Kopal mit zwei Jägerkompagnien wahrhaft heldisch vertheidigte. Vergebens; denn kurz nach 1 Uhr wurde der Kirchhof erstürmt und damit befand sich die ganze Stellung von Santa Lucia in den Händen der Italiener.

Ein alle Kräfte zusammenfassender, rasch und energisch vorwärts in die Niederung hinab und auf Verona zu gethaner Druck und Stoß würde möglicher Weise für die Oestreicher eine entscheidende Katastrophe und für die Italiener ein glänzendes Ergebniß gehabt haben. Allein abgesehen davon, daß die piemontesischen Truppen durch das lange und harte Ringen um den Besitz von Santa Lucia denn doch sehr mitgenommen waren und daß der linke Flügel der Armee noch immer nicht auf der Walstatt eingetroffen war, ist Karl Albert auch nicht der Mann gewesen, alles auf e i n e n Wurf zu setzen. Nach der Art solcher halben Naturen, begnügte er sich mit einem halben Erfolg, d. h. er wollte die genommene Stellung festhalten und glaubte es zu können.

Der alte Radetzky — eine Hofklike in Wien, zusammengeflickt aus einheimisch-hocharistokratischen Nichtsen, welche ihre

Stammbäume bis auf Bileams redende Eselin zurückführten, und aus aller Herren Ländern hergelaufenen Don Ranudos und sonstigen Mitessern, aus gehirnweichen Legitimitätsduselern und zu neuen Betschwestern umgestandenen alten Buhlweibern, dieselbe Klike, welche dann i. J. 1859 den Verlust der Lombardei für Oestreich verschuldete, sie sprach nach den Jahren 1848—49 zu schuldigem Danke von dem greisen Feldmarschall nur als von dem „alten Esel Radetzky" — der alte Radetzky also sah seinerseits sehr klar, um was es sich für ihn und für Oestreich an diesem 6. Maitag handelte. Um nichts Geringeres als um die Einbuße Italiens. Er durfte aus dem Kampfe nicht als ein Geschlagener hervorgehen, sonst war er ein Besiegter und war alles verloren. Daher blieb keine Wahl: Santa Lucia mußte wieder genommen und die Piemontesen rückwärts über den Höhenzug hinabgejagt werden. Er traf sogleich die nöthigen Anordnungen, ließ seine Adjutanten rennen und sandte von Verona neue Brigaden gegen die Terrasse vor. Das Dorf oder vielmehr der Trümmerhaufen, welcher jetzt Santa Lucia vorstellte, wurde heute zum zweiten mal ein Sturmobjekt. Aber die ersten Stürme der Oestreicher, mit unzulänglichen Kräften unternommen, wurden von den Italienern gänzlich abgeschlagen. Da that der Alte seinen letzten Wurf, indem er alles Fußvolk, was er in Verona zusammenraffen konnte, gegen die Höhen vorschickte und diesen Sturmangriff durch das Feuer einer Batterie von Zwölfpfündern unterstützen ließ. Das schlug durch. Um so mehr, als die Italiener in Santa Lucia inzwischen erfahren hatten, daß ihr linker Flügel in seiner ihm zugewiesenen Aufgabe, d. h. in seinem Angriff auf Croce Bianca vollständig gescheitert und durch den rechten Flügel der Oestreicher zu fluchtähnlichem Rückzuge gezwungen worden sei. Abends 4 Uhr gab Karl Albert den Befehl, Santa Lucia zu räumen und den Rückzug anzutreten, und nach Einbruch der Nacht standen beide Heere wieder da, wo sie vor Tagesanbruch gestanden hatten. Der östreichische Bulletinismus log, die

Oestreicher hätten an diesem Tage 72 Todte, 190 Verwundete und 87 Gefangene eingebüßt; in Wahrheit hatten sie 900 Mann verloren und die Piemontesen 1300, oder gar 1500, obzwar der piemontesische Bulletinismus seinerseits diesen Verlust auf 757 herunterlog. Oestreichischen Berichten zufolge spielten in dieser Schlacht von Santa Lucia auch die famosen „Teufelmasken" eine Rolle. Man habe nämlich piemontesische Soldaten in den Vorderreihen als Teufel mit Hörnern, Krallen und Schwänzen ausstaffirt, um die „stupidi Croati" zu erschrecken, und mehr als 60 solcher Masken seien von den siegenden Oestreichern auf dem Schlachtfeld erbeutet worden*).

Die materiellen Ergebnisse des blutigen Tages von Santa Lucia waren gering, aber die moralischen groß. Karlo Alberto hatte nicht gesiegt, war vielmehr zurückgetrieben worden und das wurde ihm von seinen Landsleuten sofort als Schuld angeschrieben. Radetzky seinerseits hatte den Plan des Feindes vereitelt, hatte durch den Schlachttag vom 6. Mai seinem Heere Selbstvertrauen und Zuversicht zurückgegeben und die italische Strohrenommisterei vom Hinwegblasen der Oestreicher aus Italien vor aller Welt in ihrer ganzen Nichtigkeit aufgezeigt. Zwar erhaschte der Sardenkönig oder, wenn man will, die italische Nationalsache später noch da und dort ein flüchtiges Lächeln der Glücksgöttin; allein das erste Zurückweichen der savoyischen Fahne vor der östreichischen am 6. Mai kündigte dennoch eine Wendung zu Ungunsten Italiens an und zwar um so deutlicher, da sich in demselben Monat in Rom und Neapel bedrohlichste Umschwünge entweder vorbereiteten oder auch vollzogen und die

*) Der verdiente Verfasser der „Storia militare di Piemonte", Pinelli, bezeichnet (p. III, c. 3) diese Teufelmaskenhistorie als ein abgeschmacktes, von dem „östreichischen Veteranen" (Schönhals) erfundenes Märchen, bestreitet dasselbe aber so zornheftig, daß er uns sehr geneigt macht, daran zu glauben.

Thatsache, daß Italien von nirgendsher werkthätige Hilfe erhalten würde, immer nackter heraustrat.

7.

Diesseits der Alpen vermochte man nicht so bald zu erkennen, daß es mit dem stolzen „L'Italia farà da se"! wenige Wochen, nachdem es gesprochen worden, schon ziemlich hoffnungslos bestellt war, und außerdem trug sich das wiener Kabinett mit der durchaus grundlosen Besorgniß, dem italischen Aufstand könnte von seiten Frankreichs, der Schweiz und Englands thatsächliche Unterstützung zutheil werden.

Was Frankreich angeht, so legte die provisorische Regierung der Pseudorepublik vom Februar der italischen Bewegung gegenüber dieselbe Unfähigkeit und Unbehilflichkeit an den Tag, welche ihr Amtiren überhaupt kennzeichneten, und außerdem auch die wohlbekannte französische Selbstsucht. Sogar der politische Lyriker und lyrische Politiker Lamartine verhehlte seine Unlust nicht, an den Gränzen Frankreichs einen großen italischen Staat erstehen zu sehen, welcher „bis vor die Thore von Lyon reichen würde", und meinte, da ja dieser ganze Staat „wieder einmal Oestreich in die Hände fallen könnte", so würde Frankreich gutthun, sich den Besitz von Savoyen und Nizza „unterpfandweise" zum voraus zu sichern. Dazu kam es jedoch nicht, wohl aber sahen die wechselnden Gewalthaber in Paris die Bildung eines italischen oder auch nur eines oberitalischen Einheitstaats mit denselben grünen Scheel- und Neidaugen an, womit sie gleichzeitig auch auf die deutschen Einheitsbestrebungen blickten. Nachdem Cavaignacs Stiefelfuchs Bastide Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden, that er dem französischen Gesandten

in Turin, natürlich zu weiterer Mittheilung, zu wissen, daß „eine lombardische und eine venetianische Republik“ — d. h. ohnmächtige Kleinstaaten — ein Recht auf die „Protektion“ Frankreichs hätten. Das war deutlich genug: die cavaignac'sche Kameraderie wollte so wenig ein mächtiges Italien als ein mächtiges Deutschland. Die französische Nationalversammlung hatte sich allerdings schon am 24. Mai für die Unabhängigkeit Italiens ausgesprochen, allein das war und blieb eine Phrase. Um so mehr, als später, im August, der Diktator Cavaignac angesichts der Versammlung konstatiren konnte, daß die Italiener die Hilfe Frankreichs nicht nur nicht angerufen, sondern auch dieselbe ausdrücklich sich verbeten hätten. Und warum denn nicht? Die Italiener konnten doch wahrlich noch nicht vergessen haben, welche Sorte von „Freiheit und Gleichheit“ ihnen die Franzosen am Ende des 18. Jahrhunderts „auf den Spitzen der Bajonnette“ über die Alpen herübergebracht hatten.

Die Schweiz fand sich durchaus nicht gestimmt oder veranlaßt, einen Finger oder gar eine Hand in den heißen italischen Brei zu stecken. Nichts liegt den nüchtern-praktischen Schweizern ferner als Kosmopolitik. Die revolutionären Bewegungen von 1848 kamen ihnen sehr gelegen; aber nur, weil ihnen dadurch ermöglicht wurde, die Ernte ihres Sonderbundkrieges, d. h. die Bundesreform, ungestört und unbehelligt unter Dach und Fach zu bringen. Zwar fochten etliche Hunderte schweizerischer Freischärler, der großen Mehrzahl nach Tessiner, in den Reihen der Lombarden und Venetianer, allein die Eidgenossenschaft als solche wies jeden Interventionsgedanken, nach dieser oder jener Richtung hin, weit von sich und hielt streng an dem schweizerischen Prinzip der Neutralität. Als daher der Sardenkönig am 6. April der Schweiz in aller Form ein Schutz- und Trutzbündniß anbieten ließ, sagte die damals in eidgenössischen Dingen noch amtirende Tagsatzung höflich, aber entschieden nein. Den Staatsmännern, welche die Bundesbehörde leiteten, mochte

es auch persönlich wohlthun, einen König zu bekorben, welcher in schamlosester Weise wenige Monate zuvor den jesuitischen Sonderbund in der Schweiz aufgemuntert und unterstützt hatte.

Von seinen Nachbarn im Westen und Norden hatte also Italien nichts zu erwarten. Dagegen nahm sich England der italischen Sache in seiner Weise an, d. h. es suchte sich diplomatisch vermittelnd zwischen Oestreich und die Italiener zu stellen, predigte den beiden streitenden Parteien Mäßigung und Frieden und ließ daneben das italische Wirrsal, wie das festländische überhaupt, durch seine Fabrikanten und Spekulanten gehörig ausbeuten. Für den Erzhumbuger Palmerston, der in England regierte, war das ein gefundenes Essen und er setzte sich so recht mit Behagen vor die appetitliche Schüssel. Da konnte man sich wieder einmal wichtig machen, daß es eine Art hatte, und noch dazu ohne das geringste Risiko! Da konnte man ohne alle Verunköstigung den „liberalen Staatsmann" heraushängen, dem „alten Alliirten" Oestreich eins an's Bein geben und doch zugleich als „erbweisheitlicher" Hort der konservativen Interessen im Allgemeinen und als der Retter des besagten alten Alliirten im Besonderen sich darstellen. Das punctum saliens bei alledem war für die englische Politik dieses, in Italien keine Republik aufkommen zu lassen, Oestreich zu dem (etwas vergrößerten) Sardinien, wie zur italischen Nationalität überhaupt, in ein leidlich gutes Verhältniß zu setzen, auf solcher Basis den Frieden in Oberitalien möglichst rasch herbeizuführen und dadurch die Gefahr einer so oder so herbeigeführten kriegerischen Dazwischenkunft der Franzosen abzuwenden. Demgemäß ertheilte Palmerston den diplomatischen Agenten seine Instruktionen und diese, insbesondere die englischen Gesandten in Wien (Ponsonby) und Turin (Abercromby), gingen an's Werk, welches um so besseren Fortgang zu versprechen schien, als das östreichische Kabinett (Ficquelmont) die englische Vermittelung förmlich ansprach.

Graf Ficquelmont, welcher die italischen Zustände aus eigener Anschauung genau kannte und zweifelsohne der Ueberzeugung war, daß das Aufhörenmüssen der östreichischen Herrschaft in Italien, welche einzig und allein auf die Kraft des Säbels gestellt war, ja doch nur eine Frage der Zeit sei, war inmitten aller der zahllosen Bedrängnisse, die seine Verwaltung umgaben, hinsichtlich Italiens zu großen, zu größten Zugeständnissen bereit. Er hatte von seinem Gesichtspunkt aus vollständig recht, wenn er, als der Kampf in der Lombardei im April vor dem Festungsviereck einstweilen zum Stehen gekommen war, die Stunde gekommen glaubte, einen aufrichtigen Frieden zwischen Oestreich und Italien herzustellen. Das war der Zweck der Sendungen, womit er den Freiherrn Hummelauer nach England und den Grafen Hartig nach Italien betraute. Der letztere erließ schon am 19. April von Görz aus im Namen seines Kaisers eine Frieden und Versöhnung athmende Ansprache an die Italiener des lombardisch-venetianischen Königreichs, richtete aber damit nichts aus und richtete überhaupt nichts aus. Hummelauer machte sich am 14. Mai von Wien nach London auf den Weg, um die Vermittelung des englischen Kabinetts, d. h. Lord Palmerstons anzurufen, und zwar auf Grund von Instruktionen, in welchen Ficquelmont vorschlug, Lombardo-Venetien zu einem unter der Souverainetät des Kaisers von Oestreich stehenden und im Uebrigen selbstständigen Königreich mit nationaler Verwaltung zu machen, zu einem Staat, zu welchem auch die Herzogthümer Parma und Modena geschlagen werden könnten. Ein Erzherzog sollte als Vicekönig der Repräsentant dieser Personalunion des zu schaffenden oberitalischen Königreichs mit dem Hause Lothringen-Habsburg sein. Zu dieser Machenschaft, welche nur eine ins Italische übersetzte zweite Auflage des Kongreß-Polens von 1814, traurigen Andenkens, war, schüttelte der angerufene Vermittler den Kopf. Nun zog Hummelauer seine „geheime“ Instruktion zu Rathe und erklärte, er

sei zur Aufstellung einer Friedensbasis bevollmächtigt, kraft welcher Oestreich auf die Lombardei verzichten wollte unter der Bedingung, daß diese einen verhältnißmäßigen Theil der östreichischen Staatsschuld auf sich nähme; Venetien aber sollte bei Oestreich bleiben, jedoch nur als ein mit der östreichischen Dynastie personalunionistisch verbundenes, selbstständig und national verwaltetes Land. Am 3. Juni erklärte Palmerston, dessen staatsmännische Größe eines der dümmsten Ammenmärchen des an derartigen Ammenmärchen so reichen 19. Jahrhunderts ist, auf dieser Basis nähme England die Vermittelung über sich. Der alte Schäcker that aber nichts als hin- und herschwatzen und derweilen wandte sich das Blatt auf dem oberitalischen Kriegsschauplatze und auf der Halbinsel überhaupt so sehr zu Gunsten Oestreichs, daß der Freiherr von Wessenberg, welcher an des schmählich hinweggekatzenmusizirten Ficquelmont (s. S. 167 bis 168) Stelle getreten war, am 16. Juni nach London meldete, er könnte die von seinem Vorgänger im Ministerium aufgestellten Bedingungen eines Abkommens mit Italien und folglich auch die hierauf basirte Vermittelung Palmerstons nicht anerkennen.

8.

Zu diesem Ausgange der palmerston'schen Vermittelungsposse hatte der alte Radetzky wohl das meiste beigetragen. Nach dem Tag von Santa Lucia war der Marschall so getrost, daß der Sinn aller seiner nach Wien gerichteten Depeschen war: „Schickt mir Verstärkungen und ich steh' euch dafür, daß der Doppeladler Italien nicht aus seinen Fängen läßt". Der Kriegsminister Latour begriff, wie seines Ortes gezeigt worden, vollkommen die Wichtigkeit radetzky'scher Beharrlichkeit für das Haus Lothringen-

Habsburg und that eifrigst, was er konnte, um dem Begehren des Marschalls zu entsprechen und denselben zu befähigen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen.

Die Sachen angesehen, wie sie anzusehen sind, d. h. vom Standpunkt historischer Gerechtigkeit, muß überhaupt laut gesagt werden, daß in dem großen Trubel und Strudel von 1848 unter den Dienern des genannten Kaiserhauses neben sehr vielen Nullen doch auch manche höchst tüchtige Zähler zum Vorschein gekommen sind. Ein solcher, obzwar nicht gerade ein großer, war auch der Feldzeugmeister Graf Nugent, welcher das in Görz sich sammelnde Hilfsheer für Radetzky befehligte und gen Verona herabführen sollte. Am 16. April brach er auf mit seinen 22 bis 23,000 Mann und seinen 65 Kanonen, überschritt den Isonzo, zwang das aufgestandene Udine zur Kapitulation, ging am 25. April über den Tagliamento und zog am 30. in Belluno ein. Der ganze Marsch war zugleich eine Wiederunterwerfung des Friauls gewesen. An der unteren Piave standen die kirchenstaatlichen Freiwilligen unter Ferrari und die päpstlichen Truppen unter Durando, mitsammen nahezu 15,000 Mann, um Nugent den Weg nach Treviso zu sperren. Bei dem schlechten Einvernehmen zwischen Ferrari und Durando vermochten die Oestreicher die Freischaren ungeachtet tapferster Gegenwehr umzurennen und zu zerstäuben, worauf Durando, welcher seinen Waffenbruder schnöde im Stiche gelassen hatte, nach Mestre retirirte. Nugent nahm Treviso, erkrankte aber und übergab das Kommando an den Grafen Thurn, welcher General den Befehl Radetzky's, möglich schnell zu ihm heranzukommen, mit großer Raschheit ausführte. Am 22. Mai trat demnach die Spitze der thurn'schen Heersäule mit der Armee des Marschalls in Verbindung. Radetzky that nun aber den Mißgriff, der von Gewaltmärschen erschöpften Truppe die Wegnahme der inzwischen von Durando besetzten Stadt Vicenza zuzumuthen, welches Unternehmen mißlang. Vicenza wurde durch die schweizerischen Soldtruppen des

Papstes im Zusammenwirken mit der Einwohnerschaft muthvoll und erfolgreich vertheidigt. Das nugent-thurn'sche Korps mußte davon ablassen und rückte am 25. Mai in Verona ein. Der Marschall hatte jetzt 50,000 Mann mit 151 Feldgeschützen unter seinen Fahnen und in der Person des kürzlich bei ihm eingetroffenen Feldzeugmeisters Heß einen Generalquartiermeister, welcher ein solcher war. Der zweiundachtzigjährige Feldherr glaubte nun seinerseits die Zeit gekommen, „große Schläge" zu thun; allein er täuschte sich, seine Zeit war noch nicht da. Noch begünstigte das Kriegsglück seinen Gegner, den Sardenkönig, mehr als ihn, aber freilich nicht mehr für lange.

Karl Albert ließ sich nach dem Treffen von Santa Lucia den großen Fehler zu schulden kommen, in seiner Stellung zu Sommakampagna drei Wochen unthätig zu vertrödeln. Er wähnte, zunächst genug gethan zu haben, wenn er den Fortgang der Belagerung von Peschiera sicherte, während doch seine Hauptaufgabe in dieser Zeit hätte sein müssen, mit aller Macht die Verstärkung Radetzky's durch Nugent-Thurn zu verhindern. Der östreichische Marschall, dem die Nachricht von Hummelauers Friedenssendung nach London die soldatische Besorgniß einflößte, er könnte, so er sich nicht eilte, alle seine Mühewaltung, Oberitalien für Oestreich zu halten, durch einen hastigen und nach seinem Gefühle schmählichen Friedensschluß vereitelt sehen, beschloß zu einem Hauptschlag gegen die Italiener auszuholen, mittels dessen das sardische Heer aus seiner Stellung getrieben, Peschiera entsetzt und die direkte Verbindung mit Tirol durch das Etschthal her- und sichergestellt werden sollte. Der hierzu von Heß entworfene strategische Plan war ganz gut, aber die Ausführung blieb hinter dem Entwurfe weit zurück und der Schlag ging fehl.

Am Abend des 27. Mai zogen die Oestreicher, 40,000 Mann mit 140 Geschützen aus Verona, bewerkstelligten fast angesichts der piemontesischen Stellungen bei Sommakampagna

einen südwärtsigen Flankenmarsch und waren am folgenden Abend in Mantua. Im Gefolge Radetzky's ritt auf diesem Marsche der junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Erzherzog Franz Joseph, der Neffe des armen unzurechnungsfähigen Kaisers Ferdinand, welcher dermalen in der Hofburg zu Innsbruck seine Blumen begoß, kopfschüttelnd, weil er über die merkwürdig lange „Spazierfahrt" von Wien dorthin nicht recht ins Klare zu kommen vermochte. Von Mantua aus wollten die Oestreicher zunächst das westlich von der Festung stehende und dieselbe blokirende, mit dem linken Flügel an Kurtatone, mit dem rechten an Montanara gelehnte toskanische Korps von 8000 Mann, welches der tapfere General Laugier befehligte, angreifen, umzingeln und aufreiben, um nach Beseitigung dieses Hindernisses die piemontesische Armee in der linken Flanke und im Rücken zu fassen. Jenes gelang, dieses nicht, und zwar darum nicht, weil die Toskaner, mit Ausnahme ihrer Reiterei, die sich erbärmlich benahm, einen viel zäheren Widerstand leisteten, als irgendwer erwartet hatte. Die Studentenharste und Bürgerwehrfähnlein, aus welchen Laugiers Korps gutentheils zusammengesetzt war, zeigten an diesem 29. Mai, wo die Oestreicher von Mantua übermächtig auf sie herausfielen, daß es für Kämpfer, welche ein großer Gedanke befeuert und welche, wohlverstanden, unter guter Führung stehen, doch keiner jahrelangen Drillerei und Kasernenlungerei bedarf, um geschickt und beharrlich zu streiten und glorreich zu sterben. Auch die italischen Professoren faßten und thaten ihre patriotischen Pflichten etwas anders als ihre 118 deutsche Kollegen, welche in der Paulskirche ihre Reden redeten oder schwiegen. Beim Sturm der Oestreicher auf Kurtatone fiel der berühmte neapolitanische Professor Pilla an der Spitze des von ihm befehligten Studentenbanners und wurde sein Kollege Montanelli schwer verwundet.

Ueberhaupt erfordert es die Gerechtigkeit, frank und frei und wiederholt anzuerkennen, daß in den Jahren 1848—49 der

Liberalismus in Italien, auch in seinen blasseren Schattirungen, durchschnittlich ganz unverhältnißmäßig mehr Muth und Opferfähigkeit erwiesen hat als in Deutschland. Und doch war auch der deutsche Liberalismus damals noch nicht in die unter dem Strich gelegene Region von — Klugheit hinuntergesunken, allwo er sich später behaglich einrichtete, wie das von einem so praktischen Geschäftsmann wohl erwartet werden konnte. Die Literatur ist ihm selbstverständlich in jene behagliche Gegend gefolgt, um einen Patriotismus zu kultiviren, welcher vor dem früher üblichen den großen Vortheil voraushat, patriotisch zu scheinen und zugleich höchst ungefährlich zu sein. In Wahrheit, das Gefährlichste, was die deutschen Herren Patrioten vom 1866ger Stil riskiren, ist, daß ihnen ein rother Adler oder brauner Spatz vierter Sorte in's Knopfloch fliegt . . .

Die Erstürmung von Kurtatone, wobei der General Fürst Felix von Schwarzenberg — nachmals als östreichischer Premierminister Hauptmacher der in der Wolle schwarzgelb gefärbten Rückwütherei — das Beste that, entschied das Treffen, natürlich zu Gunsten der Oestreicher, wie es denn unter den obwaltenden Umständen gar nicht anders entschieden werden konnte. Aber die standhafte, hingebungsvolle Gegenwehr, welche die italische Jugend an diesem Tage dem übermächtigen Feinde entgegenstellte, macht den 27. Mai von 1848 zu einem hellleuchtenden italischen Ruhmestag. Und der bei Kurtatone und Montanara geleistete Widerstand war auch ausreichend, Radetzky's Plan zu stören; denn er verschaffte der Armee Karl Alberts Zeit, sich auf den ihr zugedachten Angriff vorzubereiten. Wäre diese Armee besser geführt worden, als sie geführt wurde, so hätte sie den Toskanern Hilfe bringen müssen und können.

Am 30. Mai vollführten die Oestreicher am Mincio bei Goito ihren Angriff auf das königliche Heer. Allein dieser Angriff war keine Ueberraschung mehr und außerdem klappten die Angriffsdispositionen weder strategisch recht zusammen, noch wurden

sie taktisch mit der nöthigen Energie praktizirt. Dieser 30. Mai war kein Ehrentag weder für den alten Radetzky noch ein Glanztag für die östreichische Armee. Es spukte an diesem Tage unter den kaiserlichen Fahnen wieder einmal das alte superkluge Gespenst der „weiten Umgehungen“, welches sich schon zur Zeit des trefflichen Erzherzogs Karl so häufig und stets zum Unheil dieser Fahnen hatte sehen lassen. Das Korps des Generals d'Aspre, welches behufs einer Umgehung des rechten Flügels der Piemontesen allzu weit westwärts entsendet war, fehlte zur entscheidenden Stunde auf der Walstatt und so ging die Schlacht für die Oestreicher verloren. Gewonnen wäre dieselbe für sie nur gewesen, falls sie ihre Absicht, Goito's, als eines „Punkts von höchster Wichtigkeit“, sich zu bemächtigen, durchgesetzt hätten. Nach dem Mißlingen ihres Plans verschanzten sie sich angesichts des Feindes in und um Rivalta, aber in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni gingen sie, ohne weiter etwas zu versuchen, nach Mantua zurück. Die Piemontesen wollen ihren Sieg bei Goito mit einem Verlust von 400 Mann erkauft haben, wogegen die Oestreicher 1200 eingebüßt hätten, welche Zahl hinwieder die letzteren auf die Hälfte herabmindern. Am Abend des 30. Mai kam dem Sardenkönig noch eine zweite Siegespost zu, die Nachricht von der Uebergabe der Festung Peschiera, welche von ihrer mehr als halb verhungerten Besatzung nicht mehr länger hatte gehalten werden können.

9.

Der fromme Sardenkönig stimmte ein Tedeum an und hielt eine Siegesparade ab. Im Uebrigen wußte er mit und aus seinem Erfolge wiederum nichts zu machen, gar nichts. Er, der ungeachtet aller seiner Frömmigkeit im Macchiavelli doch nicht

so ganz unbewandert war, hätte sich erinnern sollen, daß der alte Meister der Friedens- und Kriegspolitik die flüchtige Göttin Gelegenheit sagen läßt:

„Am Hinterkopf ist mir kein Haar zu finden;
Drum wird mir stets vergeblich nachgestellt,
Wenn man mich einmal ließ vorüberschwinden.“

Sie kam nicht wieder, die am Hinterkopf Unbehaarte, nie wieder. Das Treffen vom 30. Mai bei Goito und die Einnahme von Peschiera markirten den Höhepunkt italischen Kriegsglücks. Der wahrhaft rasende Jubelschall, welcher darob in ganz Oberitalien aufschlug, sollte binnen wenigen Wochen ganz anderen Tönen platzmachen und das überschwängliche Frohlocken in Verzweiflungsschreie umschlagen.

Der alte Radetzky befand sich nach dem Fehlschlag vom 30. Mai wieder arg in der Klemme. Denn mehr noch als nächstliegende Schwierigkeiten bedrängten ihn solche fernher. Zwar hätte seine Lage in Mantua geradezu eine verzweifelte werden können, ja müssen, wenn Karl Albert, statt ein Betbruder und Paradeliebhaber zu sein, ein General gewesen wäre, welcher nach dem bei Goito davongetragenen Siege rasch und nachdrucksam gethan hätte, was er thun mußte: nämlich entweder die Oestreicher schon am 31. Mai wieder bei Rivalta energisch angreifen, wozu sein Heer nicht nur den feurigsten Willen, sondern auch die nöthige Kraft hatte; oder aber, nachdem die Oestreicher nach Mantua zurückgegangen, mit seiner ganzen Macht zwischen diese Festung und Verona sich werfen, um in dieser Stellung den alten Radetzky zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen. Aber was hilft es, von einem verdorrten Baum zu verlangen, daß er Blüthen bringen und Früchte tragen soll? Der Sardenkönig war ein verdorrter Baum, von welchem ein richtig sehender und urtheilsfähiger Soldat, der mitdabei war, Major Pinelli, ganz gut nachgewiesen hat, daß derselbe in keiner Weise das Zeug zu

dem hatte, was er hätte vorstellen, sein und thun sollen. Karl Alberts ganze Persönlichkeit paßt zu einem Nationalbannerherrn ungefähr so, wie die deutschen Märzminister zu Staatsmännern paßten, d. h. gar nicht. Pinelli sah ihn am 7. April, als, nach dem Einfall der Piemontesen in die Lombardei, die 3. Division bei Azola in Schlachtordnung aufgestellt war, um den vorüberkommenden König zu begrüßen. „Bei seinem Erscheinen widerhallte die Luft vom „Evviva il re!“ der Soldaten. Aber statt den Truppen zuzulächeln oder denselben irgendwie seine Zufriedenheit zu bezeugen, flog der König spornstreichs an ihnen vorbei, bleichen Gesichts, wie ein Schuldbewußter und mehr einem Flüchtling denn einem Könige gleich. Auch hat er während der ganzen Dauer des Krieges nie ein Wort des Mitgefühls oder Trostes für die Leiden der Soldaten zu finden gewußt. Allzeit bleich und abgespannt, wie er war, bewirkte seine Erscheinung, statt die Truppen zu ermuthigen, nur eine Herabstimmung derselben, indem er mit seinem gespenstigen Aussehen ein Vorbote von Unheil und Niederlagen zu sein schien.“

Mit einem solchen Gegner fertigzuwerden durfte der greise Marschall noch immer hoffen. Wären ihm nur nicht andere Hemmnisse schwer auf dem Nacken gelegen! Das schwerste war wohl die Nachricht aus Wien, daß die Zusendung von Verstärkungen vorderhand eingestellt seien, weil man unter englischer Vermittelung zu einem Frieden mit dem Sardenkönig zu gelangen hoffe. Dieser Nachricht war die Weisung an Radetzky beigegeben, derselbe solle unverzüglich Unterhandlungen über einen Waffenstillstand mit Karl Albert einleiten. Das ging aber dem Alten gegen den Mann, so sehr, daß er alsbald den Fürsten Schwarzenberg gen Innsbruck eilen hieß mit seiner, des Marschalls, Bitte, diesen peinlichen Auftrag von ihm zu nehmen. Dann ging er sofort daran, den Fehlschlag von Goito gutzumachen und den italischen Jubilirern und Illuminirern zu zeigen, daß es trotz alledem mit dem Schwarzgelb in Italien noch nicht Matthäi am letzten sei.

In Wahrheit, bei näherem Zusehen war der Monatsabschluß vom Mai für die Sache der Fremd- und Zwingherrschaft auf der appenninischen Halbinsel keineswegs ungünstig. Denn was diese Sache durch die neuerlichen (unfruchtbaren, weil unausgenützten) piemontesischen Erfolge in Oberitalien scheinbar gewonnen, das hatte sie derweil in Mittel- und Unteritalien wirklich verloren. Zwar der rückwärtsige Fühler, die „Allokution" des Papstes vom 29. April, war noch um ein Weilchen zu früh herausgestreckt worden. Selbiger erwies sich als ein Stich in ein Hornissennest, als ein um so mehr herausfordernder Stich, als eine große Anzahl von römischen Familien mit vollem Rechte fürchteten, die päpstliche Erklärung könnte und müßte den Oestreichern Veranlassung geben, die kirchenstaatlichen Soldaten und Freiwilligen, welche ihnen gegenüber standen, nicht nach den Grundsätzen des Kriegsrechts, sondern vielmehr als vogelfreie Banditen zu behandeln. Das Hornissennest begann daher schon am 30. April auszubrechen und zu schwärmen: Abordnungen von 31 Klubbs erschienen im Quirinal, in drohender Weise die Verleugnung der Allokution und die Fortführung des Krieges gegen Oestreich fordernd. Der Ex-Engel des Vatikans, damals schon, ohne es zu wissen, ein bloßes, obzwar derzeit fernher gehandhabtes Sprachrohr in den Händen des Jesuitengenerals, stellte sich an, d. h. man ließ ihn so sich anstellen, als sei seine „Ansprache" das harmloseste Ding von der Welt. Er willigte auch ein, den Messer Farini an den Sardenkönig abzusenden, um diesem förmlich und traktatmäßig das Oberkommando über die sämmtlichen im Felde stehenden kirchenstaatlichen Streitkräfte zu übertragen; aber am folgenden Tage (1. Mai) drohte er doch in einer „Ansprache an das römische Volk", daß er sich unter Umständen bewogen sehen könnte, „die geistige Gewalt, welche Gott uns gegeben, nicht unthätig in unseren Händen zu lassen". Freilich, mit mittelalterlichen Ach- und Krachmitteln, mit Bannblitzen und Interdiktedonnern, war dazumal in Rom nicht viel

zu machen: die abenteuerliche Blitz- und Donnermaschine würde, aus der Rumpelkammer der Kirchengeschichte hervorgeholt, mit unermeßlichem Gelächter empfangen worden sein. Die schlangenklugen Leute, welche die Papst-Marionette tanzen ließen, wußten das wohl. Ebenso, daß man, bis ihre Zeit wieder gekommen wäre, ein sehr unangenehm sich machendes Publikum von Klubbhornissen mit etlichem trikolorem Gegaukel amüsiren müßte. Daher wurde der Marionette zeitweilig noch einmal das allerdings schon sehr fadenscheinig gewordene Nationalpapstmäntelchen umgehangen. Pius mußte am 2. Mai an den Kaiser von Oestreich einen Schreibebrief aufsetzen, worin er den genannten Monarchen dringlich aufforderte, „einem Krieg ein Ende zu machen, welcher ja doch die Gemüther der Lombarden und Venetianer nicht für Oestreich zu erobern vermöge. Die edle deutsche Nation" — (großer Gott, was hatte die mit Lombardo-Venetien zu schaffen?) — möge die unheilvolle Herrschaft in eine freundliche Nachbarschaft umwandeln und hochherzig die italische als eine Schwester anerkennen". Zwei Tage später mußte der Papst das Ministerium Antonelli entlassen und ein durchweg aus Nichtgeistlichen bestehendes, an dessen Spitze der alte Karbonaro Graf Mamiani trat, sich gefallen lassen. Alle die päpstlichen Fügungen und Schmiegungen waren jedoch bloße Scheinsiege der italischen Sache; denn daß die Lenker der liberal und national gaukelnden, aber zu dieser Zeit gegen die nationale und liberale Bewegung bereits todfeindselig verhetzten Papst-Puppe nur ihrer Zeit harrten, um für alle diese Fügungen und Schmiegungen vollwichtige Rache zu nehmen, wird schon durch die eine Thatsache bewiesen, daß Napier, der englische Geschäftsträger in Neapel, schon am 4. Mai nach Hause melden konnte, Pius habe beim König Ferdinand anfragen lassen, ob er, so er sich im Falle sähe, Rom zu verlassen, im Neapolitanischen eine ehrenvolle Aufnahme und sichere Freistätte finden würde. Die Marionette-

lenker hatten also bereits im April geplant, was im November zur Ausführung kommen sollte.

Wissende haben mit Recht auf den Zusammenhang der in Rom vorerst gedachten Reaktion mit der in Neapel im Mai schon vollbrachten hingewiesen, welcher Zusammenhang übrigens auf der Hand liegt. König Ferdinand der Zweite konnte aus der gemeldeten Anfrage von seiten des Papstes unschwer heraushören, daß das ganze Gewicht der Autorität des Statthalters Christi, welches vom Juni 1846 ab dem italischen und liberalen Vorwärts zu baß gekommen war, jetzt auf die Seite des Rückwärts hinübergerückt werden sollte oder bereits hinübergerückt sei. Der König nahm daraus ab, das widerwärtige Heuchelspiel eines konstitutionellen Patrioten, welches er sich seit Januar seinen „Einfaltpinseln“ und „Schwachköpfen“ von Ministern gegenüber (vgl. I, 63) hatte auferlegen müssen, könnte bald zu Ende sein. Inzwischen führte er, wie man gestehen muß, diese Rolle nicht übel durch. Freilich, die lieben liberalen Maccheronimaier am Fuße des Vesuv ließen sich von allerhöchsten Herrschaften nicht weniger gern nasführen als die lieben liberalen Biermaier im Norden der Alpen. Ferdinand lauerte demnach auf einen günstigen Moment, die Maske abzuwerfen, und es ist selbstverständlich, daß er die im Lande umlaufenden Fäden der Rückwärtserei, sowie die nach auswärts reichenden, mit seinen Wünschen zusammenknüpfte.

Die Verhältnisse, wie sie, ohne Illusionsbrille angesehen, waren, kamen diesen echtköniglichen Wünschen zu Hilfe. Die neapolitanische „Revolution“ hatte keinen der Berge von Unflat, welche durch eine vielhundertjährige Tyrannei im Lande aufgethürmt worden, weggesäubert. Der Liberalismus hatte, als er obenauf gekommen, auch hier, wie überall, seine impotente Hammelsnatur erwiesen. Auf einem Boden, welcher mit Eisen und Feuer hätte gereinigt und dann gründlich umgeackert werden müssen, stellte er seine konstitutionelle Schaukel auf und erwartete, diese Ma-

schine würde Wunder wirken. Ach, besser als die arme Schaukel verstanden sich auf's Wunderwirken jene Bürgerwehrleute, welche, als der dem „neuen Wesen“ natürlich abgeneigte heilige Januarius sein Blutflüssigwerdenwunder am 1. Mai nicht verrichten wollte, dem Herrn Erzbischof sehr deutlich erklärten, besagtes Blutflüssigwerdenwunder müßte geschehen. Und siehe, es geschah. Mit Heiligen und Bonzen muß man sehr deutlich reden, falls man sie zur Raison bringen will. Die Schaukel ging derweil auf und ab, vermochte aber mit ihrem eintönigen Spiel ein nach drastisch-grellen Schauspielen gierendes Volk, wie das neapolitanische war, nicht zu befriedigen. Die ehrlichen Patrioten hatten die radikale Arbeit, welche schlechterdings hätte gethan werden sollen, nicht thun wollen oder können und die Folge hievon war, daß die unehrliche Wühlerei, das schmutzige Gassenlumpenthum sich unterstand, diese Arbeit thun zu wollen und zu können. Die Stadt Neapel wurde geradezu eine Latrine, in welche alle Menschenjauche Italiens zusammenfloß. Aus dieser Prämisse ergab sich wiederum nothwendig die Konklusion, daß der „ruhige Bürger“ zum Angstweib, der Besitzende zum Wimmerling wurde, und hieraus als Facit des ganzen Rechenexempels, daß, wenn nicht gerade die Mehrzahl, so doch eine starke Minderheit der Bourgeoisie — vom Grundbesitz-, Hof-, Kasernen- und Kanzlei-Adel gar nicht zu reden — nach der guten alten frommen Zeit des Absolutismus heimlich sich zurücksehnte. Der König wußte das, merkte es sich und ließ, um die Angstweiber noch ängstlicher und die Wimmerlinge noch wimmerlicher zu machen, unter der Hand das Märchen vom Bestehen einer kommunistischen Verschwörung in Umlauf setzen. Die Thatsache seiner eigenen absolutistischen Verschwörung wurde begreiflicher Weise von den aufrichtigen Konstitutionellen wie von den radikalen Widerborbonikern ebenfalls fleißig kolportirt und es würde ein ganz anderes Wunder als das januarische Blutflüssigwer-

den erforderlich gewesen sein, um zu verhindern, daß diese Thatsache und jenes Märchen mitsammen tüchtig Unheil stifteten.

Es kam am 15. Mai zum Ausbruch. Auf diesen Tag war die Eröffnung des neapolitanischen Parlaments anberaumt, zu welchem einen Monat zuvor die Wahlen stattgefunden hatten. Noch am 10. Mai, während die Abgeordneten sich schon in der Hauptstadt zu sammeln anfingen, schauspielte Ferdinand konstitutionell und national. Denn an diesem Tage beschloß mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs der Ministerrath, daß behufs der energischen Führung des nationalen Unabhängigkeitskrieges gegen Oestreich eine Schutz- und Trutzallianz mit der sardischen Regierung unverzüglich geschlossen werden sollte. Drei Tage darauf versammelten sich die Abgeordneten im Stadthause (Monte Oliveto) zu einer vorläufigen Besprechung und da gab es lärmende, im Grunde ganz lächerliche konstitutionelle Haarspaltereien über die Frage, ob der König, wie er ankündigen ließ, die Konstitution vom 10. Februar so, wie sie war, beschwören sollte oder aber, wie die Minister wollten, mit dem Zusatz der Weiterbildung. Der Borbone in seinem Palaste mochte befriedigt lächeln, als er von dieser unglaublichen Dummheit hörte. Am folgenden Tage dieselbe Krimskramerei im Monte Oliveto, nur noch mit viel mehr Gestikulation und Geschrei. Abordnungen gingen an die Minister und an den König. Jene erklärten, auch s i e verständen, wie sie ja das schon bei ihrem Eintritt in's Amt angezeigt hätten, unter der zu beschwörenden Verfassung eine weiterzubildende; dieser sagte, er hätte nichts gegen das „Entwickeln“ der Konstitution, sähe aber nicht ein, warum er sowohl als die Abgeordneten dieselbe nicht so, wie sie nun einmal wäre, beschwören sollten. Die Abordnung und die Mehrzahl der Parlamentsdeputirten gaben sich mit dieser nichtssagenden Antwort zufrieden. Allein der Zank hatte außerhalb des Monte Oliveto schon andere als parlamentarische Formen angenommen, barrikadologische nämlich, und die konstitutionellen Konfusii wurden

von den radikalen Konfusissimi, welche, hauptsächlich aus Kalabrien gekommen, von der Wiedererweckung der parthenopäischen Republik träumten — unter einem Volke von Sklaven und Fetischgläubigen von Republik und Demokratie träumten! — und in der Fieberhitze ihrer Träume gänzlich vergaßen, daß der verhaßte Borbone nicht allein einheimische Truppen, sondern auch verläßliche schweizerische Soldregimenter zur Verfügung hatte.

Während der zwischen dem Stadthaus und dem Palast hin- und hergehenden Verhandlungen, häuften sich die Volksmassen um den Monte Oliveto und kalabresische Widerborboniker predigten daselbst das barrikadische Evangelium. Mit Beifall und Erfolg; denn bald begannen im Toledo, jener tosenden Hauptstraße Neapels, sowie in den anstoßenden Gassen, die „ultimae populi rationes“ sich zu erheben, wobei, wie es hieß, Franzosen von der gerade im Hafen liegenden Flotte des Admirals Baudin den willigen Naturalismus der Neapolitaner mit ihrer barrikadologischen Kenntniß und Erfahrung unterstützten. Auch im Palaste war man derweil nicht müssig gewesen und hatte der König die Besetzung wichtiger Plätze der Stadt mit Truppen angeordnet. Er mochte mit großer Genugthuung einen gewaltsamen Zusammenstoß erwarten, aber er war schlau genug, die Initiative seinen Gegnern zu überlassen. Er stand auch nicht an, noch einen Versuch zur Vermeidung dieses Zusammenstoßes zu machen, wohl wissend, daß er, da die „Feuerspeier“ einmal am Werke waren, damit wenig oder nichts riskirte. Demzufolge schickte er einen seiner Minister zu den Abgeordneten und ließ diesen entbieten, er sei bereit, das Parlament noch am selbigen Tage zu eröffnen, und sollte der Eid der Deputirten diese Formel haben: „Ich schwöre Treue dem konstitutionellen Könige Ferdinand dem Zweiten und der Konstitution, wie sie von den beiden Kammern in Gemeinschaft mit dem König umgebildet und entwickelt werden wird“. Diese Bewilligung war ein Meisterzug von Ferdinand: er wußte, daß er damit die Konstitutionellen

vollkommen zufriedenstellte; aber auch, daß diese das Heft dermalen schon nicht mehr in Händen hätten, demnach ohnmächtig wären, den Losbruch der Radikalen hintanzuhalten, und durch diese ihre Impotenz selbst ihm den willkommenen Vorwand lieferten, wie mit dem Radikalismus, so auch mit dem Liberalismus abzufahren und beide mitsammen in dieselbe Grube zu verscharren.

Diese königliche Rechnung hat sich als richtig herausgestellt. Es war ganz umsonst, daß die Konstitutionellen die ganze Nacht hindurch sich alle erdenkliche Mühe gaben, die Einstellung des Barrikadenbau's und die Beseitigung der improvisirten Volksbewaffnung zuwegezubringen. In der Morgenfrühe des 15. Mai mußten sie ihre Ohnmacht erkennen und erkannten dieselbe so sehr, daß das rath- und thatlose Ministerium seine Entlassung anbot. Ferdinand ließ das einstweilen unbeachtet; denn er war entschlossen, ministerlos und in seiner Weise vorzugehen, in welcher Absicht ihn eine Abordnung von seiten der Lazzaroni, welche ihm die guten Dienste dieser Horde anzubieten im Palast erschien, nur bestärken konnte. Die Barrikadenleute thaten ihm auch den Gefallen, anzufangen. Um 11 Uhr morgens wurde von einer gewaltigen am unteren Ende des Toledo beim Palast Cirella aufgethürmten Barrikade herab auf die Truppen geschossen, welche um das königliche Schloß her aufgestellt waren. Ein Bataillon von der neapolitanischen Garde erwiderte sofort das Feuer und machte, unterstützt von anderen Bataillonen, einen Sturmangriff auf die Barrikaden des Toledo. Allein dieser Angriff war ein schwachmattischer und die ganze Sache hätte für Ferdinand sehr schief gehen können, falls er nicht seine nahezu 6000 schweizerische Landsknechte zur Hand gehabt. Sobald diese in den Kampf eingriffen, und sie griffen sofort ein, war derselbe schon entschieden; denn die heftige Gegenwehr, welche sie da und dort, z. B. bei und in den Palästen Cirella, Benucci und Gravina fanden, steigerte nur die erbitterte Energie dieser Söld-

linge, welche durch die Verhöhnungen und Beschimpfungen, die sie in letzter Zeit überreichlich erfahren hatten, ohnehin gereizt genug waren. Urtheilsfähige Augenzeugen und Mithandelnde haben festgestellt, daß es ganz überflüssig gewesen, das schwere Geschütz in den Straßen und von den Kastellen herab spielen zu lassen. Aber wann hätte ein echter Bourbon dem Kitzel widerstanden, seinen Bourbonismus leuchten zu lassen? Ferdinand der Zweite mußte sich doch seinen historischen Namen verdienen — „Re Bomba" — und das ging nicht ohne Anwendung von Bomben und Granaten und Kartätschen. Als die Minister gingen, ihn um Erbarmen für die Stadt anzuflehen, jagte er sie mit dem wohlverdienten Fußtritt zum Palast hinaus, die Zeit des Erbarmens sei vorüber und die Stunde, Rechenschaft abzulegen, auch für sie gekommen. Ein Versuch der Liberalen, den im Hafen liegenden Admiral Baudin zu irgendwelcher Dazwischenkunft zu bestimmen, war ganz eitel. Seine Instruktion verböte ihm jede Einmischung aufs bestimmteste, sagte er. Die französische Bastardrepublik von 1848 hat ja überall, wie im Innern, so nach außen eine Politik der Unfähigkeit und Feigheit, eine vollendete Lumpenpolitik eingehalten.

Nachdem die Barrikaden genommen worden und jeder Widerstand erstickt war, zeigte sich das glücklich wiederhergestellte absolute Königthum Sr. Majestät des Königs Bombe im Vollglanz: der treubiedere Lazzaronismus und die entzügelte Soldatenfurie tanzten die ganze Nacht hindurch mitsammen eine solenne Mord-, Raub- und Nothzüchtigungs-Tarantella. Am folgenden Tage (16. Mai) umgab sich Ferdinand mit einem Ministerium von nickenden Nullen, stäubte dann die Parlamentsdeputirten, soweit er sie nicht greifen ließ, heim und die Bürgerwehr auseinander, knebelte die Presse wieder, erklärte den Belagerungszustand und rief seine Armee aus Oberitalien heim. Der alte Kämpe der weiland parthenopäischen Republik, General Pepe, welcher, wie wir wissen, diese inzwischen auf ihrem Marsche bis

Bologna gekommene neapolitanische Armee befehligte, suchte sie vergebens mit sich über den Po und, trotz der Umkehrsordre des Königs Bombe, in den Krieg für die nationale Sache fortzureißen. Nur 1500 Mann, meist Freischärler, folgten dem Braven über den Strom und nach Venedig, bei dessen heldischer Vertheidigung ihr Führer und sie Zeugniß ablegten, daß auch neapolitanische Mütter tapfere Männer zu gebären verständen.

Jetzt, da die elende Schaukel umbombardirt war, jetzt, als das Blödauge des Liberalismus erkennen mußte, daß Ferdinand „ein König jeder Zoll“ sei, jetzt, da es zu spät war, hätten die Herren Liberalen die Spitze der Revolution, welche sie krummgebogen, in das konstitutionelle Lirumlarum umgebogen hatten, gerne wieder aufgerichtet. Es konnte nicht gelingen: der Aufstand, welchen sie mit Hilfe der Sizilianer in Kalabrien in Scene zu setzen versuchten, kam gar nicht zu rechtem Aufstehen und wurde rasch und blutig niedergedrückt. König Bombe zeigte der Welt, daß und wie man die Frage einer halben Revolution mit einer ganzen Reaktion beantworten müßte. Er wurde der bewunderte und bejubelte Heros der Kontrerevolution in ganz Europa und zwar von rechtswegen. Der weiße bourbonische Schrecken legte seine raffinirt grausame Hand auf das Land und rüstete sich, dieselbe bei der ersten günstigen Gelegenheit auch nach der Insel Sizilien hinüberzustrecken. Der Herr Graf von Lebzeltern, östreichischer Gesandter in Neapel, welcher während der Episode konstitutioneller Schaukelei und nationaler Gaukelei nur noch als „Privatmann“ daselbst sich aufgehalten hatte, mochte sich jetzt schmunzelnd die Hände reiben. Der erste thatsächliche und glückliche Rückstoß gegen den großen Vorstoß von 1848 war gethan.

10.

Die alsbaldige Einwirkung des in Rom von dem Papste gewollten, in Neapel von dem Bourbon vollzogenen Umschlags auf den Gang der Dinge in Oberitalien ließ nicht auf sich warten. Der alte Radetzky konnte sich dem unfähigen Zauderer von Sardenkönig gegenüber um so freier bewegen, als er sich jetzo vom Rücken her sicherer fühlte denn etliche Wochen zuvor, wo er ganz Italien gegen sich gehabt hatte. Er brütete auch nicht lange über sein bei Goito fehlgeschlagenes Unternehmen, sondern sann vielmehr auf ein neues, welches darauf abzielte, in den Besitz von Vicenza zu gelangen, was den Hauptschlüssel der Hauptverbindungslinie mit daheim wieder erlangen hieß, sodann seinen Truppen die Hilfsmittel zu sichern, welche das venetianische Festland bot, und endlich den neuen Verstärkungen, welche im Betrage von 14,000 Mann unter der Führung des Generals Welden das obere Piavethal herabzusteigen sich anschickten, die Hand zu reichen.

Am 5. Juni brachen die Oestreicher von Mantua auf in drei Kolonnen. Eine derselben ließ der Marschall über Villafontana nach Verona zurückgehen, um das feindliche Hauptquartier glauben zu machen, seine ganze Bewegung habe nur die verstärkte Sicherung der genannten Festung und der Stellung von Santa Lucia zum Zwecke. Mit den zwei anderen Kolonnen aber wandte sich der Alte auf Legnagno, überschritt dort die Etsch und stand am 9. Juni südlich von Vicenza, in einem Halbkreis aufmarschirt, wohl 30,000 Mann stark mit 120 Geschützen. In der von ihrer Verbindung mit dem sardischen Heer abgeschnittenen Stadt lag, wie wir wissen, Durando mit 10,000 Freiwilligen und regulär-päpstlichen Soldaten, worunter auch schweizerische Soldbataillone, deren Landsknechteschicksal es war, hier am Fuße des Monte Berico für das zu fechten, gegen was ihre Mitlandsknechte neuerlich am Fuße des Vesuv gefochten hatten. Diese grelle Darle-

gung des Wesens der Landsknechtschaft hat stark mitgeholfen, solchen Makel aus dem Wappenschild der schweizerischen Eidgenossenschaft endlich zu tilgen. Durando's Heerschar zur Seite standen 6000 vicentiner Bürgerwehrmänner und Römer und Schweizer und Vicentiner waren gleichermaßen entschlossen, die Stadt zu halten. So haben sie auch redlich gethan, bis zur äußersten Möglichkeit. Der Angriff, bei dessen Einleitung und Durchführung der östreichische Feldherr natürlich von seiner Uebermacht Gebrauch machte, geschah am 10. Juni und die hartnäckige Kampfarbeit währte bis tief in die Nacht hinein. Da war dann die Lage von Vicenza und seinen Vertheidigern so hoffnungslos, daß Durando, falls er die Stadt nicht unfehlbarer Vernichtung weihen wollte, kapituliren mußte. Radetzky gewährte Bedingungen, welche bei Lage der Sachen milde genannt werden mußten. Die kirchenstaatlichen Truppen sollten am folgenden Tage mit ihren Waffen, Geschützen und Fahnen von Vicenza ab und über den Po zurück ziehen, aber verpflichtet sein, in den drei nächsten Monaten nicht gegen Oestreich zu fechten. Den Abziehenden könnte sich von den Vicentinern anschließen, wer wollte. Es schlossen sich ihnen wirklich viele an, auch viele Vicentinerinnen. Die Oestreicher begleiteten den bunten Auszug mit nicht sehr zarten Kasernenspässen, aber der alte Radetzky besuchte die verwundet in den Lazarethen liegenden Vertheidiger von Vicenza und lobte ihre Tapferkeit. Hierauf nahm der Marschall rasch Padua, wodurch die Handreichung mit dem auf Treviso rückenden Welden ermöglicht wurde, entsandte auch eine Brigade nach dem Thal d'Arsa und bis Roveredo hinauf, um mit einem weiteren dort angesammelten Verstärkungskorps die Verbindung herzustellen, und folgte schließlich seinem Gewalthaufen zurück nach Verona.

Der Sardenkönig, den man endlich dazu gebracht hatte, doch auch wieder etwas zu thun, wähnte diesen Gewalthaufen noch droben in Vicenza, als er am 14. Juni eine Umgehung der Terrassen von Santa Lucia versuchte, um Verona zu überfallen.

Aber die Oestreicher waren schon wieder an Ort und Stelle, wiesen den schlechtgeführten Versuch ab und dieser endigte mit einem übelgeordneten Rückzug der Piemontesen. Die ganze Situation gestaltete sich für Karl Albert von da ab immer mißlicher. Die verlorene Hoffnung auf Zuzug aus Toskana, Rom und Neapel mußte niederschlagend wirken. Die schlechte Armeeverwaltung ließ im Lager einen Mangel einreißen, welcher, verbunden mit den Wirkungen der Strapazen, der Hitze und des schlechten Wassers das Heer decimirte. Tausende und wieder Tausende von Soldaten lagen in den Spitälern. Zu Anfang des Monats Juli hatte der Sardenkönig sicherlich nicht mehr als 46,000 Mann unter den Fahnen, während Radetzky nach Heranziehung seiner Reserven zu gleicher Zeit oder doch wenig später in und um Verona allein nahezu 60,000 Mann hatte und die Gesammtstreitmacht Oestreichs auf italischem Boden im genannten Monat auf mehr als 100,000 Mann anwuchs. Was wollte es dieser massigen, der Hand eines rechten Lenkers gehorchenden östreichischen Heermaschine gegenüber bedeuten, daß der kühne und geschickte, kaltblütige zugleich und feurige Bandenführer Giuseppe Garibaldi an der Spitze seiner freischärlichen „Alpenjäger", am Fuße der Alpen den Kleinkrieg führend, die Oestreicher in ihrem Rücken vielfach belästigte? Seine zeitweiligen Erfolge konnten, weil eben nur im „kleinen Kriege" errungen, in der Wagschale der großen Entscheidungen nicht schwer wiegen. Aber der Mann, welchen der Mutter Italia Ruf von der Führung des Guerillaskrieges in den Savannen von Montevideo weg und heimwärts gerufen hatte, war bestimmt, mittels später vollbrachter Thaten der von einer Mythen-Gloriole umgebene Heros der italischen, ja der europäischen Demokratie zu werden, eine Charakterfigur, ein Typus, in welchem alles zur Erscheinung kam, was die demokratische Idee Edles, Großes und Selbstloses hat. . . . Wenig oder gar nichts auch wog in der Wage des Krieges, daß die Lombardei mittels einer auf Anordnung der mailänder proviso-

rischen Regierung vorgenommenen Volksabstimmung am 29. Mai ihre sofortige Vereinigung mit dem Königreich Sardinien beschloß und daß auch das Parlament der kaum wieder erstandenen Republik Venedig am 4. Juli die „Fusion" mit dem Königreiche dekretirte. Was konnte Venedig, welches zu dieser Zeit schon so ziemlich auf seine Lagunen eingeschränkt war, was konnte auch die Lombardei mit ihren unorganisirten, noch dazu durch heftigen Parteihader gelähmten Kräften dem Sardenkönig helfen? Nichts, was der Rede werth war.

Zu Ende Juni's wiegte man sich in Mailand, Turin und anderen oberitalischen Städten noch in stolzen Illusionen hinsichtlich der Sachlage und warf den Gedanken eines Friedens, etwa mit dem Mincio als Gränzlinie, weit hinweg. Die Italiener hätten damals gewiß jeden, der ihnen gesagt hätte, daß, um diese Gränzlinie zu gewinnen, zuvor erst die ganze Macht Frankreichs an ihrer Seite kämpfen müßte, für einen Verräther ausgeschrieen oder als einen Verräther gelyncht. Und wer ihnen vollends gesagt hätte, daß ein deutsches Heer und zwar in Böhmen das Festungsviereck und Venedig für sie erobern würde, den hätten sie für den Narren aller Narren erklärt oder, wo möglich, zweimal gelyncht. Es gibt doch keine tollere Komödie als die Weltgeschichte, obzwar auch keine traurigere ... Wohl, zu Ende Juni's also drückte der englische Gesandte in Turin, Abercromby, die herrschende Stimmung ganz richtig und getreu aus, wenn er am 30. des Monats an Lord Palmerston schrieb: „Ich halte dafür, daß jede italische Regierung, welche mit Oestreich auf einer anderen Basis als der einer vollständigen Räumung des Landes (von seiten der Oestreicher) Friedensunterhandlungen anknüpfen wollte, von dem ganzen übrigen Italien des Verraths an der gemeinsamen Sache bezichtigt werden würde (would be looked upon and treated by the rest of Italy as traitors to the cause)." Aber auch im Hauptquartier Radetzky's wäre ein Sprecher für den Frieden übel gefahren. Das an den greisen

Marschall gerichtete Poetenwort: „In deinem Lager ist Oesterreich!“ war jetzt zur Wirklichkeit geworden, und bevor wenigstens die schwarzgelbe Fahne im Triumph wieder auf die Spitze des Doms von Mailand getragen wäre, durfte hier von Waffenruhe nicht die Rede sein.

Nach dem abgewiesenen Versuch der Italiener auf Verona hielten sich beide kriegführenden Parteien etliche Wochen ruhig. Radetzky zog Verstärkungen heran und Karl Albert machte es ebenso, konnte es aber in nicht so ausreichendem Maße thun wie sein Gegner. Das lombardische Geschrei in seinem Rücken über seine ewige Zauderei, ja Verrätherei wurde aber so arg, daß der König sich bewogen fand, wiederum den Angriffsweg zu versuchen. Am 12. Juli begannen die Bewegungen der sardischen Armee. Ihr strategischer Lenker, General Bava, beging den Fehler, sie in eine 7 deutsche Meilen lange Linie auseinander zu zerren, oder vielmehr er ließ die Auseinanderzerrung zu, dem Eigensinn des Königs zu Gefallen. Der äußerste linke Flügel des Heeres stand in Rivoli, das Centrum zwischen Verona und Mantua, der rechte Flügel blokirte die letztgenannte Festung von der Südseite. Man sieht leicht, wie sehr diese Dehnung und Dünnung den Gegner zu Durchbruchstößen reizen mußte. Einen solchen beschloß Radetzky alsbald zu thun, nachdem er von dem unwankbaren Gorzkowsky, Kommandant von Mantua, die Meldung erhalten hatte, der Feind habe in seinen festen Stellungen auf den Höhen von Sommakampagna und Sona nur wenig Mannschaft zurückgelassen. Und so war es: statt, wie bisher, 30,000 Mann hüteten jetzt nur noch 8000 jene wichtige Position. Der östreichische Feldherr liebte es durchaus nicht, zu abenteuern, sondern vielmehr, möglichst sicher zu gehen. So warf er denn im Morgengrauen des 23. Juli, nach einer furchtbaren Gewitternacht, zwei Sturmkolonnen, die eine unter Wratislaw (14,000 Mann), die andere unter d'Aspre (15,000 Mann), welchen er überdies eine sehr starke Reserve unter Wocher (18,000 Mann) folgen ließ, von

Verona aus überraschend auf die feindlichen Verschanzungen. Die Hüter derselben wehrten sich mannhaft stundenlang gegen die übermächtigen Angriffe, mußten aber doch den ganzen Höhenzug aufgeben, welcher sich um Mittag in den Händen der Oestreicher befand, — ein sehr beträchtlicher Gewinnst. Die Verona bedrohende Stellung war genommen, das Centrum der sardischen Armee durchbrochen und die beiden Flügel derselben so auseinandergeschoben, daß die Herstellung einer Verbindung zwischen ihnen nur auf weiten Umwegen bewerkstelligt werden konnte.

Am folgenden Tage schien sich das Kriegsglück wieder dem Sardenkönig zuwenden zu wollen. Während frühmorgens Radetzky den Mincio bei Salionze unterhalb Peschiera's überbrücken ließ, den Fluß überschritt und den linken Flügel der sardischen Armee unter General Sonnaz zu fluchtähnlichem Rückzug nach Volta drängte, war Karl Albert mit seiner Hauptmacht aus den sumpfigen Bivouaks bei Mantua aufgebrochen und nordwärts marschirt, um eine Wiederverbindung mit Sonnaz und anderen seiner noch am Gardasee stehenden Truppentheile zu suchen. Am 23. Juli war sein Hauptquartier in Marmirolo und er vernahm den Kanonenlärm von Sommakampagna her, richtete aber wunderlicher Weise seinen Weitermarsch nicht direkt dorthin, sondern auf Villafranka. Der Marsch war ein sehr verlustvoller. Die Sonne glühte erbarmungslos hernieder, der Mundvorrath war knapp oder ganz ausgegangen, die von Hitze, Hunger und Durst verzehrten Soldaten fielen zu Hunderten rechts und links hin. Der östreichische Marschall, voraussetzend, die Italiener würden handeln, wie es der gesunde Menschenverstand und die Kriegskunst forderte, d. h. alle Muskeln anspannen, um so rasch, wie möglich, ihre sämmtlichen Streitkräfte auf dem rechten Ufer des Mincio zu vereinigen, hatte inzwischen seinen ganzen Gewalthaufen zum Ueberschreiten des Flusses in Marsch gesetzt, um drüben diese vorausgesetzte Vereinigung zu hintertreiben. Auf dem linken Mincioufer stand am 24. Juli von der operirenden

östreichischen Armee nur noch die 3000 Mann starke Brigade Clam-Gallas und zwar in Custozza. Radetzky, welcher von dem eine Wegstunde nordwärts von Valeggio gelegenen Monte Vento herab die Bewegungen seiner Truppen lenkte, hatte der von dem General Simbschen kommandirten Brigade Lichtenstein, welche in Sanguinetto gestanden war, den Befehl zugehen lassen, auf Villafranka zu rücken und die Brigade Clam in Custozza abzulösen, — ein Befehl, welcher dem Sardenkönig Gelegenheit gab, seinen letzten Glückswurf zu thun. Denn als der lichtenstein'sche Harst, 7—8000 Mann stark, in der glühenden Mittagshitze des 24. Juli Sommakampagna erreicht hatte und nach gründlicher als nöthig mit Wein gestilltem Durste nicht sehr fest aufgeschlossen nach Custozza weiterzog, wurde er von Villafranka aus durch die Piemontesen mit großer Uebermacht angegriffen, mit einem Ungestüm und Erfolg, welcher nicht nur die Brigade vernichtete, sondern auch den ganzen Höhenzug von Sommakampagna bis Custozza herab wieder in italische Gewalt brachte.

Der Sardenkönig hätte jetzt, wenn er rasch handelte, seine Verbindung mit Sonnaz, dessen Standort in Volta er kannte, zuwegebringen können; allein der Erfolg vom 24. Juli wirkte so sinnbethörend, daß Karl Albert, welcher des Wahns lebte, er hätte den ganzen linken Flügel der Oestreicher geschlagen, in der Meinung bestärkt wurde, sein tolldreistes Herumabenteuern zwischen den feindlichen Armeekorps und Festungen sei das Wahre. Er sollte bald eines anderen belehrt werden. Denn der alte Radetzky, welchen der Untergang der Lichtensteiner doppelt wurmen mußte, weil er denselben seiner eigenen Unvorsichtigkeit auf Rechnung zu setzen hatte, brannte darauf, die Scharte auszuwetzen. Er wetzte sie aus, aber nur mit größter Anstrengung; denn in der entscheidenden Schlacht von Custozza-Sommakampagna, welche am 25. Juli geschlagen wurde, haben die Italiener gegen die feindliche Uebermacht, gegen die Ungunst ihrer Stellung, gegen die Glühhitze, gegen Hunger und Durst mit ruhm-

vollster Mannhaftigkeit und Ausdauer gerungen. Es war ein schrecklicher Ringkampf. Karl Albert und seine beiden Söhne, die Herzoge von Savoyen und Genua, gaben ihren Truppen das Beispiel vollendeter Todesverachtung und auch der alte Radetzky ritt mitten ins Feuer.

Zum Glück für die Oestreicher war ihr Mincioübergang nur erst theilweise bewerkstelligt, als die Befehle des Marschalls ergingen, umzuwenden und gen Osten und Südosten Front zu machen. Diese Front, am Morgen des 25. Juli gebildet, reichte von Valeggio, wo Wratislaws Korps den rechten Flügel bildete, über Oliosi, wo Wochers Korps als Centrum stand, bis nach Castelnuovo hinauf, wo d'Aspre's Korps den linken Flügel formirte. Karl Albert mußte nun, um noch Rettung zu finden, den Rath Bava's annehmen, welcher dahin ging, alle am linken Ufer des Mincio vorhandenen Kräfte — sie betrugen höchstens 20,000 Mann, während Radetzky 35,000 in seiner Schlachtlinie hatte und außerdem das eben aus Tirol gekommene thurn'sche Korps von 10,000 Mann, sowie die Besatzungen von Verona und Mantua — zu einem Gewaltstoß auf Valeggio zusammenzufassen, um dort durchzubrechen, die Minciobrücke und die Verbindung mit Sonnaz zu gewinnen, welcher General befehligt werden sollte — und wirklich befehligt wurde, aber zu spät — seinerseits von Westen her auf Valeggio loszugehen. Allein der König verschmähte diesen bei Lage der Sachen besten Rath. Er beschloß, die Höhen von Sommakampagna festzuhalten und zugleich Valeggio anzugreifen, eine Doppelaktion, zu welcher seine Streitkräfte lange nicht ausreichten. So ging denn die Schlacht, wie sie gehen mußte, da die Piemontesen an den Kampfstellen gegen eine dreifache Uebermacht zu fechten hatten.

Zur achten Morgenstunde ließ Karl Albert die Trommeln zum Angriff auf Valeggio rühren und wenig später begannen d'Aspre von Nordwesten her und der Kommandant von Verona, General Haynau, von Osten her ihre Angriffsbewegungen auf

Sona und Sommakampagna. Hier ging es am heißesten her und erst Nachmittags 3 Uhr wurde nach beharrlichstem Widerstand der rechte Flügel des sardischen Heeres durch die mit Macht vordrückenden Oestreicher über den Südabhang des Höhenzuges gen Villafranka hinabgestoßen. Aber der Stoß war nachhaltig genug, auch das piemontesische Centrum bei Custozza wanken zu machen. Bei einbrechender Nacht mußte von Villafranka aus, um welches her die geschlagene Armee sich zusammengeschoben hatte, über Quaderni der Rückzug zum und über den Mincio angetreten werden. Es war ein Rückzug von Tapfern, welcher dem Feinde geradezu imponirte. In der Nachhut ritt Karl Albert, „regungslos wie ein Krucifix" den Kugeln der Verfolger trotzend. Die Oestreicher bekennen, an diesem Entscheidungstage an Todten, Verwundeten und „Vermißten" 67 Offiziere und 1967 Soldaten eingebüßt zu haben, während die Italiener sagen, sie ihrerseits hätten 629 Todte und 270 Gefangene auf der Walstatt zurückgelassen.

Der Rückzug währte die ganze Nacht und den Morgen des folgenden Tages. Er ging auf Goito, wo Sonnaz, von Volta aufgebrochen, mit seinen nahezu 8000 Mann zu dem Könige stieß. Dieser schickte das Korps nach Volta zurück; aber als sich dasselbe Abends dem Orte näherte, fand es dort schon die Vortruppen d'Aspre's. Sonnaz beschloß den Sturm und ein ganz scheusälig wilder Kampf wüthete in den Gassen des Städtchens die Nacht hindurch. Italiener und Oestreicher zeihen einander gegenseitig gräulicher Unthaten, welche in dieser Mordnacht begangen worden, und beide mit Recht. Sonnaz mußte bei Tagesanbruch weichen, da die Oestreicher rasch sich verstärkten, erhielt aber von Goito her ebenfalls Verstärkungen und den Befehl, Volta schlechterdings zu nehmen. Er versuchte es vergeblich, denn schon stand d'Aspre's ganzes Korps in und um Volta. Sonnaz zog mit seinen Truppen, die fast Uebermenschliches geleistet hatten, am 27. Juli rückwärts gen Süden auf Cerlungo.

Noch bewiesen auch auf diesem Rückzug Reiterei und Artillerie eine imponirend heldische Haltung; aber mit der Infanterie war es aus. Es war überhaupt aus mit der Sache Karl Alberts. Das Gefecht bei Volta war nur ein letzter Verzweiflungsstreich gewesen, dessen Ausgang furchtbar lockernd, lösend und demoralisirend auf die besiegte Armee des Königs wirkte, welche den 40,000 Mann Oestreichern, die am 27. Juli auf dem rechten Ufer des Mincio standen — Radetzky hatte das wocher'sche Korps dem von d'Aspre geführten nachgeschoben und das wratislaw'sche bei Valeggio übergehen lassen — unmöglich mehr standhalten konnte. Ein energisches Nachdrücken der Oestreicher mußte über das königliche Heer Vernichtung oder wenigstens vollständige Auflösung bringen.

Doch genug und übergenug der Kriegsgeschichten und dem Ende zu! Am 28. Juli sandte Karl Albert drei seiner Generale zum östreichischen Marschall, um einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Radetzky wollte denselben gewähren unter Bedingungen, welche in Betracht der Verhältnisse gemäßigt genannt werden mußten: — Zurückgehen der Piemontesen hinter die Adda, Aufhebung der Blokade von Triest mittels Heimrufung der sardischen Flotte, Aufgeben Venedigs, Fahrenlassen von Parma und Modena und Räumung der Festungen Peschiera, Rocco d'Anfo und Pizzighettone. Aber mit Annahme dieser Bedingungen hätte ja das Haus Savoyen von wegen des versuchten Verschluckens der lombardischen „Artischoke" thatsächlich Reue und Leid gemacht und hätte die „Spada d'Italia" ihre Ohnmacht, die Nationalsache aufrecht zu halten, eingestanden. Das durfte nicht sein oder wenigstens hoffte man durch Weiterführung des Krieges solcher Demüthigung zu entgehen. Weiter zurück jedoch mußte man, das unterstand gar keiner Frage, sondern nur, in welcher Richtung? Man wußte im sardischen Generalstabe recht gut, daß es das Beste, ja einzig Richtige wäre, südwärts über den Po zu gehen, um hinter der Schutzlinie desselben der decimirten, er-

schöpften und demoralisirten Armee wieder Halt, Erholung und Auffrischung zu verschaffen. Allein das hieß ja Mailand preisgeben, die Hauptstadt der Lombardei so zu sagen an's Messer liefern. Was würde das für ein wüthendes Geschrei über Verrath hervorrufen! So ging denn der Rückzug statt südwärts gen Westen, immer weiter gen Westen, nachdem der Versuch, hinter dem Oglio Stellung zu nehmen, sofort mißlungen war. General Bava, welcher faktisch das Heer kommandirte, leitete den Rückzug mit Geschicklichkeit und Unerschrockenheit. Seine Reiterei und Artillerie wußte den Oestreichern das allzu hastige Nachsetzen nach da und dort zu verleiden. Am Abend vom 1. August war er in Lodi, hinter der Adda, wo er sich zu setzen gedachte. Allein der Befehl des Königs, mit der ganzen Streitmacht zum Schutze Mailands eilends sich aufzumachen, rief ihn weiter nordwestwärts. Dorthin drückte nun auch Radetzky mit aller Macht, nachdem er zu seinem nicht geringen Erstaunen erfahren, daß der Feind das Räthlichste, d. h. die Ausbeugung gen Süden und über den Po, verschmäht hatte.

In Mailand hatte man noch am 26. Juli unmäßig über den Sieg gefrohlockt, welchen die Piemontesen am 24. über die Lichtensteiner bei Sommakampagna davongetragen, und hatte zahllose Evvivas für Karlo Alberto zum Himmel „aufdonnern“ lassen. In dieses Gedonner schnitt nun die Nachricht vom Ausgange der Schlacht bei Custozza wie ein grimmiger Hohnpfiff hinein. Die Mailänder wollten zunächst schlechterdings nicht daran glauben; allein die Hiobsposten drängten sich und bestätigten einander. Nach überwundenem erstem Schrecken machte man noch heroische Grimassen, haselirte vom „Krieg bis auf's Messer“ und vom Sichbegraben unter den Trümmern der bis aufs Aeußerste zu vertheidigenden Stadt, so die „deutschen Barbaren“ einen Angriff auf dieselbe wagten. Worte voll Wind, sonst nichts. Man war eben jetzt auch in Mailand nicht mehr im März, sondern im August: die Blüthen des „Völkerfrühlings“ waren

längst welk vom Baume der Zeit gefallen, ohne Früchte angesetzt zu haben.

Am 3. August beim Tagesgrauen kam der König von Lodi her vor Mailand an und nahm vor dem „römischen" Thore außerhalb der Stadt im Albergo San Giorgio sein Quartier. Ihm folgte sein geschlagenes Heer, alles in allem weniger als 30,000 Mann, welchen der östreichische Marschall mit wenigstens 50,000 Mann nachsetzte, so daß seine leichten Vortruppen nicht viel später als die Piemontesen vor Mailand eintrafen. Nachdem dann Karl Albert im Einverständniß mit der provisorischen Regierung und der Mehrzahl der Bevölkerung beschlossen hatte, unter den Mauern der Stadt noch einmal zu schlagen und diese selbst nachdrücklich zu vertheidigen, verlegte er sein Hauptquartier in den nahe bei der Skala gelegenen Palazzo Greppi. Klüger freilich wäre es für ihn gewesen, gar nicht in die Stadt hereinzukommen; denn sein Entschluß ging ja doch, wie bald offenbar wurde, nicht so weit, mit den Trümmern seiner Armee unter den Trümmern von Mailand sich zu begraben. Hiezu hätten auch seine über den kalten Empfang, der ihnen von seiten der Mailänder geworden, sehr verstimmten Generale sicherlich ihre Zustimmung nicht gegeben. Derweil schien die Noth, sowie die Erinnerung an die Märztage die Bevölkerung aufflammen zu machen. Thore und Straßen wurden barrikadirt, eine nach Waffen schreiende Menge füllte die öffentlichen Plätze, mit dem Gerassel der piemontesischen Trommeln mischte sich das Geheul der Sturmglocken, schöne Frauen und schönere Mädchen trugen den Vertheidigern der Wälle Speise und Trank zu, kurz viel guter Wille, aber nirgends Vertrauen erweckendes Organisiren, festes Lenken und verständiges Gehorchen, sondern nur Trubel, Tumult und Strohfeuer.

In der Morgenfrühe des 4. August dröhnte das Kanonengebrumm der anrückenden Oestreicher nach Mailand herein. Es kam näher und näher. Die Piemontesen schlugen sich den Tag

über mit gewohnter Tapferkeit gegen die auf den nach Lodi und Pavia führenden Straßen herandrängenden östreichischen Kolonnen. Aber diese gewannen doch so sehr Boden, daß mit Einbruch der Nacht sämmtliche Truppen in die Stadt zurückgezogen werden mußten. Nun eiliger Kriegsrath im Palazzo Greppi. Ist Mailand zu halten? frug der König. Nein, Majestät! entgegneten die Generale. — Ihr meint, wir müßten auf die Rettung unseres eigenen Heeres bedacht sein? — So meinen wir, als gute Piemontesen und als gute Italiener, denn auf der Existenz von Eurer Majestät Armee beruht trotz alledem die Zukunftshoffnung Italiens. — Aber das Schicksal dieser Stadt? — Allgemeines Achselzucken, welches zu deutsch bedeutete: Das Hemd liegt uns näher als der Rock.

Kurz darauf ritten zwei piemontesische Generale auf der Straße nach Lodi. Um Mitternacht gelangten sie nach San Donato, wo sich Radetzky's Hauptquartier befand. Ich gewähre die erbetene Kapitulation, sagte der Alte. — Aber die Bedingungen, Excellenza? Wir bieten die Räumung der Lombardei gegen die Zusicherung freien Abzugs unserer Truppen aus Mailand. — Einverstanden. — Und gegen Sicherung des Lebens und Eigenthums der Einwohner. — Ich gewähre den Mailändern 12 Stunden Frist zum Abzug und werde sie der Gnade meines Kaisers empfehlen. Was dieser über sie verhängen wird, weiß ich nicht; ich meinerseits kann nur für die Mannszucht meiner Soldaten gutstehen . . .

Am folgenden Morgen verwunderten sich die Mailänder, daß alles so still bliebe. Dann lief die Sage um, der König habe kapitulirt. Sie fand keinen Glauben. Zwei arme Teufel, welche die Sensationsnachricht auf den Domplatz brachten, wurden für verkleidete Oestreicher gehalten, welche zwischen Lombarden und Piemontesen Zwietracht stiften wollten, und vom „Volke" in Stücke zerrissen. Aber die Kapitulation war doch eine Thatsache. Als sie nicht mehr bestritten werden konnte,

brach der Pöbel los und Karl Albert erntete den Undank des Nichterfolgs. Die gegen ihn verübten Schandbübereien hätten dem Manne, welcher, was auch seine Fehler waren, sein und seiner Söhne Leben so oft für die Mailänder eingesetzt hatte, unter allen Umständen erspart werden sollen, — erspart werden sollen trotz des kläglichen Schwankens sogar, in welches er jetzt wieder verfiel. Freilich, seine Lage war schrecklich. Die Stadt glich an diesem 5. August einem brandenden Meere von Anarchie. Die Sturmglocken heulten von hundert Thürmen, die Menge wälzte sich geifernd und brüllend durch die Straßen, unter gräulichen Verwünschungen „Tod dem Verräther von König!“ drohend. Vor dem Palazzo Greppi ballte sich ein tausendgliedriger Lumpenklumpen, fistulirte in allen Tönen der Wuthskala zu den Fenstern hinauf, stürzte die königlichen Reisewagen, die vor dem Thore standen, um und verstopfte dasselbe damit, damit dem „Verräther“ die „Flucht“ unmöglich wäre. Es hatte aber doch den Anschein, daß nicht allein der süße und der saure Pöbel gegen die Kapitulation und für verzweifelte Vertheidigung sei. Denn zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, Litta und Anelli, überbrachten dem König einen förmlichen Protest gegen die Uebergabe und zugleich die Versicherung, Mailand sei zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Daraufhin sagte der König: „Nun wohl, so will auch ich bis auf den letzten Mann fechten.“ Der unglückliche Mann, zur Stunde von seinen Truppen ganz abgeschnitten, mußte der Pöbelei auch noch den Gefallen thun, auf den Balkon hinauszutreten und seine Erklärung zu wiederholen. „Gut, so zerreißt die Kapitulation!“ schrie die Menge hinauf und der König zog ein Papier hervor und zerriß es. Unter wüthendem Beifallshalloh natürlich.

Aber die wüste Posse schlug Abends wieder ins Gefährliche um. Es hieß, und zwar mit Wahrheit, der Erzbischof sei mit dem Podesta unter Vorwissen des Königs zum Radetzky hinausgegangen, um für die Stadt erträgliche Uebergabebedingungen

nachzusuchen. Sofort wieder Volksraserei vor dem Palazzo Greppi, in das Gebrüll „Tod dem Verräther! Tod dem Betrüger!“ hinein krachten Schüsse, Kugeln schlugen in die Fensterscheiben des königlichen Gemachs, die Rotten rannten Thor und Thüren ein und die wüste Flut schwoll die Treppen hinan, hielt aber doch inne vor den entblößten Degen der Offiziere im Vorzimmer. Entschlossener Widerstand, ja nur der Anschein von solchem bringt rebellische Sklaven stets zum Stehen. Dem Oberst Lamarmora und dem Cavaliere Torelli gelang es, diesem abscheulichen Intermezzo im Schlußakt einer nationalen Tragödie ein Ende zu machen. Sie kletterten von einem Balkon des Palastes hinunter, eilten nach den Wällen und holten von dort ein Bataillon Garde und eine Kompagnie Bersaglieri zur Rettung und Befreiung des Königs herbei. Die anrückenden Truppen stäubten das tobende Pack auseinander, nahmen dann den König in ihre Mitte und so ging er, seinen ältesten Sohn an der Seite, nach dem Kollegium Calchi Taegi, wo General Bava sein Quartier hatte. Hier gab Karl Albert dem General Salasko, seinem Generalquartiermeister, Vollmacht, die Vereinbarung, welche der Podesta und der Erzbischof inzwischen mit Radetzky wegen Uebergabe der Stadt abgeschlossen hatten, auch in seinem Namen zu unterzeichnen. Der Feldmarschall versprach in diesem Aktenstücke Schonung Mailands und bewilligte freien Abzug allen Leuten, welche die Stadt verlassen wollten, bis zur achten Abendstunde des 6. August; nur müßten die Ausziehenden die nach Magenta führende Straße einschlagen. Das sardische Heer sollte seinen Abzug sofort beginnen und in zwei Märschen den Tessin hinter sich bringen. Um 8 Uhr Morgens würden die Oestreicher das „römische“ Thor, um Mittag die Stadt besetzen.

An diesem 6. August brach Karl Albert schon 2 Stunden nach Mitternacht aus dem Kollegium auf, um die Stadt durch das Vercelli-Thor zu verlassen. Es war ein bitterer Weg für ihn, denn die Pöbelhorden wachten und ließen die Häuserwände

links und rechts von ihrem rasenden „Tod dem Verräther!“ widerhallen. Da und dort machten sie Miene, sich auf die Schutzwache des Königs zu stürzen, und beim Thore selbst mußte man mit Waffengewalt ihm und seinem Gefolge freien Paß schaffen. Also verließ die „Spada d'Italia“, der Mann, für welchen nur wenige Tage zuvor in Mailand hunderttausend Evvivas zum Himmel „aufgedonnert“ hatten, unter Flüchen, Verwünschungen und Todesdrohungen wie ein gehetzter Flüchtling diese Stadt. Geordnet und schweigend folgte ihm sein Heer, Groll im Herzen, aber denselben bändigend und der urtheilslosen, wankelmüthigen und feigen Canaglia, von welcher diese braven Soldaten mit Lästerungen überschüttet, ja sogar von Fenstern herab und hinter Gartenmauern hervor meuchlerisch beschossen wurden, nur Blicke der Verachtung gönnend.

Die Morgensonne beschien ein herzzerreißendes Schauspiel, das an Scenen erinnerte, welche im Mittelalter während der Kämpfe der italischen Republiken mit Friedrich dem Rothbart auf lombardischem Boden gespielt hatten. Ein Drittel der Einwohnerschaft verließ Herd und Haus und Heim: an 60,000 Mailänder und Mailänderinnen jedes Alters zogen ins Exil.

Wer von den Besitzenden in der Stadt zurückblieb, welche etliche Stunden lang gänzlich dem Belieben anarchischer Pöbelei preisgegeben war, mußte sich sehr unbehaglich fühlen. Es drohte sichtbar Wüstestes, denn unter dem wohlfeilen Vorwand, „Verräther“ aufzuspüren und zu bestrafen, ließen sich alle bübischen Gelüste und verbrecherischen Triebe befriedigen*). Schon hob auch wirklich das Plündern reicher Häuser, z. B. der Palazzi Viskonti und Litta durch die Canaglia an. Der Podesta begab

*) Depesche des schweizerischen Konsuls (Reymond) aus Mailand vom 7. August 1848: „Les cris à la trahison s'éleverent de toutes parts et pendant quelques heures nous nous trouvames sans autorités au milieu d'une population désespérée, qui menaçoit de se porter à des excès.“ Wie sticht dieser Satz ab gegen den folgenden, der Depesche Reymonds vom

sich daher eilends wieder hinaus ins östreichische Hauptquartier, um den Marschall zu bitten, das Einrücken seiner Truppen früher stattfinden zu lassen, als die Uebereinkunft bestimmte. Das mailänder Bürgerthum sah sich demnach in der Lage, gegen ihre eigenen Landsleute und Stadtgenossen den Schutz der „barbari tedeschi“, der „stupidi Austriaci“ anzurufen, — einer der häßlichsten Schmutzkleckse auf den Blättern der italischen Revolutionsgeschichte. Im Uebrigen ist es wahr und die massenhafte Auswanderung der Einwohnerschaft hat es bewiesen, daß es von seiten vieler Mailänder ernstgemeint war, wenn sie erklärten, lieber das Aergste dulden als die Oestreicher wiederum innerhalb der Mauern ihrer Vaterstadt sehen zu wollen.

Um 10 Uhr Morgens am 6. August zog demzufolge der östreichische Sieger an der Spitze von d'Aspre's Heerschar in die wiedereroberte Hauptstadt der Lombardei ein. Wenn die sardischen Truppen auf ihrem Marsche rückwärts blickten, konnten sie noch die schwarzgelben Fahnen auf den Thürmen Mailands flattern sehen. Am Abend ließ der Feldmarschall den Erlaß ausgehen, daß er vorläufig die Militär- und Civilregierung der Lombardei an sich genommen habe. Die eiserne Hand des Martialgesetzes streckte sich über das Land aus, der Säbel war in allem die erste und letzte Instanz. Natürlich fühlte und benahm sich der verhaßte „Weißkittel“ als Sieger, hielt aber Mannszucht. Die Anordnungen des Feldmarschalls zeugten — selbst wuthschäumende Italianissimi haben das nicht zu leugnen gewagt — von Mäßigung und Milde. Allein trotzdem legte sich lastend eine Wolke unsäglicher Trauer auf die Stadt. Da und dort lüftet sich ein Zipfel dieser Wolke und läßt in dem

23. März entnommen: — „Impossible de décrire l'enthousiasme du pays et sa ferme volonté de reconquérir son indépendance. L'ordre le plus admirable n'a pas cessé un moment de regner dans la ville, tout le monde était au poste du devoir.“. S. B. A. Diese beiden Stellen erzählen eine ganze Geschichte.

düsteren Gemälde einen schneidigen Zug von Humor wahrnehmen. So, wenn östreichische Soldaten, in eine Kunstgalerie einquartiert, die Statuen hellenischer Götter und Göttinnen als Aufhängeständer benützten und da einem Apoll eine ungarische Grenadiermütze aufgesetzt, dort die Patrontasche eines Gränzers einer Venus als Gürtel umgebunden wurde.

Am 9. August kam der zwischen Oestreich und Sardinien vereinbarte Waffenstillstand zum Abschlusse, vorläufig auf 6 Wochen, jedoch beiderseitig mit Inaussichtnahme einer Verlängerung. Er nahm die bisherige Gränze zwischen den beiden Staaten als Demarkationslinie an und hatte zum Hauptinhalt die gänzliche Räumung der Lombardei, Parma's, Modena's, Piacenza's, sowie Venedigs von sardischen Land- und Marinestreitkräften. Am 10. August richtete Karl Albert von Vigevano aus ein würdig gehaltenes Manifest an die „Völker des Königreichs", welches mit den Worten schloß: „Die Sache der Unabhängigkeit Italiens ist noch nicht verloren!" Die Fahne dieser Sache ließ jetzt nur noch Garibaldi im Felde flattern; allein dies Flattern währte wenige Tage. Der kühne Bandenführer war, als er den Anmarsch der Oestreicher auf Mailand erfahren, mit seinem Freiharst von 4000 Mann von den Abhängen der Alpen herabgestiegen und bis Monza vorgegangen, um den Mailändern zu Hilfe zu eilen. Die Kapitulation der Stadt machte dies unmöglich und Garibaldi wandte sich nach Como und Varese zurück, um in jenen Gegenden den kleinen Krieg gegen die Oestreicher fortzusetzen, hatte aber, am letztgenannten Ort angekommen, von seinen 4000 Freischärlern nur noch 2000; die Hälfte hatte sich unterwegs „seitwärts in die Büsche" geschlagen. Trotzdem harrte der Führer noch aus. Er marschirte von Varese nach Arona, bemächtigte sich dort etlicher Dampfboote, setzte seine Schar darauf und landete mit ihr am 16. August bei Luino am Ostufer des Lago Maggiore, von wo er eine dort stehende schwache östreichische Truppenabtheilung vertrieb. Ra-

detzky ließ nun das ganze Korps d'Aspre's gegen diesen Versuch, einen „Volkskrieg" anzufachen, aufbrechen. Die noch mehr zusammengeschmolzene und sehr erschöpfte Freischar wurde am 26. August bei Murazzone mit Uebermacht überfallen und nach tapferer, aber hoffnungsloser Gegenwehr vollständig zersprengt. Garibaldi selber rettete sich mit wenigen Kameraden über den See und nach der Schweiz. Der erste Akt der nationalen Erhebung Italiens war zu Ende . . .

Also hat die zweiundachtzigjährige Greisenhand Radetzky's den Doppeladler wieder nach Mailand zurückgetragen. Aber das triumphirende Finale des Radetzky-Marsches sollte erst im März des folgenden Jahres aufgespielt werden.

VIII.

Eljen und Zivio.

1.

Die pariser Junischlacht und die Niederwerfung des italischen Nationalbanners durch Radetzky verkündigten sehenden Augen und hörenden Ohren unwidersprechlich, daß die Sache der Völker verspielt sei. Denkende Demokraten in Deutschland fühlten das wohl, und wenn sie weiterhin noch mitthaten — was sie übrigens auch hätten bleiben lassen können — so geschah es nur der eigenen und der Ehre der Partei wegen. Sie fanden es unschicklich, einer halb oder ganz verlorenen Sache den Rücken zu kehren. Was die Redenraspeler und Paragraphenhaspeler betraf, die merkten natürlich nicht, welche Stunde es an der Glocke der Jahresuhr geschlagen hatte, sondern raspelten und haspelten emsig weiter, als wäre nichts geschehen. Noch mehr, diese edlen, edleren und edelsten Männer waren über die Siege Cavaignacs und Radetzky's seelenvergnügt. Jetzt endlich, meinten sie, sei für gehörige Windstille gesorgt, so daß sie ihr Reichsverfassungskartenhaus und dergleichen papierene Babelbauten mehr ungestört in die Luft thürmen könnten. Eine der rührendsten Blödsinnigkeiten, welche jemals geschehen sind. Aber „in dem kindischen Spiele“ mußte doch wohl ein „tiefer Sinn“ liegen; denn die es spielten, waren ja lauter „Staatsmänner“.

Diese guten, besseren und besten Männer deutscher Nation waren wie eigens dazu angefertigt, die Rolle von betrogenen Betrügern mit der ganzen Gravität und Grandezza der Biedermaierei zu spielen, und die Rolle ließ sich im Sommer von 1848 noch ohne allzu große Mühwaltung durchführen, da in Wien sowohl als auch in Berlin die Märzdekoration noch nicht von der politischen Schaubühne weggeschafft worden war. Die Auguren des Konstitutionalismus durften einander noch ansehen, ohne sich ins Gesicht zu lachen, und die Haruspices des Parlamentarismus konnten noch mit wichtigster Miene weitergrübeln in den Gedärmen ihres todtgeborenen Wechselbalges, ohne durch die Ungemüthlichkeiten, welche Belagerungszustand und Standrecht mit sich zu bringen pflegen, in diesen ihren „staatsmännischen" Arbeiten gestört zu werden . . .

Drunten in der Donaustadt war es nach den Maitumulten zeitweilig leidlich ruhig geworden. Die Krakeelokratie hatte sich heiser geschrieen und die Lumpagogie mußte sich auf Bierbänken und in Schnapsbuden erst zu neuen Großthaten stärken. Beide Sorten von unheiliger Canaille, von Hundepack im verwegensten Wortsinne, duckten einstweilen unter, maßen das feste Zusammenhalten von Aula und Garde, d. h. von Studentenlegion und Bürgerwehr, die Aufrechthaltung der Ordnung verbürgte. Unter diesem Schutze regierte der gute Herr von Pillersdorff weiter, so gut es eben gehen wollte, indem er seinen Kollegen Doblhoff an das kaiserliche Hoflager nach Innsbruck sandte, damit derselbe so zu sagen ein Kleister wäre, welcher das dermalen in partibus fidelium residirende so zu sagen Staatsoberhaupt mit der Centralregierung in Wien zusammenleimte. Selbstverständlich hatte Herr von Doblhoff die Neben-, d. h. die Hauptaufgabe, in der tiroler Hofburg darüber zu wachen, daß die theuren „Märzerrungenschaften" keinen Schaden litten. Ach, diese Errungenschaften hatten eine bedenkliche Aehnlichkeit mit der „federlosen Brut", welche in des alten Horatius Epode von „Schlangen"

bedroht wird. Auch in der Weihrauchatmosphäre der innsbrucker Burg war an solchen Reptilien keineswegs Mangel, nur daß sie auf zwei Beinen schlichen, spitzenbesetzte Unterröcke, auch Generaladjutantenhosen, Diplomatenfräcke und Kammerherrnschlüssel trugen, und der arme Doblhoff hätte zu dem guten Blumenzüchter Ferdinand sagen können wie der römische Poet zum Mäcenas:

„Comes minore sum futurus in metu,
Qui major absentes habet,
Ut adsidens inplumibus pullis avis
Serpentium adlapsus timet.“

Herr von Doblhoff hat sicherlich das Schlangengezische nicht ganz überhört, aber den wirklichen und vollen Sinn desselben hat er nicht verstanden. Es gab ja Angenehmeres für ihn zu hören, wie z. B. jenes aus der tiroler Hofburg ergangene kaiserliche Manifest vom 3. Juni, welches den Kaiser erklären ließ, daß er zwar durch die Art und Weise, wie er zur Gewährung eines „konstituirenden“ Reichstags veranlaßt worden, „tief verletzt“ sei, daß er aber trotzdem „die Sache selbst festhalten“ werde und daß es „sein sehnlichstes Verlangen, die baldige Eröffnung des Reichstages in Wien möglich zu sehen“. Die Blicke des Hofes waren eben damals noch allzu ängstlich auf die noch nicht sehr beruhigende Sachlage in der Lombardei gerichtet, als daß man sich getraut hätte, eine andere Sprache zu führen. Die geführte klang in den Ohren der wiener Bürgerschaft sehr lieblich und steigerte noch ihre Sehnsucht nach der Rückkehr des Kaisers*).

*) Depesche Effingers vom 7. Juni: „Die große Mehrzahl der Bevölkerung Wiens wünscht die Rückkehr des Kaisers sehnlich.“ Vom 28. Juli: „Was die Gemüther in Wien am meisten beschäftigt, ist die Rückkehr des Kaisers. Die regierende Kaiserin und die Erzherzogin Sophie, welche jede auf ihre Gemahle den größten Einfluß üben, sind der Verlegung der Residenz nach Wien durchaus entgegen, so lange die Kaiserstadt nicht Garantien für die Sicherheit des Hofes bietet.“ S. B. A.

Da aber einflußreiche Damen die Sommerfrische im Thale des Inn sehr begreiflicher und verzeihlicher Weise erquicklicher fanden als die Heimkehr in die schwüle Donauniederung, so verzögerte sich die kaiserliche Wiederübersiedelung nach Wien so sehr, daß Pillersdorff und Doblhoff höchst dringend anriethen, wenigstens einen Stellvertreter der Person des Kaisers zu ernennen, um den Reichstag zu eröffnen und überhaupt der Centralregierung durch seine Anwesenheit mehr Halt und Gewicht zu geben. Der passendste Stellvertreter, riethen die Minister weiter, wäre der Erzherzog Johann, welcher, auch seiner Wahl zum deutschen Reichsverweser schon gewiß, dazumal so recht „Hans Dampf in allen Gassen" gewesen ist, freilich ohne in irgendeiner Gasse etwas zu thun als biedermännisch schwatzen. Die lenkenden Hände in der innsbrucker Burg ließen demzufolge den willigen Ferdinand am 15. Juni ein Patent unterzeichnen, kraft dessen der Erzherzog zu seinem Stellvertreter ernannt wurde, um „alle ihm als konstitutionellem Kaiser zustehenden Regierungsgeschäfte zu leiten". Der Erzherzog nahm an, und da er wenige Tage darauf auch die ihm zugefallene deutsche Reichsverwesung annahm, so hansdampfte er eine Weile wie ein Weberschifflein zwischen Wien und Frankfurt und Frankfurt und Wien hin und her, obzwar ohne etwas zu weben, was sich sehen lassen konnte. Noch bevor jedoch der Erzherzog bei der Eröffnung des Reichstags als Alterego des Kaisers figuriren konnte, brach das Ministerium Pillersdorff unter der Wucht eines vom „Sicherheitsausschuß" und vom „Demokratischen Verein" gemeinsam gegen dasselbe geschleuderten Mißtrauenvotums zusammen, hauptsächlich, weil sich in den Weichselzopf seiner Verlegenheiten noch ein neuer Strang eingeflochten hatte, der slavische Aufstandsversuch in Prag und dessen Folgen.

2.

Auch durch die slavischen Völker, nicht einmal das russische ganz ausgenommen (s. II, 1, S. 128), zitterten heftig die Erdbebenschwingungen von 1848; weniger jedoch, viel weniger die freiheitlich-humane Begeisterung als vielmehr den exklusiv-nationalen oder, noch genauer zu sprechen, den Rasse-Instinkt weckend. Dieser erhob sich denn auch mit der ganzen wilden Frische halbbarbarischer Jugendlichkeit und es bedurfte nur des festen Willens der slavischen Führer, um mittels dieser wilden Kraft den östreichischen Kaiserstaat zu zertrümmern, in welchem ja die Slaven die zahlreichste Rasse waren.

Das Ideal des Panslavismus, welches den slavischen Wortführern ersten Ranges vorschwebte, konnte zu einer solchen Zertrümmerungsarbeit reizen. Allein maßen die Identifizirung des Panslavismus mit russischem Panczarismus sich nicht umgehen ließ, mußte es so schlauen Kalkulirern, wie Palacky, Pinkar, Rieger und ihre Mithäuptlinge waren, unzeitgemäß erscheinen, die Verwirklichung des panslavistischen Ideals schon jetzt anzustreben. Demzufolge wollte man sich darauf beschränken, vorderhand ein slavisches Oestreich zu schaffen, um das Deutschthum wie das Magyarenthum im Kaiserstaat vom Slaventhum aufsaugen, verzehren, verschlingen zu machen. Diese beabsichtigte Verschlingung brauchte man selbstverständlich nicht an die große Glocke zu hängen und die guten Deutschöstreicher, nämlich die liberalen und radikalen, hörten auch nichts davon läuten. Selbst dann noch nicht, als die widerdeutschen Einfädelungen zwischen den Nord- und Südslaven, welche Einfädelungen mitten durch die innsbrucker Burg liefen, schon so dick gesponnen waren, daß man sie bei Tag mit Händen greifen und bei Nacht die Nasen daran stoßen konnte.

Dem großen Haufen der Slaven war diese Verslavung

Oestreichs am leichtesten mundgerecht zu machen. Die panslavistische Chimäre —

Vorn ein Bär und hinten ein Schwein, in der Mitt' eine Schlange —

wie selbige von den Kollar und Schafarik poetisch gezeugt und archäologisch aufgepäppelt worden, war Kaviar für die Menge, eine abstrakt-literarische Tiftelei, welche keine praktische Wirkung thun konnte. Die Polen, wenigstens alle urtheilsfähigen, haben den Schwindel des Panslavismus immer für das angesehen, was er war und ist, nämlich für ein Werkzeug der Russifizirung, und da sie die Russen, d. h. die echten, die Moskowiter, für gar kein slavisches Volk gelten lassen, sondern für einen finnisch-tatarischen Mischmasch halten, so hätten sie sich auch i. J. 1848 folgerichtig von dem panslavischen Spektakel fernhalten müssen und hätten sich wirklich ferngehalten, wenn das wiener Ministerium sich zu einigen Zugeständnissen gegen sie herbeigelassen haben würde. Die Czechen dagegen waren die eifrigsten Macher des Spektakels. Sie verlangten die Herstellung ihrer heiligen Wenzelkrone, sowie die Einverleibung von Mähren und Oestreichisch-Schlesien in das wiederherzustellende Czechenreich, und kamen auf den Einfall, die ganze übrige Slaverei zu einem Piedestal zu machen, auf welchem ihre, die czechische Größe um so imponirender vor den erstaunten Blicken der Welt erscheinen sollte. Dies der Sinn des „Slavenkongresses", welcher mittels pomposen Aufrufs an alle „Slavenbrüder" nach Prag eingeladen und am 2. Juni mit so viel Klingelei und Klapperei, als man aufbringen konnte, mit dem grellen Flitterstaat einer halbasiatischen Maskerade eröffnet wurde. Viel Messelesen und Messehören mußte natürlich auch mitdabeisein, worüber sich der Atheist und Kommunist Bakunin, der einzige anwesende Russe, gehörig erbaut haben mag. Aus Nord und Süd und Ost waren die Slavenbrüder gekommen, mitsammen 340. Den böhmischen Grafen und Baronen, welche bislang mitpanslavisirt hatten, erschien aber das Ding bei

näherem Zusehen nicht mehr recht geheuerlich, maßen das von den Czechen aufgestellte Schwarzgelb in allerhand andere, sehr andere Farben hinüberzuschillern begann. Der designirte Kongreßpräsident, ein Graf Joseph Thun, wollte daher den Vorsitz nicht führen und so übernahm Palacky denselben, hoffend, die Verhandlungen in das Geleise der czechischen Wünsche zu lenken, welche, wie schon erwähnt worden, auf Schaffung eines großen Czechenreichs und mittels desselben auf eine Slavisirung Oestreichs mit Beibehaltung der lothringisch-habsburgischen Dynastie abzielten. Palacky und die übrigen Häuptlinge der Czechen wollten demnach die Versammlung der „Slavenbrüder“ zu einer großartigen Demonstration für ein schwarzgelb-slavisches Oestreich und gegen das dermalen schwarzrothgoldig schwärmende Deutschöstreich, wie gegen das grünweißroth konstituirte Ungarn machen.

Der Verlauf des Kongresses gestaltete sich aber nicht gerade diesen Wünschen gemäß, obzwar die östreichischen Südslaven, Kroaten, Serben und Illyrier im Hasse gegen das Deutschthum und gegen den Magyarismus mit den Czechen wirklich höchst slavenbrüderlich sympathisirten. Doch aber gaben die Südslaven auch wieder sehr deutlich ihre Sonderinteressen kund, wie denn z. B. die guten Slovenen in ihrer Bescheidenheit nur die Errichtung eines „Königreichs Slovenien“ forderten. Es fehlte nur noch, daß die Slovaken oder Hannaken die Herstellung eines slovakischen oder hannakischen Kaiserthums verlangt hätten. Den Polen ihrerseits war an der Erhaltung oder Neuschaffung Oestreichs wenig oder gar nichts gelegen. Sie wollten eine europäische Revolution, weil sie nur von dieser die Wiederherstellung ihres Vaterlandes erwarten konnten. Bakunin endlich und einige Gleichgesinnte warfen in die Masse der ohnehin schon sattsam widerhaarigen Ansichten und Wünsche noch das heftige Ferment sozialistisch-radikaler Theorien. So verstand man sich denn alles offiziellen Bruderschaftjubels ungeachtet nicht so recht; nicht

einmal sprachlich, obzwar ein gelehrter Czeche den blühenden Blödsinn hatte ausgehen lassen, „von der Küste Istriens bis zum Eismeere Sibiriens herrsche dieselbe edle Slavensprache, mit ganz unwesentlichen mundartlichen Verschiedenheiten". Das ist gerade so wahr, wie wenn man sagen wollte: Weil etliche wenige sprachkundige Deutsche die Schriftspracheform der sämmtlichen germanischen Idiome verstehen, welche von den Alpen im Süden bis zu den Grampian-Bergen und bis Hammerfest im Norden, sowie von Antwerpen und dem Haag im Westen bis zur Weichsel und zur Leitha im Osten gesprochen werden, herrscht auf dem bezeichneten Länderraum die deutsche Sprache. Schwindel!

Die uferlose Rednerei der Versammlung wurde zum großen Mißvergnügen der praktische Ziele verfolgenden Czechen namentlich durch Bakunin und durch den Polen Libelt aus Posen in das breitausgeschwemmte Adressenbett jener Tage geleitet und mit dem bodenlosen Phrasenstrom, welcher in diesem Bette dahinglitt schwamm auch das „Manifest", welches die vereinigten Slavenbrüder an Europa zu erlassen beschlossen, in den Ozean der Vergessenheit hinab. Ein wunderlich Ding übrigens, dieses Manifest, auch so eine rare 1848ger Kuriosität! Kosmopolitisch-überschwänglich-warmbrüderlich gehalten und doch auch wieder nur eine ziemlich schwülstige Um- und Ueberphrasung des bekannten Drohworts von Kollar: „Alle Rassen Europa's haben ihr Wort schon gesprochen; jetzt ist die Reihe, zu reden, an uns Slaven."

Der Kongreß wäre wohl harmlos im Sande der Zungenmüdigkeit und Langeweile verlaufen, wenn nicht die czechische Studentenschaft, welche selbstverständlich sehr lärmend mitthat, einen andern Ausgang herbeigeführt hätte, — einen Ausgang, welcher durch die Rechnung der czechischen Führer einen sehr unwillkommenen Strich machte und ihre Verständigung, wie überhaupt die der östreichischen Slaven, mit der leitenden Hofpartei, wenn auch nicht in Frage stellte, so doch verzögerte. Die Lorbeern

der wiener Aula ließen die czechischen Studenten nicht schlafen. Warum sollte nicht auch in Prag eine akademische Legion das große Wort führen? Warum sollte die studentische Jugend in der Stadt des heiligen Nepomuk nicht ebenfalls einen praktischen Kursus der Barrikadologie durchmachen? Die jungen Leute vermochten die Subtilitäten der Politik und Diplomatik der Czechenführer nicht zu fassen. Sie vermochten auch nicht zu begreifen, warum die Kroaten- und Serbenhäuptlinge, welchen das Feuer des Magyarismus auf den Nägeln brannte, ein so großes Gewicht auf das schwarzgelbe Einverständniß mit der Hofkamarilla legten. Sie meinten: Ringsum machte und macht man Revolution, warum sollten wir nicht auch eine machen? Was thun wir sonst mit unsern Phantasieuniformen, mit unsern Fahnen, Säbeln und Büchsen? Hiezu kam nun noch die Steigerung solcher jugendlichen Erhitzung durch den Pomp und Lärm des Kongresses. Da die „Slavenbrüder“ doch einmal beisammen sind, warum sollten sie nicht sofort eine slavische Großthat thun? Die Polen schürten nach Kräften, weil sie ihrer Gewohnheit gemäß in jedem aufglimmenden Funken schon einen europäischen Brand sehen. Auch von anderer Seite wurde geschürt, nämlich durch den jungen Slovaken Turanski, welcher bei den Kongreßparaden als das verkörperte Ideal eines slavischen Bartmanns, als ein slavischer Bakchus barbatus und Fahnenträger glänzte, im Uebrigen aber ein Spion und Agent des ungarischen Ministeriums war, welches die eine gegen das Magyarenthum gerichtete Spitze des Slavenkongresses gar merklich fühlte und deßhalb den verschlagenen Schönbartmann aus der Slovakei beauftragt hatte, zu versuchen, ob sich diese Spitze irgendwie in das Nebelheim einer saftigen Eselei hineinlenken ließe. Kossuth und seine Kollegen wußten gar wohl, das superlativisch klassische aller klassischen deutschen Dichterworte laute:

„Unfehlbar reussirt,
Wer auf die Dummheit spekulirt.“

Die Spekulation schlug auch diesmal ein, wobei es dem oder den Spekulanten sehr zu statten kam, daß eine so verhaßte Persönlichkeit, wie der Fürst Alfred von Windischgrätz war, das Generalkommando in Prag und Böhmen innehatte. In diesem General war nicht allein die schwarzgelbe, sondern die Junkerei als „Ding an sich“ petrifizirt und man hatte Grund, ihm das übrigens schon sehr altgebackene geflügelte Wort anzulügen: „Der Mensch fängt erst beim Baron an“. Man muß jedoch dem Fürsten die historische Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich keineswegs herausfordernd benahm. Im Gegentheil, er bewies gegenüber dem Krakeelen seiner lieben „Slavenbrüder“ eine große Langmuth und hat sich aus dem Takte der Mäßigung auch dadurch nicht bringen lassen, daß nach losgebrochener Revolte seine Frau durch eine verirrte Kugel hinter dem Fenster ihres Zimmers getödtet wurde. Man muß sich eben erinnern, daß zu dieser Zeit — zu Anfang Juni's — den Militär- und Civilgewalten in Oestreich der im März abgeschnittene Kamm noch nicht wieder nachgewachsen war, wie er es etliche Monate später wieder gewesen ist. Trotz dieser Zurückhaltung des Generals ging es los in Prag, rein „zufällig“ natürlich, wie ja dazumal der liebe Zufall überall den Nothhelfer machen mußte. Die Stiftung eines „Vereins für Ruhe und Ordnung“ von seiten schwarzgelb gesinnter Deutschen, welche als brave Germanen, bravere Philister und bravste Unterthanen die Polizei anriefen und vor Windischgrätz kratzfußten, machte den siedenden Topf slavisch-studentischen Thatendrangs überkochen.

Am Pfingstmontag (12. Juni) kam eine der gewohnten Slavenbrüderparaden an dem Palaste des Fürsten Windischgrätz vorbei in dem Augenblicke, als aus demselben eine Abordnung des deutschen Ruhe- und Ordnungsvereins herauskam. Bei ihrem Anblick, sagt die deutsche Lesart, brachen die vereinigten Slavenbrüder in katzenmusikalische Töne aus. Erlogen! sagt die czechische Lesart, wir sangen eine unserer Nationalhymnen.

Beide Lesarten lassen sich unschwer vereinigen, denn sie gehen nur subjektiv auseinander, sind aber objektiv gleich wahr. Jedenfalls klang der slavische Hymnus in den Ohren der Soldaten, welche im Hofe des fürstlichen Palastes als Schutzwache aufgestellt waren, wie eine deutsche Katzenmusik, und maßen sie dieselbe an ihren General adressirt glaubten, so drangen sie aus dem Portal hervor und zerstreuten mit gefälltem Bajonett, welches aber vorderhand keinen Schaden that, die angesammelte Menge. Sofort schrie es durch die Gassen: „Man bringt uns um! Barrikaden! Barrikaden!“ Solche wurden denn auch gebaut, aber keineswegs mit großem Heroismus vertheidigt. Der ganze Aufstandsversuch darf nicht nur, sondern muß auch als einer der dümmsten Dummen-Jungen-Streiche verurtheilt werden, welche im „tollen“ Jahre gemacht worden sind. Er hatte weder Ziel noch Plan, weder Führung noch Nachhalt. Nur dem ganz unzeitigen Zaudern des Windischgrätz war es zuzuschreiben, daß sich das dumme Ding etliche Tage lang schläfrig fortspann. Als der Fürst die Truppen aus der Stadt zog, mit denselben die umliegenden Höhen besetzte und am 16. Juni ein paar Granaten nach Prag hineinwerfen ließ, ergab sich der Aufstand, welcher inzwischen von der Einsetzung einer provisorischen Regierung und eines czechischen Ministeriums, sowie von der Errichtung einer czechischen Nationalarmee geschwatzt hatte, auf Gnade und Ungnade. Windischgrätz zog als Sieger wieder in die Stadt ein, ließ massenhafte Verhaftungen vornehmen, verkündete das Martialgesetz und unterstellte das Böhmerland der Herrschaft des Säbels.

Unter sothanen Umständen verdunstete der panslavische Kongreßschwindel in aller Stille. Daß und wie er zum Windischgrätzismus umgeschlagen, war natürlich eine große Freudenpost für die Insassen der innsbrucker Burg. Auch Kossuth und seine Kollegen rieben sich in Pesth vergnügt die Hände. Dieses magyarische Vergnügen war aber von sehr kurzer Dauer. Denn bald wurde kund, daß der jämmerliche Ausgang der mit Trom-

peten und Pauken angekündigten und eröffneten Slavenbruderschaftposse zwar sehr dem dynastischen Schwarzgelb, nicht im geringsten aber dem ungarischen Weißgrünroth zu gute kommen würde. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Denn die Czechen, Kroaten und Serben — wir meinen die Häuptlinge und nur auf diese kam es an — sahen nach der leichten Niederdrückung der radikal-slavischen prager Revolte das Heil des Slaventhums nur noch im ergebensten Anschluß an den Hof, welcher — so fabelten sie sich vor — ihre treuunterthänigen Dienste damit belohnen würde, daß er ihnen nach wieder unterdrücktem Deutschthum und Magyarismus Raum und Macht gäbe, Oestreich zu verslaven. Wie bekannt, hat auch nach eingetroffenen Voraussetzungen der östreichische Hof zeitweilig wirklich die Miene angenommen, diese Verslavung zuzulassen. Aber es war nur ein zeitweiliges Spiel, und als endlich den Slaven das Narrenseil, woran man sie so lange herumgeführt hatte, in ihren Nasen allzu unangenehm sich fühlbar machte, wollten sie sich, vorab die Czechen, ebenfalls unangenehm machen und hatten in ihrer tiefverletzten Eitelkeit kein Hehl, daß sie darauf brännten, bei erster bester Gelegenheit in die Arme der panslavischen Panagia Moskavia sich zu stürzen.

3.

Die Bevölkerung von Wien, d. h. die beweglicheren Elemente derselben fanden und fühlten sich den Sommer von 1848 über in der Lage und Stimmung eines Menschen, welchem das Bewußtsein, etwas, was er ganz hätte thun können und sollen, nur halb gethan zu haben, keine Ruhe läßt und der dem unablässig juckenden Reize preisgegeben ist, das Versäumte nachzuholen, ohne doch wirklich die Kraft zu besitzen, das unerquickliche Halbe zu einem runden Ganzen zu machen.

Solche Zwitterhaftigkeit führt nothwendig zu himmelschreienden Albernheiten, wie sie denn der wiener „Sicherheitsausschuß“ und der „Demokratische Verein“ reichlich zu begehen sich nicht nehmen ließen. Die Stupiditas Stupiditatum war aber, daß sich die beiden Hauptorgane der wiener Bewegung mittels etlicher abgegriffener Phrasen verleiten ließen, für die czechische Pfingstlümmelei in Prag nachträglich Partei zu nehmen, so sehr, daß sie den Minister Pillersdorff zu sprengen beschlossen, weil derselbe den Windischgrätz nicht vom Kommando entfernen wollte. Allerdings lagen sie mit dem Minister schon vorher im Streit in betreff der Wahlart zum östreichischen Reichstag, sowie in betreff der für diesen provisorisch festgesetzten Geschäftsordnung. Unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstags explodirte dann die widerpillersdorff'sche Mine, nachdem der arme Mann von Minister das laue Wasser gemüthlicher Beschwörungen erfolglos auf den brennenden Leitstrick gegossen hatte. Am 8. Juli faßte der Sicherheitsausschuß die Resolution: „Die Träger des alten Systems sind unbedingt aus dem Kabinett zu entfernen. Doblhoff ist mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen, in welchem außer Wessenberg kein Mitglied des jetzigen sitzen soll.“ Noch im Juli von 1848, wunderlich zu sagen, hatten derartige Resolutionen etwas zu bedeuten, viel sogar. Wenn man unwidersprochenen Berichten von demokratischer Seite glauben darf, hat der kaiserliche Alterego und erzherzogliche Hans Dampf in allen Gassen in dieser Angelegenheit eine sehr zweideutige Rolle gespielt. Er sagte zu einer Abordnung des Demokratenvereins, welche gekommen war, die Forderung des Sicherheitsausschusses zu unterstützen: „Auch ich bin von der Unzulänglichkeit des Ministeriums vollkommen überzeugt und werde das Nöthige verfügen.“ Noch am selbigen Tag nahm er die angebotene Entlassung Pillersdorffs an, mit welchem Sommaruga und Baumgartner ausschieden, und im Begriffe, zur Uebernahme der Reichsverwesung nach Frankfurt abzufahren, beauftragte er

Herrn Doblhoff, ein neues Kabinett zu bilden. Am 19. Juli trat dasselbe ins Amt, für flüchtig blickende Augen ganz so gebildet, wie die Bewegungspartei es wünschen mochte, für scharfsehende nicht. Denn die Resolution des Sicherheitsausschusses war mit nichten vollständig erfüllt worden. Zwar konnte es für gleichgiltig gelten, daß der unvermeidliche Finanzminister Kraus aus dem alten ins neue Ministerium herübergenommen war; aber von ganz anderer Bedeutung ist es gewesen, daß das Gleiche mit dem Kriegsminister Latour geschah. Dieser Punkt war offenbar für den Hof bei der neuen Kabinettsbildung der wesentlichste, der einzig wesentliche. Mochten die halbliberalen und ganzliberalen Minister schwatzen und Gesetze fabriziren, wenn nur die Armeeleitung in den Händen eines getreuesten Schwarzgelben blieb. Sicherlich hat der Erzherzog Johann die Sache ebenso angesehen und in diesem Sinne geleitet. Denn der Prinz war keineswegs ein Dummrian, wofür man ihn verschrieen hat, sondern vielmehr ein Pfiffikus Schmerle. Wenn Heine ihn sagen ließ:

„Nicht mit dem Verstand, nein, mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren;
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politisiren —“

so war das fehlgeschossen, weit fehlgeschossen. Der Erzherzog hatte freilich weder das Zeug noch auch nur den Willen, groß zu handeln und Bedeutendes zu thun; aber was sich mit kleinen Mitteln, mit Listen und Pfiffen für das Haus Lothringen-Habsburg thun ließ, das hat er in Wien wie in Frankfurt richtig gethan.

Neben Wessenberg, Latour, Kraus und Doblhoff traten neu ins Ministerium der vulgärliberale Fabrikant Hornbostel, der unbedeutende Journalist Schwarzer und der von Pinseln demokratisch angemalte Advokat Bach, jedenfalls der zeitgemäßeste seiner Kollegen. Ob er damals schon förmlich in den Dienst und

Sold des Hofes getreten war und allerhöchsten Frauenzimmern das Gnadenfutter aus der Hand fraß; ist ungewiß und sogar zweifelhaft. Die Waare mußte doch erst im Ministerschafts-schaufenster stehen und die Wünschbarkeit ihrer Erwerbung ad oculos demonstriren. Als Herr Bach um seiner enormen, ins-besondere konkordatischen Verdienste willen vom Sonnenstral der Hofgunst später so warm getroffen wurde, daß aus der Ad-vokatenpuppe der Schmetterling Freiherr von Bach kroch, haben zeitwidrig altfränkische Menschen, welche noch immer das kreuz-lahme Steckenpferd Prinzip zu reiten sich nicht schämen, den edlen Freiherrn einen Renegaten und Verräther gescholten. Ein un-befangenes Urtheil dagegen wird lauten, daß der Herr von Bach, wenn er kein Jesuit von der kurzen Robe war, einer von der langen zu sein verdient hätte. Aber nein, damit würde, recht erwogen, sowohl dem edlen Freiherrn als auch der ebenso edlen Gesellschaft Jesu schnödes Unrecht angethan. Denn diese reitet ja ebenfalls Prinzip und ist von ihrer Gründung an bis heute konsequent geblieben. Nein, Herr von Bach war kein Jesuit. Er gehört vielmehr dem heiligen Bataillon der Kautschukmänner an, welches sich Anno 1848 und nachher aus allen Parteien und Fraktionen rekrutirte und zur Größe einer Armee anschwoll.

Höchst verdiente Leute, diese Kautschukmänner! Ganz die Menschen- und Politikersorte, wie unsere und alle Zeit sie will und braucht. Und unter den Kautschukigen sind hinwieder die Kautschukigsten jene, welche aus dem Lager der Revolution sich herübergedrückt, gewunden oder geschnellt haben. Das ist der potenzirte Kautschuk, die richtige Kautschukessenz. Thurmhoch erhaben über das dumme Vorurtheil der Gesinnungstreue und Charakterhaftigkeit, überaus gewandt und praktisch, in allen Sät-teln gerecht, überall daheim, wo gute Beköstigung vorhanden, stets bereit, zu dienen, für gehörige Remuneration versteht sich, heute auf Verlangen den Tanz um den Freiheitsbaum mithopsend, morgen auf Verlangen im königlichen Vorzimmer unterthänigst

ersterbend, immer eifrig darauf aus, dem allgemeinen Besten, welches rein zufällig zugleich ihr besonderstes ist, das „schwere Opfer“ ihrer persönlichen Ansicht zu bringen. Solche Leute müssen wir haben! Die taugen ganz anders als jene von Rechtswegen perhorrescirten „Hypochonder“, „Sonderlinge“ und „Hochmuthsnarren“, die schon durch ihr bloßes Beiseitestehen die Weltfirma Lump und Komp. beleidigen, welche Grund hat, zu argwöhnen, jeder, der nicht mitlumpt, wolle ihre Lumperei verklagen. Brauchbar und verbrauchbar muß man sein, wenn man dem Staat, der Kirche, der Gesellschaft nützen will. Zum Henker mit der Idealfratze, zum Teufel mit der Tugendgrimasse und es lebe der Kautschuk! Das ist der wahre Stoff! Der läßt sich je nach Bedarf zu parlamentarischen Holdermännchen, liberalen oder illiberalen Ministern, tonsurirten oder gescheitelten Bonzen, Katheder- und Kanzelcharlatanen, Weltverbesserern und Bibelverwässerern, Gassendemagogen und Hofpädagogen, Spionen, Sbirren und Diplomaten recken und strecken, gießen und pressen. Unbezahlbare und doch zugleich bezahlbare Kerle, die Kautschukigen! Unumgänglich, unausweichlich, unersetzlich, „Mädchen für alles“! Heute roth, morgen blau, grün, weiß, schwarz, grau, gelb, braun, as you like it. In dieser Stunde scheckig wie die Klapperschlange, in der nächsten farblos wie das Gift der Borgias. Als Volksschmeichler aus dem Bett, als Fürstenfürchtigkeitsheuchler in das Bett. Die Woche über erschreckliche Atheisten, Sonntags erweckliche Christen. Montags Affenmenschentheoretiker, Dienstags Messepraktiker. Mittwochs einem Weiberemanzipationskomité sich angliedern, Donnerstags den Konservativen sich anbiedern. Am Freitag den Kommunisten etwas vorschwindeln, am Samstag den Pietisten ein bißchen nachkindeln. Morgens vom Lob der konstitutionellen Monarchie öffentlich überfließen, Mittags die siegreiche Säbelbrutalität emphatisch laut begrüßen, Abends einen Privatbrief „mit republi-

kanischem Gruß und Handschlag" beschließen. Vivat der Kautschuk!

4.

Noch hatte das neue Ministerium nicht zu amten begonnen, als der „konstituirende" Reichstag in Wien zusammentrat. Die Zahl von 383 Abgeordneten, welche — mit Ausschluß Ungarns und seiner „Nebenländer" — die Völker Oestreichs nach der Hauptstadt entsenden sollten, ist nie ganz voll gewesen. Zum Sitzungslokal war die kaiserliche Reitbahn bei der Hofburg hergerichtet worden, aber es wurde daraus keine Manége wie jene bei den Tuilerien, in welcher die Konstituante, die Legislative und die Konvention debattirt haben, so debattirt haben, daß ihr Debattiren Handeln war.

Am 10. Juli versammelten sich die Reichstagsmänner zu einer ersten vorbereitenden Sitzung. Da schon sträubten sich die nationalen Widerborstigkeiten, welche hier zusammengezwängt waren, unsanft gegen einander auf. Zunächst, wie leicht begreiflich, in Form des Sprachenhaders. Es ließ sich nicht vertuschen, daß nicht die Hälfte der Mitglieder des Reichstags der deutschen Sprache kundig war. Der Wunsch der Deutschen ging natürlich auf Erklärung ihrer Sprache zur Geschäftssprache der Versammlung; aber sie wagten es doch nicht, ihren Wunsch in Form eines Beschlusses durchzudrücken, und so überließ man die Verhandlungen von vornherein allen Zufällen eines babylonischen Sprachenwirrsals. Zehn Tage nachher bestellte der Reichstag seinen Vorstand und die Majorität machte der Stadt Wien das Kompliment, einen ihrer Vertreter, den Advokaten Schmitt, eine Null im Frack, zum Präsidenten zu wählen. Dieser Strohpräsident verschwand gänzlich vor dem ersten Vicepräsidenten Strobach, einem Czechen, welcher, abwechselnd mit dem zweiten Vice-

präsidenten Smolka, einem Polen, die Verhandlungen des Reichstags vom Anfang bis zum Ende geleitet hat.

Die Vicepräsidentenwahl hatte schon die Thatsache klar gemacht, daß das slavische Element in der Versammlung obenauf war, wie es denn, sobald die slavische Bevölkerung des Kaiserstaats an den Wahlen sich betheiligte, auch gar nicht anders sein konnte. Und sie hatte sich betheiligt, lebhaft und eigenthümlich genug. Diese unglücklichen slavischen Landbevölkerungen, deren Nacken vom Robotjoch wundgescheuert waren, hatten nichts davon wissen wollen, ihre „Herren" zu Vertretern zu wählen. Der ingrimmige und nur allzu gerechtfertigte Haß gegen den Adel ist überhaupt ein Charaktermerkmal der östreichischen Bewegung gewesen. Es war auch in der Zusammensetzung des Reichstags so deutlich ausgeprägt, daß von allen den hocharistokratischen Namen des Kaiserstaats nur der des Grafen Stadion daselbst vorkam und neben diesem die Namen von kaum einem Halbdutzend polnischer Edelleute. Galizien hatte 36 Bauern in den Reichstag gewählt, nicht etwa durch die dorfnovellistische Schniegel- und Biegelmaschine gegangene Bauern, sondern waldursprüngliches Gewächs, slavische Naturbauern, welche mit Seife und Kamm gerade so bekannt waren wie mit Göthe's Gedichten und Beethovens Symphonieen. Die Bauerschaft ist überhaupt in diesem Reichstag so stark vertreten gewesen, wie noch in keinem Parlament: es waren nicht weniger als 92 leibhafte Bauern da, welche demnach nahezu ein Viertel von der Versammlung ausmachten. Die dunkelsten Ehrenmänner sandte selbstverständlich Tirol, eine ganze schwarze Bande, eine Sammlung von „Dicken und Dünnen", an welchen der „Wiener Poet" seine Freude gehabt hätte, obzwar die Dünnen keineswegs von den Dicken verschluckt wurden*).

---

*) „Mächt'gen, schweren Folianten glichen einstens jene Dicken,
„„Allgemeines großes Kochbuch"" stand als Inschrift auf dem Rücken.
Einem schmalen, kleinen Büchlein sind die Dünnen gleich fürwahr,
„„Kurzgefaßte Gaunerstücklein"" beut das Titelblatt euch dar.

Man konnte wähnen, die ägyptische Finsterniß in eigener Person habe da, wo die tiroler Abordnung platznahm, sich niedergelassen, im Centrum. Allmälig sprenkelte sich jedoch viel Gelbheit dazwischen und später centralisirte sich hier die schwarzgelbe Hofpartei, welche mit den die Hauptbevölkerung der Rechten bildenden Czechen nur dann nicht Hand in Hand ging, wann gar zu wild widerdeutsch geczecht wurde. Der General der Czechen war Palacky, kein Redner, aber ein Meister der Klubbtaktik, ihr erstes Sprachrohr Rieger. Die Linke war die deutschnationale und zugleich demokratische Partei. Ihr Wille ist sehr stark gewesen, aber das Fleisch schwach. Recht brave Leute im Allgemeinen, aber auch viel Kehricht im Besonderen. Sie hätten gern die französische Revolution, die große nämlich, ins Deutsche oder vielmehr ins Wienerische übersetzt, brachten es aber bloß zu lyrischen Variationen über das große Thema im Bilderstil von Anastasius Grün, nur weit weniger geschmackvoll. Im Grunde lauter Anläufer, diese guten Linkser, denn sie kamen über Anläufe nie hinaus und ohne feste Führung und Disciplin, wie sie waren, liefen sie gewöhnlich ins Blaue. Im Uebrigen: wer könnte verlangen wollen, daß inmitten des gränzenlosen Wirrsals, welches damals Oestreich hieß, mittels der parlamentarischen Tretmühle etwas Großes hätte zuwegegebracht werden sollen? Und doch **wurde** etwas Großes damit zuwegegebracht: die Entjochung

---

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einst den Kampf,
ihr Alten,
Doch der Schlauheit und der Tücke müssen wir die Stange halten.
Einstens rannten euch die Dicken mit dem Wanst die Thüren ein,
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durch's Schlüsselloch herein.
Ach, ihr Dicken, steiget wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem gutem Magen! Werdet christliche Saturne
Und verschlingt den magern Nachwuchs! O, dann sind wir beider los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer solch' gift'ge Kost genoß."
Spaziergänge eines Wiener Poeten, 3. A., S. 18.

des Bauers, welchem erst durch diesen Reichstag die Möglichkeit eröffnet worden ist, ein Mensch zu werden.

Am 22. Juli las der wieder aus Frankfurt zurückgerannte Stellvertreter des Kaisers die Thronrede ab, ein seltsam Ding, worin im Orakelton de rebus omnibus et quibusdam aliis gesprochen wurde, in einem Athemzuge von der Gleichberechtigung aller Nationalitäten des Kaiserstaats und von der Nothwendigkeit eines festen Anschlusses an Deutschland, ebenso von der Achtung vor den Freiheitsbestrebungen der Italiener und von der Behauptung der östreichischen Waffenehre. Die Versammlung wurde so zu sagen nach Nebelheim versetzt mittels dieser nebulosen Phrase: „Der Reichstag ist berufen, das große Werk der Wiedergeburt des Vaterlandes zu vollbringen. Die Befestigung der erworbenen Freiheit verlangt sein offenes, unabhängiges Zusammenwirken in der Feststellung der Verfassung.“ Nur nach einer Richtung hin sprach die Thronrede sehr deutlich, nach der Geldseite hin: sie kündigte „außerordentliche finanzielle Maßregeln“ an, was man aber doch falsch verstand. Die Börsenbarone fürchteten nämlich, es könnte ein unliebsames Vorgehen gegen die Staatsgläubiger gemeint sein, so daß man etwa den größten und geschwollensten Blutigeln ein bißchen Salz auf den Bauch zu streuen beabsichtigte. Die hochwürdige Klerisei ihrerseits besorgte, die nicht genug zu verdammende Revolution könnte gar auf den Einfall kommen, eine kirchenräuberische Hand gegen den ungeheuerlichen, bis zum Bersten vollgestopften Pfaffensack auszustrecken. Die erlauchte Aristokratie ängstigte sich, die Steuerschröpfpumpe des Staats dürfte fürderhin nachdrucksamer als bislang an ihre Besitzungen gelegt werden. Eitles Fürchten! Es galt zunächst und hauptsächlich nur, die Anleihepumpe, in welche die Märzangst der Geldleute einen Leck gemacht, wieder zu kalfatern und in Thätigkeit zu setzen.

Es ist diese Pumpe bekanntlich eines der sinnreichsten Instrumente, welche der menschliche Witz jemals erdacht und kon-

struirt hat, der wahre Triumph moderner Staatsmechanik. Man macht dadurch die Zukunft zum Bürgen für die Gegenwart; man entzieht damit dem übergesunden Tolpatsch Volk nicht nur in der gegenwärtigen Generation, sondern auch vorweg für alle zukünftigen Generationen die überschüssigen Säfte, welche ihn, mit dem feisten und loyalen Doktor Luther zu reden, leicht „zu muthwillig" machen könnten. Nun, die Gefahr dieses Zumuthwilligwerdens ist nicht allzu groß, so lange die besagte sinnreiche Maschine in die Kasse eines der Söhne des alten Amschel Rothschild nicht weniger als 1600 Millionen hineinpumpt. Eine himmlische „Staatswirthschaft", den gegenwärtigen und künftigen Geschlechtern den Ertrag ihres Schweißes abzust—aatsanleihen, das muß man sagen. Freilich meinen schwarzsichtige Seher, es könnte doch einmal in die Stumpfsinnsnacht des armen Tolpatsch unversehens ein lichter Moment fallen und in diesem lichten Moment könnte er sich veranlaßt sehen, den berühmten schiller'schen Freudeliedvers „Unser Schuldbuch sei vernichtet!" zu einer historischen Thatsache zu machen. Allein tröstet euch, Millionen- und Milliardenpolype, tröstet euch! Ihr werdet weitersaugen können. Wenn heute das alte „Schuldbuch" wirklich vernichtet werden sollte, so würde schon morgen ein neues angelegt. Denn die Dummheit währet ewiglich!

5.

Der Reichstag bemühte sich redlich, alle Register der Zeitphraseologie den guten Wienern vorzuorgeln; allein die große Frage für diese blieb doch immer: Kommt der Kaiser zurück oder bleibt er weg? So mußte sich denn auch das östreichische Parlament alles Ernstes mit diesem Problem beschäftigen, dessen Lösung ja auch und zwar sehr, in seinem eigenen Interesse lag. Denn die Anwesenheit des Kaisers gab der Thätigkeit des Reichstags doch erst die rechte Weihe und zugleich schien die Anwesenheit der

kaiserlichen Familie in Wien eine Bürgschaft zu bieten gegen die dunkeln Machenschaften, die hinter den Kulissen spielten und welche von nicht allzu dickhäutigen Leuten wohl gefühlt wurden, wenn schon sie keine aktenmäßigen Beweise für das Vorhandensein derselben beibringen konnten.

Nach einer schauderhaften, riesenbandwurmigen Schwätzerei, welche sich darum drehte, ob man die Rückkehr des Kaisers „erbitten“ oder aber „fordern“ sollte — nebenbei wurde alles Ernstes auch darüber debattirt, ob man den Kaiser mit „Euer Majestät“ oder „Euere Majestät“ anreden müßte — gewann endlich das „Fordern“ die Oberhand und eine Reichstagsdeputation trug eine mit den Unterschriften und (bäuerischen) Kreuzmalereien sämmtlicher Mitglieder des Parlaments versehene Adresse nach Innsbruck, welche forderte, daß der Kaiser nach Wien zurückkehre. Ob diese Forderung erfüllt worden wäre, falls nicht die günstige schwarzgelbe Wendung der Dinge in Italien den Hof mit neuer Zuversicht erfüllt hätte, steht dahin. So aber ließen die Drahtführer und Drahtführerinnen des Hofpuppenspiels den guten Ferdinand nach Wien zurückkehren und kehrten selber mit ihm zurück, am 12. August. Die Freude der Wiener war groß*). Der Reichstag seinerseits warf sich stolz in die Brust, der Welt gezeigt zu haben, daß er seine „Forderungen“ durchzusetzen vermöge.

Gerade in diesen Tagen that er das Beste, was ihm überhaupt zu thun gelang. Schon am 26. Juli hatte sich eins der jüngsten Mitglieder des Reichstags erhoben, um einen Antrag zu stellen, welcher diese gute That, die Emanzipation der Bauern, einleitete. Ein junger Mann, gerade von der Hochschule gekommen, blond, blauäugig, schmächtig, ein verkörpertes Stück östreichischer Freiheitslyrik, Hans Kudlich, einer der Abgeordneten

*) Effinger am 15. August: „Die am 12. erfolgte Rückkehr des Kaisers mit seiner Familie hat bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung aufrichtigen Jubel erregt.“ **S. B. A.**

aus Oestreichisch-Schlesien, beantragte auf der Rednerbühne: „Die Versammlung möge erklären: Von nun an ist das Unterthänigkeitsverhältniß sammt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Bestimmungen, ob und wie eine Entschädigung zu leisten sei.“ Jubelnde Zustimmung von allen Seiten des Hauses, nur ganz wenige, gar nicht hörbare Stimmen ausgenommen. Allein dieser Zustimmungsjubel hatte doch nicht die Energie jener glorreichen Augustnacht von 1789, welche das Mittelalter in Frankreich wegwischte. Kudlich und seine Parteigenossen ließen sich in ihrem edlen Anlauf aufhalten dadurch, daß sie sich in die höchst weitschichtigen und verwickelten Einzelnheiten der Robotfrage hineinmanövriren ließen. Dadurch wurde der Schlageindruck vereitelt und eine Bandwurmdebatte herbeigeführt, in welcher die unerquicklichste Rabulisterei hinüber und herüber sich breitmachte. Politisch klug, ja am klügsten wäre es, wie man richtig bemerkt hat, gewesen, den Bauern zunächst nicht die ganze Hand, sondern nur etliche Finger zu geben, d. h. die Entschädigungsfrage ungelös't über den Köpfen der Bauern schweben zu lassen. Damit hätte man den bäuerischen Eigennutz fortwährend in Spannung und demnach fest an die Sache der Bewegung gekettet erhalten. Es ist ja überhaupt ein Grundfehler der sogenannten deutschen Revolution von 1848 gewesen, daß sie der plumpen Selbstsucht der Bauern viel zu frühe und zu vollständige Befriedigung gewährte. Kudlich und seine Freunde erkannten das auch, aber zu spät. Als der Antragsteller am 11. August seinen zweimal verbesserten und erweiterten Antrag begründete, meinte er, „mit der Entscheidung der Entschädigungsfrage hat es keine Eile, da die Bauern gewiß zufrieden sind, wenn sie auch erst nach Wochen erfahren, ob sie entschädigen sollen.“ Allein die Gegner der Linken merkten die Absicht und wurden dadurch keineswegs verstimmt. Im Gegentheil, sie waren sehr froh, daß in Gestalt der Entschädigungsfrage ihnen eine zweihenkelige Handhabe dazu geboten wurde, erstens in den Augen der

Bauern die Linke zu verdächtigen, als ob diese die genannte Frage für unwichtig ansähe, und zweitens durch eine rasche und billige Lösung dieser Frage die Mehrheit der Bauern der konservativen Partei zu verpflichten.

Die langwierige Debatte drehte sich auch nur noch um die Angel der Entschädigungs- oder Nichtentschädigungsfrage. Mehrere bäuerische Redner gaben hierbei der ganzen Inbrunst ihres Adelhasses nicht unberedten Ausdruck und zwar deutsche und slavische Bauern gleichermaßen. Mit nicht geringem Entsetzen vernahm die im Reichstage sitzende östreichische Bureaukratie diese Auslassungen. Eine seit Jahrhunderten stumme Sklaverei hatte plötzlich Stimme bekommen, eine Stimme, bei deren Tönen man die Stöße einer sozialen Erderschütterung zu spüren glaubte, als reckte und streckte der gefesselte Tolpatsch-Titan drunten im Tartarus seiner Knechtschaft unwillig die Glieder. Diese Wirkung brachte vor allen der bukowiner Bauer Kapuszczak hervor, dessen gebrochenes Deutsch wie grollende Donnerschläge klang und in dessen Augen ein Widerschein der galizischen Mordbrandflammen von 1846 glühte, als er die Mißhandlungen aufzählte, welche die „Herren" den Bauern angethan hatten, und zum Schlusse ausrief: „Dafür sollen wir noch Entschädigung geben? Ich sage: Nein! Die Peitschen und Knuten, welche auf unsere Köpfe gefallen sind und um unsere ermüdeten Körper sich gewickelt haben, damit sollen die Herren sich begnügen, das soll ihre Entschädigung sein!" Ein deutschöstreicher Bauer, Brandl, sagte schlecht und recht: „Es ist klar, der gesunde Menschenverstand sagt es: wir zahlen keine Entschädigung."

Sie zahlten sie aber doch. Man muß ja nicht an den gesunden Menschenverstand appelliren, wenn man etwas durchsetzen will; denn das ist eine Instanz, deren Verdikte nicht vollstreckt werden. Es zeigte sich bald, daß die Mehrheit der Versammlung für die Leistung einer Entschädigung war, deren Unumgänglichkeit am einschneidendsten durch einen Herrn Helfert, auch

einem Ueberläufer aus dem liberalen Lager ins konservative, dargelegt und vertheidigt wurde. Erst in der 14. dieser Verhandlung gewidmeten Sitzung sprach sich die Regierung ihrerseits aus. Der Minister Bach erklärte im Namen derselben, daß sie „für unentgeldliche Aufhebung des persönlichen Unterthanenverbandes sei, dagegen eine Entschädigung für die dingliche Entlastung des Bodens als durch das Recht und die politische Klugheit geboten ansehe. Das Ministerium werde mit der Entschädigung stehen oder fallen.“ Das zog. Man war kaum aus einer Ministerkrise heraus, sollte man schon wieder in eine hinein? Für Gewährung einer Entschädigung bildete sich eine kompakte Majorität. Kudlich und seine Genossen nahmen nun in ihren Antrag die Bestimmung auf, daß die den Grundherren zu bietende Entschädigung der Staat zu leisten habe, und bei der artikelweisen Abstimmung gewann dieser Paragraph eine Majorität von 48 Stimmen. Allein der kudlich'sche Antrag als Ganzes wurde mit einer Majorität von 4 Stimmen verworfen, gegenüber einem durch Lasser formulirten, in welchem die Leistung einer „billigen Entschädigung“ an den gewesenen „Guts-, Zehnt- und Vogtherrn“ dem neuen Gutsbesitzer zugewiesen war. Dies Endergebniß rührte mit davon her, daß die armen slavischen Bauern, von welchen nur wenige den deutschgeführten Verhandlungen zu folgen vermocht hatten und bei den Abstimmungen nicht allein im figürlichen, sondern auch im natürlichen Sinne zwischen den Parteien hin- und hergezerrt wurden, zuletzt ganz verdonnert und verdattert geworden waren und nicht mehr recht wußten, wofür sie stimmten. Am 7. September fand die ganze Sache mit und durch Zustimmung der Regierung ihre volle Erledigung und diese „Errungenschaft“ der östreichischen „Revolution“, die Bauernemanzipation, die Entjochung der Bauerschaft vom Mittelalter, war, wie die größte, so auch eine bleibende. Selbst im Hochstadium ihres Triumphdeliriums wagte nachmals die Gegenrevolution diese unberechenbar wichtige Neuerung nicht

anzutasten, indem sie sich noch immer mit Grauen der Blicke und Worte eines Kapuszczak und anderer Bauern erinnerte und es klüglich unterließ, den auf seiner Errungenschaft eingedämmerten Riesen-Tolpatsch wieder zu wecken.

In der That, er dämmerte, duselte und schlief ein auf seiner Errungenschaft. Bevor er das that, wollte er aber doch zeigen, daß auch er Lebensart verstände: — am Abend des 24. Septembers brachten 10,000 Bauern, aus allen Gegenden Oestreichs gekommen, dem Hans Kudlich einen Dankfackelzug dar. Damit aber hatten der Kudlich und die Revolution ihren Lohn dahin. Der östreichische Bauer machte es gerade so, wie der bairische, schwäbische, hessische u. s. w. Er war fortan für Ruhe und Ordnung. Er hatte ja sein „Sächle", knöpfte seine Tasche zu und that nicht mehr mit. Dank vom Menschen zu erwarten, ist Unverschämtheit; Dank vom Volke zu hoffen, ist Narrheit.

6.

Derweil im wiener Reichstage der nationale Gegensatz von Deutsch und Slavisch seine drohende Schroffheit vorderhand noch zu der politischen Parteiformel Liberal und Konservativ herabzumildern versuchte, häkelten höfische Hände den nationalen Gegensatz zwischen Magyarisch und Slavisch in der „Osthälfte" des Reichs glücklich in einen Knoten zusammen, welcher gewaltsam zerhauen werden mußte. Die, wie wir wissen, schon früher zu Faden geschlagene Allianz des Hofes mit den Slaven wurde jetzt festgenäht, wobei aber anzumerken, daß der Hof zuvörderst nur mit den Südslaven paktirte, die Polen dagegen, weil „unverbesserlich rebellionlustig", gar nicht und die Czechen, weil „zur Stunde noch zu liberal", nur von fernher in Betracht zog. Bloß die Südslaven, Kroaten, Serben-Raitzen und Walachen schienen

primitiv und naiv genug zu sein, um in ihrer Unschuld Flügelkleide als Kanonenfutter im Interesse des wiederherzustellenden Absolutismus verwendet zu werden. Und doch wäre sogar die Naivetät dieser „Natursöhne“ nicht naiv genug gewesen, sich zu dem angegebenen Zwecke verwenden zu lassen, so die magyarische Eitelkeit, Ueberhebung und Eigensucht die von Innsbruck und Schönbrunn ausgehenden höfischen Ränke und Schwänke nicht mächtig gefördert hätten. In Wahrheit, der Magyarismus selber half emsig das Südslaventhum zu dem Arm gestalten, welcher dem wiener Hofe die Kastanien der Reaktion aus dem magyarischen Feuer langte.

Niemals hätte Jellacic, welcher zwar die Gabe besaß, seine kroatischen Landsleute auf gut kroatisch zu behandeln, sowie die weitere, die angeborene Schlauheit des Halbbarbaren mit dem Firniß einer mittelmäßigen Gymnasialbildung — er brachte es darin bis zur Versestoppelung — zu überstreichen, im Uebrigen aber ein unbedeutender Mensch und ein ordinärer Vorzimmergeneral war, — ja, niemals hätte Jellacic unternehmen können, was er unternahm, falls ihm nicht Kossuth, als Haupttypus der magyarischen Ausschließlichkeit genommen, die Wege gebahnt hätte. Man muß nicht im Namen der Freiheit und Selbstbestimmung pomphafte Reden halten und dann diese Freiheit und Selbstbestimmung für die 5 Millionen Magyaren allein in Anspruch nehmen, während — von 1½ Millionen Deutschen ganz abgesehen — 6,155,603 Slaven im Lande leben. Die Slaven, also die Mehrzahl der Bevölkerung des „Landes der Magyaren“, sollten allerdings bei Vertheilung der Märzerrungenschaften nicht ganz leer ausgehen, ja wohl! Die Herren Magyaren waren so großmüthig, für sich selber nur den Freiheitsbraten in Anspruch zu nehmen, den Heloten Slaven aber die Knochen zu überlassen. Mit dem ganzen Uebermuth eines glücklichen Komödianten — es steckte ihm überhaupt ein gutes Stück von einem solchen im Leibe — hat Kossuth von vornherein das Slaventhum herausgefordert,

vor den Kopf gestoßen und ins Hoflager hinübergetrieben. Dieser höchstbegabte Mensch war ein Magyar höchster Potenz, oder spielte wenigstens den Magyaren im Superlativ und nur blödsichtige Thoren konnten sich dadurch täuschen lassen, daß der ungarische Agitator es mitunter für passend und zweckdienlich fand, seinen durchaus selbstsüchtigen Magyarismus mit einem kosmopolitischen Phrasenschleier zu drapiren. Dieser Phrasenschleier schien auch wohl mitunter ins Schwarzrothgoldne zu schillern. Wenn dann die gemüthlichen Deutschen sich durch diesen Schein täuschen ließen, um so schlimmer für sie. Die ungemüthlichen Slaven sahen schärfer, sie erkannten durch alle Redensartendraperien hindurch den eisern egoistischen Magyarismus. Diese Erkenntniß war auch nicht eben eine große Kunst: — in dem am 14. April von 1848 ins Amt getretenen verantwortlichen Ministerium der Krone Ungarn befand sich kein einziger Slave. Das hieß für die Slaven etwas zu frühe und zu ungenirt den Deckel vom magyarischen Topf thun.

Der Märzsturm war keineswegs wirkungslos über die südslavischen Völkerstämme hingegangen. Auch sie waren aufgestürmt worden, auch sie fühlten Bedürfniß und Willen, mitzuhandeln in dem stürmischen Drama der Zeit. Von der Ostspitze des Banats bis zur Westspitze Kroatiens zuckte der Gedanke: Die Selbstständigkeit der Krone Ungarn ist uns schon recht, aber unter der Bedingung und Voraussetzung völliger Gleichberechtigung der Slaven mit den Magyaren im ganzen Umfange des Gebietes dieser Krone; wo nicht, wollen wir immer noch lieber den Kaiser in Wien als das Ministerium in Pesth zum Herrn haben. Die Südslaven sagten das auch nicht etwa nur leise, sondern laut. Sie besprachen und formulirten ihre Wünsche, rubrizirten sie in 17 Paragraphen und entsandten damit eine Abordnung an das neue ungarische Ministerium. Im Namen desselben gab Kossuth der Deputation den hochmüthigen Bescheid, die auf Anerkennung der Gleichberechtigung ihrer Sprache und Na-

tionalität abzielenden Wünsche der Südslaven seien unstatthaft; es existire im ganzen Umfange der ungarischen Monarchie offiziell nur eine Nationalität, die magyarische, und die Regierung würde eines jeden anderen Völkerstammes etwaiges Unterfangen, nationale Rechte sich anmaßen zu wollen, mit Gewalt niederzuhalten wissen.

Das hieß der anhebenden oder angehobenen ungarischen Revolution die Diagnose stellen: Du wirst zu Grunde gehen! Sie ging zu Grunde an ihrer Ungerechtigkeit gegen die Slaven. So lange die Menschen und die Völker nicht verstehen, gerecht zu sein, verdienen sie nicht, frei zu sein. Das ist ein Gemeinplatz, freilich; aber es ist ein Gemeinplatz, welcher nie gemein werden kann, weil ihn die Gemeinheit nie begreifen und beherzigen wird. Der gemeldete Ausgang der Abordnung nach Pesth war der Anfang der südslavischen Erhebung gegen das Magyarenthum, einer Erhebung, in deren Verlauf namenlose Gräuel verübt wurden, Gräuel, welche an die Mongolenzüge und an die Zeit Iwans des Schrecklichen erinnerten. Aber sie dürfen keineswegs nur den Slaven auf Rechnung gesetzt werden; auch die Magyaren haben dabei dem „reinen Asiatenthum", dessen sie sich rühmen, gelegentlich vollauf Ehre gemacht. Wer Lust hat, im Einzelnen zu erfahren, was ein Rassenkampf zwischen noch so recht „rassenhaften" Völkern zu bedeuten hat, der mag sich dieses Scheusälige genauer ansehen.

7.

Noch war das brausende Eljen! womit der Amtsantritt des neuen ungarischen Ministeriums in Budapesth begrüßt wurde, nicht verhallt, als schon vom Süden her zur Antwort bedeutungsvoll das slavische Zivio! erscholl.

Mit dem Zusammenprall dieser zwei nationalen Jauchzlaute und Vivatschreie prallten zwei Nationalitäten, zweierlei Rassen wüthend auf einander.

Man muß es den Slaven zu ihrer Ehre nachsagen: sie handelten anfangs aus sich heraus, keineswegs nur von außen her gestoßen, keineswegs vom Hofe gegängelt. Die Kroaten stemmten und steiften sich darauf, daß ihr Land seit Jahrhunderten ein Königreich gewesen, durchaus nicht dem Königreiche Ungarn einverleibt, sondern nur mit demselben verbunden. Jetzt, erklärten sie, wollten sie diesen Verband lösen, ja sie betrachteten denselben bereits als gelös't und Kroatien als unmittelbar unter die Staaten der östreichischen Kaiserkrone eingereiht. Sofort vorgenommene kriegerische Rüstungen gaben dieser Erklärung einen für die Magyaren sehr unliebsamen Nachdruck, so daß man sich in Budapesth veranlaßt sah, versöhnliche Schritte zu thun. Aber man that sie zu spät. Man hatte gewähnt, die Slaven würden sich gewohnter Weise vor dem Hochmuth des alleinseligmachenden Magyarismus beugen, und hatte gar nicht daran gedacht, daß der Sturm, welcher die Magyaren aufrüttelte, auch andere Leute nicht würde weiterschlafen lassen. Wie in Kroatien, so rührte es sich den ganzen Banat entlang. Auch hier brach das Slaventhum gegen den herrschenden Magyarismus in offene Erhebung aus. Karlowitz und Neusatz waren die Sammel- und Brennpunkte derselben. In der ersteren Stadt tagte am 1. Mai die große serbische „Nationalversammlung" (Skupschtina), zu welcher die serbischen Klans in Kroatien, Slavonien und Syrmien, in der Bacska und im Banat Bevollmächtigte entsendet hatten und welcher der Erzbischof-Metropolit Josip Rajacic vorsaß. Die Skupschtina erließ eine förmliche Selbstständigkeitserklärung der serbischen Nation, indem sie, im Namen dieser auf die alten Verträge mit dem Hause Oestreich sich berufend, ihre Geneigtheit zur Erneuerung derselben aussprach, aber nur unter der Voraussetzung, daß Oestreichisch-Serbien mit den andern unter Haus Oestreich stehenden

Kronländern gleichberechtigt sei. Dann stellte die Versammlung die altnationalen höchsten Aemter wieder her, ein kirchliches und ein politisches, und wählte zum Patriarchen den Erzbischof Rajacic und zum Wojwoden den Gränzeroberst Ssuplikac. Endlich bestellte die Skupschtina einen Nationalausschuß („Glavni odbor“), welcher die Beschlüsse der Versammlung zur Ausführung bringen und überhaupt alles zur Wiedererlangung und Wahrung der Rechte serbischer Nation Nöthige und Zweckdienliche vorkehren und thun sollte. In diesem ausführenden Komité gab bald das jüngste Mitglied, Georg Stratimirovic, gewesener Husarenleutnant, den Ton an. Er hatte in seinem Wesen viel Gemeinsames mit dem Kroaten Jellacic, unter anderem die Sucht, deutsche Verse zu machen. Er schwärmte für Uhland. Daneben aber waren wildrevolutionäre Instinkte in ihm lebendig und er hauptsächlich trieb seine Landsleute zur Waffenerhebung gegen die Magyaren. Eine der ersten Vorkehrungen des Odbor war die Sendung einer Deputation an den Kaiserhof, um diesem die Wünsche und Forderungen der Serben vorzutragen. Zur gleichen Zeit also, wo die Kroaten durch Vermittelung ihres neuen Banus Jellacic mit dem Hof in enge Beziehungen traten, zur gleichen Zeit, wo die Häuptlinge der Czechen solche Beziehungen einfädelten, um das Deutschthum zu paralysiren, suchten auch die Serben am Hof eine Stütze gegen das Magyarenthum zu gewinnen. So wurden in Prag, in Agram und Karlowitz die Maschen des Netzes geknüpft, welches man dem Deutschthum und dem Magyarismus zugleich über die Köpfe werfen zu können hoffte, um die also Verstrickten und Gebändigten dem künftig in Oestreich herrschenden Slaventhum unterthänig zu machen. Der Hof ließ die Slaven mit diesem stolzen Traumbild spielen, während er ihre sehr realen Dienste annahm und zu s e i n e n Zwecken ausnützte.

Politische Kinder haben von wegen der „Unsittlichkeit“ dieser Politik des Hofes die Hände über den Fallhütchen zusammengeschlagen und ein groß Geschrei verführt. Als ob es jemals

eine „sittliche" Politik in der Welt gegeben hätte! Als ob es jemals eine solche hätte geben können! „Idealnarren" allerdings haben mitunter Versuche mit einer „sittlichen" Politik gemacht, sind aber damit bekanntlich schlecht gefahren, sehr schlecht. Man muß den Menschen nicht mehr zumuthen, als sie vertragen können. Sie vertragen nur ihnen Gleichartiges. Das Edle und Erhabene ist für die Dichtung gut, nicht für die Wirklichkeit. Im Uebrigen ist ja streitig, was sittlich und was unsittlich. Die Gelehrten sind noch nicht darüber einig. Der Bauer, welcher seine Milch verfälscht; der Chemiker, welcher aus Pferde- und Hundefett Alpenbutter macht oder auf dem Dachboden seines Hauses alle möglichen Weinsorten wachsen läßt; die fromme ältliche Dame, welche das gelegentlich von einem Bruder im Herrn empfangene Kind beseitigt, damit denen, „so da drinnen", kein Aergerniß, und denen, „so da draußen", kein Vergnügen bereitet werde; der hochwürdige Pater mit dem Schaufelhut, welchem ein fetter Erbschaftschlich gelingt, indem er den rechtmäßigen Erben ad majorem dei gloriam verschwinden läßt; der Großschwindler, welcher zu Gunsten eines „höchst zeitgemäßen" Aktienunternehmens alle Trommeln der Presse rühren und alle Trompeten des Zauberers Kredit blasen läßt, um nach glücklich geschorenem Schaf Publikum die künstlich aufgetriebene Schwindelblase platzen zu lassen; der Gelehrte, welcher wider sein besseres Wissen einen Mitgelehrten, weil derselbe entweder sein Katheder-konkurrent ist oder nicht in das Bockshorn derselben Partei bläs't, herunterhudelt: — sie alle treiben in ihrer Art Politik und keinem wird es auch nur entfernt einfallen, daß ihre Politik eine unsittliche. Im Gegentheil, sie alle halten sich für „respektabel", für höchst respektabel und werden auch von den Leuten dafür gehalten. Natürlich nur so lange, als ihre Politik Erfolg hat, als es ihnen damit gelingt, ihre „Fortune zu poussiren". Unsittlich ist nur das Mißlingen, in der sogenannten „hohen", wie in der allerniedrigsten Politik. Ueber diese Grundbegriffe der politischen,

der realpolitischen Ethik sollte man sich doch endlich verständigt haben. An Zeit dazu hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber man hat sich ja darüber verständigt, o, man hat! Wer heutzutage noch so „parador" sein wollte, den Aristeides zu spielen, oder gar so paradorest, ein Aristeides zu sein, müßte sofort in eine mit Kork gepolsterte Zwangszelle gesperrt werden und zwar von Rechts- und Gesellschaftssicherheitwegen. Andere Zeiten, andere Sitten; andere Vögel, andere Lieder. Hört man jedoch genau hin, so ist es immer dasselbe Lied, die alte Leier. Die Athener haben bekanntlich den Aristeides auch aus Athen hinausgeschmissen. Warum war er so unverschämt, besser zu sein als sie? — — —

8.

Die östreichische Gegenrevolution besaß also in Folge der Einfädelungen zwischen dem Hof und dem Jellacic eine Armee, die Kroaten, die Südslaven überhaupt. Die Magyaren ihrerseits unterschätzten anfangs die Bedeutung dieser aus dem Widerstand gegen ihre Magyarisirungswuth entsprungene Streitmacht. Sie wähnten sodann, da die im Süden aufgestiegene Wetterwolke mehr und mehr als blitz- und donnerträchtig sich erwies, durch drohend sporenklirrendes Auftreten in den Hofburgen zu Wien und Innsbruck das herandrohende Gewitter beschwören zu können. Dabei übersahen sie völlig, daß Haus Lothringen-Habsburg sich als mit ihnen im Kriegszustande befindlich betrachtete und, die Verhältnisse lothringisch-habsburgisch angesehen, betrachten mußte. Denn auf Grund ihrer März- und Aprilerrungenschaften wollten ja die Ungarn, daß ihr Land, d. h. das ganze Ländergebiet, welches sie als das der „heiligen Stephanskrone" ansprachen, von dem übrigen Oestreich abgetrennt sei und mit demselben nur noch das schwache,

bei guter Gelegenheit wohl auch entzweizuschneidende Band der dynastischen Personalunion gemein habe. Sie wollten von einem Kaiser Ferdinand von Oestreich gar nicht mehr wissen, sondern nur von einem König Ferdinand von Ungarn. Verfassungsmäßig waren sie hierzu allerdings berechtigt. Aber wie es der ungarische König Ferdinand anstellen sollte, zu vergessen, daß er auch östreichischer Kaiser war, das wußten die Herren Magyaren sicherlich nicht anzugeben. Der gute Ferdinand hätte ja fortwährend mit dem Doktor Faust jammern müssen:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust;
Die eine will sich von der andern trennen —"

vorausgesetzt nämlich, daß er jemals vom Göthe und vom Faust läuten gehört. Diese ganze ungarische Königsfiktion war eben nichts als eine jener läppischen Schnurrpfeifereien, welche die Dogmen des Köhlerglaubens der Monarchie bilden.

Gewiß hatten die Magyaren auf ausschließlich-magyarischem Standpunkt ganz recht, wenn sie sich als völlig selbstständig und unabhängig gebärdeten. Und so thaten sie. Sie schickten den trefflichen Szalay als ungarischen Gesandten nach Frankfurt, um mit der deutschen Centralgewalt — (wer war denn diese? Ein östreichischer Erzherzog) — als Macht mit Macht zu verhandeln. Sie sympathisirten nicht nur laut mit den gegen Oestreich aufgestandenen Italienern, sondern verweigerten anfangs ihrem Könige die Mittel zur Fortführung des Krieges mit Karl Albert, da ja ihr König in Italien nichts zu suchen hätte, was an und für sich ganz richtig war. Sie riefen die unter der schwarzgelben Fahne stehenden ungarischen Regimenter heim und sie verwarfen die Mittragung der östreichischen Staatsschuldenlast. Alles ganz korrekt magyarisch, wohl und gut. Aber wenn nun der Kaiser von Oestreich, welcher zufällig auch den König von Ungarn im Leibe hatte, die ganze Angelegenheit von seinem Standpunkt aus ansah, was dann? Dann mußte der Kaiser Ferdinand noth-

wendig mit dem König Ferdinand in Krieg gerathen. Und so geschah es. Wenn nun aber schon im Frieden alle Mittel erlaubt sind, welche Erfolg versprechen oder gar haben, wie vollends erst im Kriege! Das hätten die Magyaren bedenken müssen. Der Hof, schrieen sie, übt gegen uns unerhörte Falschheit, Tücke und Verrätherei! Bewahre, entgegnete der Hof, nur Kriegslisten, eitel Kriegslisten, nichts als Kriegslisten! Natürlich bekam von den beiden streitenden Parteien schließlich die Recht, welche am meisten einzusetzen hatte.

Im Juni von 1848 war aber der Hof noch lange nicht so weit. Er sah sich dermalen noch genöthigt, sehr kriegslistig zu sein. Die in naturwüchsig-barbarischem Stil begonnene und fortgesetzte Schilderhebung der Serben und Kompagnie gegen den Magyarismus brachten das Ministerium in Pesth soweit, daß es das Vaterland in Gefahr erklärte und den am innsbrucker Hoflager als Aufpasser weilenden Fürsten Paul Esterhazy, Minister des Auswärtigen, drängte, den „König" Ferdinand zu drängen, d. h. demselben eine entschieden widerslavische und antijellacic'sche Kundgebung abzudrängen. Der gute Ferdinand unterschrieb demzufolge jenes berühmte und berüchtigte Manifest vom 10. Juni, welches, ganz im magyarischen Sinne verfaßt, den Kroaten und sonstigen Südslaven die feierliche Versicherung gab, es sei keine Rede davon, daß man sie magyarisiren wollte. Sie sollten sich also den Gesetzen und Einrichtungen der unter der heiligen Stephanskrone vereinigten Länder fügen. Dann kam ein heftiger Zornerguß gegen den „ungehorsamen" Banus Jellacic, welcher einen Rechtfertigungsprozeß zu bestehen haben würde und, bis er sich gerechtfertigt hätte, seiner Banuswürde und übrigen Aemter enthoben sei. Schon vorher war Jellacic auf die drohende Sprache hin, welche Esterhazy im Auftrage des ungarischen Ministeriums führte, zur Verantwortung nach Innsbruck berufen worden und dorthin machte er sich, ohne von seiner Absetzung zu wissen, an der Spitze einer kroatisch-serbischen Abordnung auf,

welche dem Kaiser die Versicherung bringen sollte, daß Haus Oestreich auf die Treue der Südslaven bauen könnte.

Der Ban oder eigentlich Nichtmehr-Ban oder noch eigentlicher Dennoch-Ban kam nicht wie ein Angeklagter, sondern wie ein Helfer und Heiland. Seine Reise war, namentlich im glaubenseinigen Tirol, ein Triumphzug. Als er in Innsbruck angelangt, setzte sich der Fürst Esterhazy, wie ihm seine Regierung vorgeschrieben hatte, auf das höchste Roß des Magyarenthums und verlangte, daß Jellacic weder vom Kaiser noch von einem Mitgliede der kaiserlichen Familie empfangen würde, ohne daß er, Esterhazy, mitdabei wäre. Allein man ließ den magyarischen Magnaten und Minister auf seinem hohen Rosse sitzen oder vielmehr man wußte ihm ein dynastisches X für ein ungarisches U zu machen, indem man in die allgemeine Begeisterung und Rührung, welche der Banus-Poet zu wecken wußte, auch ihn sehr geschickt hineinzog. Auf der Hof- und Staatsbühne, welche zeitweilig in der innsbrucker Burg aufgeschlagen war, ging eine feierliche Audienz-Aktion in Scene, bei welcher die „ganze kaiserliche Familie in Thränen zerfloß“ oder doch nahezu schwamm und deren offizielles Resultat war, daß dem vielgeschäftigen Müssiggänger, dem Erzherzog Johann, auch noch die Kleinigkeit zugeschanzt wurde, „die inneren Zerwürfnisse in dem Gesammtreich Ungarn gütlich beizulegen“. Der Erzherzog wußte, wie das gemeint war. Von einer Entsetzung des Banus war keine Rede mehr, von dem ganzen Manifest vom 10. Juni auch nicht mit einem Worte, so daß Jellacic, sagt man, erst auf seiner Rückreise durch ein zufällig ihm zu Handen kommendes Zeitungsblatt davon Kunde erhielt. Hinter den Kulissen besagter Hof- und Staatsbühne war selbstverständlich ganz anderes gewispert und gelispelt worden als das auf der Bühne dem erzherzoglichen Stellvertreter des Kaisers Zugemuthete.

Der Banus trug von Innsbruck die Gewißheit mit fort, daß der Hof unter allen Umständen sein Verbündeter. Er ge-

bärdete sich von da ab als Retter der Dynastie und des Kaiserreichs und spielte seine Heldenrolle mit leidlichem Anstand. Er war in seinen guten Momenten ein Schauspieler von Nummer 2; aber man muß ihm die Gerechtigkeit anthun, zu sagen, daß er, wenigstens zeitweilig, nur seine Ueberzeugung spielte. Es ist glaublich, daß der Mann, wie er den Wienern vorrednerte, in Momenten poetasterlicher Schwarbelei an ein „großes, kräftiges, freies Oestreich" glaubte und ebenso an die Dynastie Lothringen-Habsburg. Jedenfalls jubelten ihm die Wiener zu, als er, kaum von Innsbruck nach Agram zurückgekehrt, nach Wien eilte, um mit dem daselbst anwesenden ungarischen Ministerpräsidenten Batthyanyi über „die gütliche Beilegung der inneren Zerwürfnisse" zu verhandeln, d. h. Spiegelfechterei zu treiben. Jellacic forderte unbedingt die Vereinigung des ungarischen Kriegs- und Finanzministeriums mit dem östreichischen, was, falls es stattfand, die „Selbstständigkeit" Ungarns zu Mondschein auf der Donau gemacht hätte. Natürlich verlief die Konferenz ganz resultatlos und, wieder in Agram, betrieb jetzt der Ban emsig die kriegerischen Rüstungen, welche ihn befähigen sollten, der ungarischen Selbstständigkeit gewaltsam ein Ende zu machen.

9.

Es bedurfte auf Seite der Ungarn nicht eben eines feinen Merkers, um die Ansicht zu gewinnen, daß Hof und Slaverei einander gefunden und sich verständigt hätten. Diese Ansicht mußte die Magyaren aneifern, ihrerseits ebenfalls ein verläßliches Bündniß zu suchen, und dieses konnte nur in Deutsch-Oestreich zu finden sein. Da wäre nun freilich wieder einmal die „ehrlichste" Politik die „beste" gewesen. Deutschthum und

Magyarismus, ehrlich zu Schutz und Trutz verbunden, hätten ohne Zweifel der zu Innsbruck eingesegneten Ehe des Kroatismus mit der Hofkabale Trotz zu bieten vermocht. Man verschloß sich in Budapesth dieser Einsicht keineswegs, allein die magyarische Selbstgefälligkeit ging so ins Märchenhafte, daß sie das Deutschthum, d. h. die wiener Bewegungspartei, wohl als Werkzeug gebrauchen wollte, nicht aber als gleichberechtigten Bundesgenossen anerkennen zu müssen glaubte.

Diese Dummheit hat dann im Oktober die wiener Demokratie an's Messer geliefert und Ungarn bundesgenossenlos in einen Verzweiflungskampf gestürzt. Die Galgen von Arad mußten dann die Standrechtsmordschüsse der Brigittenau sühnen. Diese Schüsse wären nicht gefallen, jene Galgen nicht errichtet worden, wenn Kossuth und die Magyaren die Allianz mit den Wienern nicht als eine Gelegenheitsintrike, sondern als eine prinzipielle und thatsächliche Nothwendigkeit aufgefaßt und behandelt hätten. Aber das Vernünftige, Ehrliche und Rechte durfte und konnte ja auch hier nicht geschehen: es wäre dem Weltlauf zu sehr gegen den Strich gegangen ....

Am 5. Juli wurde zu Pesth der auf Grund der Verfassungsreform neugewählte ungarische Reichstag feierlich eröffnet. Die mittelalterlich ständische Gliederung dieser Nationalversammlung („Nemzetgyülés“) in ein Oberhaus („Felsö-ház“) und in ein Unterhaus („Alsó-ház“) war beibehalten worden. Doch hatte das erstere, die frühere Magnatentafel („Magnások' táblája“), jetzt nur noch die Bedeutung eines Gespenstes, das man unbeachtet herumwanken läßt. Im Verlaufe der Ereignisse verdunstete dann das Gespenst, aber mit demselben keineswegs zugleich das magyarische Junkerthum. Ueberhaupt gehört viel Einfalt und Unwissenheit dazu, sich einreden zu lassen, der Magyarismus habe i. J. 1848 oder später aufgehört, wesentlich junkerlich zu sein. Allerdings putzte er seinen „Attila“ bei Gelegenheit, wenn es ihm gerade paßte, auch mit weltbürger-

lichen Ideenborten und Humanitätsphrasenquasten heraus und steckte Freiheits- und Gleichheitsfedern auf den Hut; allein sobald und solange er sich Herr wußte, ließ er den mittelalterfrohen und nationalbornirten Junker im Vollglanz sehen, Stockprügel aufmessend, Juden hetzend, im Hochgefühle rassenhafter Asiatigkeit sich blähend.

König Ferdinand war durch „schwere Krankheit" verhindert, seinem Versprechen gemäß den Reichstag in Person zu eröffnen. Statt seiner that es der Palatin, Erzherzog Stephan, welcher auch bald auspalatinirt haben wird. Die Stimmung der großen Mehrheit der Versammlung entsprach den Anschauungen, von welchen die Mehrzahl der Mitglieder des Ministeriums ausging, d. h. den vulgärliberalen. Ein Häuflein von etwa 35 Deputirten, unter denen die Madaráß, Palóczy, Teleky, Perczel, Nyary, Irinyi vorragten, bekannte sich zu radikaleren Ansichten und bildete den Stamm der Partei, welche später die Losreißung Ungarns vom Hause Lothringen-Habsburg durchzusetzen unternahm. Vorderhand war dieses Häuflein noch ohne Bedeutung und Einfluß. Kossuth machte sich so wenig aus diesen Radikalen, daß er sie gelegentlich verhöhnte oder beschimpfte, sie „Wühler" und „Rebellen" schalt, ganz im Märzministerstil, — ein Beweis, daß der ungarische Agitator im Juli noch gar nicht wußte, wohinaus er wollte. Die Hofkabale sorgte jedoch für einen Wegweiser.

Daß übrigens Kossuth der leitende Mann und Minister war, wurde sofort klar, als der Reichstag seine Verhandlungen begonnen hatte. Am 11. Juli zeichnete er in einer seiner großen Reden die Situation und diese Situationszeichnung war, genau angesehen, schon eine Kriegserklärung gegen den wiener Hof, eingewickelt in den Nachweis, daß dieser, im Bunde mit dem „Rebellen" Jellacic, Ungarn mit Krieg bedrohte, falls Ungarn auf die von dem genannten „Rebellen" auf der resultatlos gebliebenen wiener Konferenz gestellte Forderungen nicht einginge, d. h. seine kaum ge-

wonnene Selbstständigkeit wieder aufgäbe. Schließlich beantragte der Redner, die Versammlung möge zu dem Zwecke, „entweder einen ehrenhaften Frieden vermitteln oder aber einen erfolgreichen Kampf führen zu können", dem Ministerium Vollmacht geben, eine Armee von 200,000 Mann aufzustellen, und zur Ausrüstung und zum Unterhalt derselben für 1 Jahr die Summe von 42 Millionen Gulden bewilligen. Ein Gegner des Ministeriums, Nyary, war es, welcher zuerst aufstand und mit emporgehobener Hand ausrief: „Wir geben sie (megadjuk)!" Soldaten und Millionen wurden mit begeisterter Einmüthigkeit bewilligt. Indeß hoffte die Mehrzahl der Minister noch immer, auf erträgliche Bedingungen hin mit dem Hofe paktiren zu können, und brachte daher die Forderung vor das Haus, die Sache Oestreichs in Italien mit Soldaten und Geld zu unterstützen. Batthyanyi, Deak, Eötvös und Szechenyi wähnten durch eine solche Dienstwilligkeit den wiener Hof von seinem Bündnisse mit den Slaven abzubringen. Sie handelten dabei gewiß in gutem Glauben. Kossuth dagegen gab sich dazu her, diese Forderung mit seinem Talent zu unterstützen, während er doch mit der italischen Revolution so sehr sympathisirte, daß er in der Debatte sagte, er „freue sich immer von ganzer Seele, wenn er von einem Sieg der Italiener höre". Er suchte nun mittels der Springstange der Sophisterei über den klaffenden Spalt dieses Widerspruches hinwegzukommen, indem er äußerte, „als Minister müsse er die Empfindungen unterdrücken, welche er als Privatmann habe". Man sieht, der ungarische Agitator war kein Mensch aus einem Metall und Guß, sondern eben auch nur ein Mischgeschöpf, eine Kompilation, wie die moderne Gesellschaft solche zuwegeschustert und braucht, ein geschickter Rollenwechseler, heute in der rothen Bluse, morgen im Diplomatenfrack spielend. Und doch hinwieder war ein zu voller Funke vom echten Centralsonnenfeuer in dieses Mannes Seele gefallen und doch war Kossuth hinwieder zu heiß- und hochherzig, als daß er durch alle

Farben und Farbenschattirungen sich so korrekt hätte hindurch-chamäleonisiren können, wie es ein richtiger „Staatsmann" können muß. Wenn man seine Laufbahn im Ganzen und Großen betrachtet, hat man die Empfindung, als sähe man einen Sonnenstral durch eine Pfütze schleifen. Wer wirken will in dieser Welt, darf sich nicht darum kümmern, daß seine Schuhe schmutzig werden; denn er muß durch allerhand Schlamm und Koth waten, bis an die Knöchel, bis an die Kniee — thut nichts. Wenn ihm der Koth nur nicht über dem Kopfe zusammenschlägt und — ein Sonnenstral bleibt, auch in eine Pfütze gefallen, doch immer ein Sonnenstral.

Die radikale Opposition zeigte, daß Haus Oestreich, wenn in Italien Sieger, seine siegreichen Waffen sofort gegen Ungarn wenden würde, und daß es demnach wahrhaft kretinisch, von ungarischer Seite den Hof in den Stand zu setzen, in Italien siegen zu können. Das war so einleuchtend, daß ein Kind es verstehen und begreifen mußte. Allein der Liberalismus von 1848 hat bekanntlich seine „staatsmännische" Weisheit gerade d a r e i n gesetzt, dem gesunden Menschenverstand bei jeder Gelegenheit einen Esel zu bohren. Das Gesundmenschenverständige zu thun, war diesen Herren „Staatsmännern" viel zu einfach und naheliegend. Man mußte erst Verwickelungen schaffen, mußte gar weit ausholen, um seine Staatsmännischkeit recht leuchten lassen zu können. So that man auch in Budapesth, wo das Ministerium sich nicht schämte, seine Kurzsichtigkeit und Energielosigkeit mit der elenden Rabulisterei zu maskiren, Ungarn sollte ja seinen König nicht im Kriege gegen die italische Nation, sondern nur im Kriege gegen den sardischen „Usurpator" Karlo Alberto unterstützen. Etwas Miserableres hat selbst der Liberalismus der frankfurter Paulskirche kaum ausgetiftelt. Aber mit 236 gegen 33 Stimmen wurde der ministerielle Blödsinn von der Versammlung gutgeheißen.

Selbstverständlich verfehlte derselbe die beabsichtigte Wir-

kung auf den Hof ganz und gar und hatte sich der ungarische Liberalismus rein umsonst blamirt. Die „getreuen“ Serben, die „lieben kroatischen Waffenbrüder“ wurden vom Hof aus fortwährend beschmeichelt, gehätschelt und nach Kräften unterstützt. Trotz der argen Geldklemme, worin das wiener Ministerium steckte, wußte es der Kriegsminister Latour doch möglich zu machen, dem Banus Jellacic Geld und Rüstzeug zukommen zu lassen. Der Ban organisirte demnach ganz offen eine kriegerische Invasion, welche dem „magyarischen Sonderwesen“ und der „Rebellion“ Ungarns vernichtend zu Leibe gehen sollte. In der Bacska wüthete der „wilde Raitzen-Krieg“ immer wüster. Der Patriarch Rajacic durchzog im Aufzug eines alten serbischen Heiligen und Märtyrers das Land, predigte das Kreuz gegen die Magyaren und setzte Preise auf die Köpfe derselben.

Während also das slavische Zivio immer lauter, drohender und schon als offenkundige Kriegslosung vom Süden heraufgellte, quälte sich das Eljen, d. h. der magyarische Konstitutionalismus, das ungarische Ministerium, noch mit den Formen und Formeln der „verfassungsmäßigen“ Monarchie herum. Nach der Rückkehr des Hofes aus Innsbruck nach Wien war mittels „königlichen“ Erlasses dem Erzherzog-Palatin seine Vollmacht als Alterego des „Königs“ entzogen worden, weil „Se. Majestät die Regierung seiner Länder wieder selbst übernommen habe“. Der Ton dieses vom 14. August datirten Erlasses, wie anderer Erlasse aus derselben Zeit, beurkundet recht deutlich, wie sehr die radetzkyischen Siegesmixturen den armen kranken Ferdinand schon gestärkt hatten. Verfassungsgemäß mußte daher die Bestätigung aller Beschlüsse der ungarischen Nationalversammlung fürder beim Könige selber geholt werden. Nun war es aber, um die Serben bändigen und dem erwarteten Einfall der Kroaten widerstehen zu können, für Ungarn eine dringende Nothwendigkeit, daß die von der Versammlung betreffs der Heerbildung und der Finanzen gefaßten Beschlüsse sofort Gesetzeskraft erlangten. Jede

Minute war kostbar. Der Premier Batthyanyi und der Justizminister Deak eilten daher nach Wien, um die königliche Sanktion dieser Beschlüsse zu erwirken; allein der arme Ferdinand war jetzt plötzlich wieder „so übelauf“, daß man ihm kein Unterschreiben zumuthen konnte, und die beiden magyarischen Minister konnten ihre Ungeduld und ihren Verdruß länger als eine Woche im kaiserlichen Vorzimmer feilhaben.

10.

Wenn der „ruhige Bürger“ von Wien der Hoffnung sich hingegeben hatte, die Rückkehr des Kaisers würde „den Wühlern endlich das Handwerk legen“, so wurde noch im Monat August diese Hoffnung zu schanden. Die in der Hofburg oder vielmehr im Schlosse Schönbrunn residirende Gegenrevolution war dermalen noch lange nicht stark genug, offenes Spiel zu spielen und die Verwirklichung des franz-metternichtigen Staatsideals der Kirchhofruhe ohne Umstände zurückzuführen. Mußte der Hof doch das Schauderhafte, ja geradezu Erduntergangmäßige und Jüngstemtaggleiche erleben und geschehen lassen, daß am Festtag von Mariä Himmelfahrt ein ungeheuer großes Plakat an den Stephansdom angeklebt wurde, worin die Lehren des Deutschkatholicismus dargelegt und empfohlen waren. Für solchen Frevel konnte es wahrlich keine geringere Buße geben als das Konkordat von 1855. Der deutschkatholische Schwindel war übrigens zu ohnmächtig, um etwas anderes als ein bißchen Rummel und Tummel herbeizuführen. Schon nach etlichen Tagen platzte das Windei, wie denn überhaupt die klägliche Halbheit, welche den Bewegungen von 1848 durchgängig anhaftete, es am allerwenigsten auf religiösem Gebiet zu einer

rechten That bringen konnte. Dazu gehört Leidenschaft, Märtyrergeist, Fanatismus. Die halbe Revolution von 1848 hatte aber nicht den Fanatismus und die Leidenschaft zu Eltern, sondern den Zweifel und die Blasirtheit. Daher die Impotenz des skrophulösen Balgs.

Vom 20. bis 23. August krawallten in den Vorstädten von Wien die Arbeiter, welchen bei dem Stillstande mancher Handwerke und Fabriken die Regierung früher von staatswegen Arbeit angewiesen — so à la pariser Nationalwerkstätten — allerhand nutzlose Erdarbeiten u. s. w., neuerdings aber den Lohn um 5 Kreuzer täglich vermindert hatte. Dieser Fünfkreuzerkrawall wurde von der Regierung mit Hilfe der sehr willigen „Garden", d. h. der wiener Bürgerwehr, leicht unterdrückt, und da die Aula zum großen Aerger des Bürgerthums Miene gemacht hatte, auf die Seite des Proletariats zu treten, so trat eine Spaltung zwischen Bürgerwehr und Studentenlegion ein, welche das Ministerium, rasch und entschieden zugreifend, zur Sprengung der letzteren hätte benützen können. Hatte sich doch die Legion bei den guten Wienern zur Stunde auch unpopulär gemacht durch ihr jugendlich-übermüthig-taktloses Gebaren am 19. August, als sie mitsammt der Bürgerwehr vor dem Kaiser Revue passirte. Statt in das dem Kaiser, welcher an den hofkabalischen Machenschaften gewiß sehr unschuldig war, gebrachte Vivat miteinzustimmen, hatte die Musikbande der Legion das Fuchsenlied: „Was kommt dort von der Höh'?" intonirt, — ein recht guter schlechter Witz; aber Bummelwitze gehören in die Kneipe, nicht in die Politik. Nicht nur der „ruhige", sondern der Bürger überhaupt sah daher die Aula scheel an: er witterte dort republikanische und proletarische Tendenzen*). Der Regierung war es vorbehalten,

*) Depesche Effingers (seine letzte) vom 22. August: „Seit mehreren Tagen herrscht wieder große Aufregung. Zu den politischen Elementen derselben gesellen sich nun auch religiöse. Ronge ist von den Anhängern

diesen ihr so günstigen Spalt wieder auszufüllen und zwar mittels ihrer Handhabung der ungarischen Frage. Diese Handhabung näherte die wiener Bevölkerung und Bürgerwehr, wenigstens die Mehrzahl derselben, wieder dem revolutionär gestimmten Studententhum. Es mußte ja selbst so gutmüthigen Leuten, wie die Wiener waren, die Galle aufregen, wenn sie mitansahen, wie der Hof mit den Slaven sich verschwor, zunächst um die Magyaren zu treffen und hinter diesen dann den deutschöstreichischen Liberalismus.

Bedenkt man, wie sehr das Ministerium am 23. August das Heft in Händen hatte, daß es des Arbeiterkrawalls so leicht Meister geworden, daß in diesen Tagen die so lange gefürchtete oberste Direktion der souveränen Katzenmusik, der Sicherheitsausschuß, still und auf Nimmerwiederkehr bachab gegangen, sowie endlich, daß die Bürgerwehr willig und entschlossen war, der Sache vernunftgemäßer Ordnung ihren Arm zu leihen — bedenkt man das alles, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Regierung oder vielmehr die hinter derselben agirende Hofkabale habe mit aller Absicht eine neue Krisis heraufbeschwören wollen, um Gelegenheit zu erhalten, den echten schwarzgelben Gewalttrumpf auf den Staatstisch zu hauen und des vormärzlichen Despotismus ganze Herrlichkeit wieder aufzurichten. Hier-

des Deutschkatholicismus hierher gerufen worden. Mittlerweile ließen einige Geistliche und zahlreiche Studenten es sich angelegen sein, den Boden für seine Lehre vorzubereiten. Auf der andern Seite haben die Mitglieder der akademischen Legion theils dadurch, theils weil sie bei der neulichen Musterung der Nationalgarde allein dem Kaiser ein Vivat zu bringen unterließen und durch die von ihrer Musikbande gewählte Melodie geflissentlich Mangel an Ehrerbietung zeigten, theils weil sie bei der Kunde von der baldigen Ankunft Heckers (?) in stürmischen Jubel ausbrachen und ihre Hoffnungen auf die Republik offen an den Tag legten, sich einen großen Theil der Bevölkerung Wiens und der Nationalgarde zu Gegnern gemacht." **S. B. A.**

auf scheint auch die Lässigkeit hinzudeuten, womit man von seiten des Hofes, in dessen Geheimnisse nur der Kriegsminister Latour und wohl auch schon dessen Kollege Bach eingeweiht waren, der Organisirung einer Aufstandspartei zusah, welche hauptsächlich durch den rastlosen Tausenau betrieben wurde und welche in dem Demokratenverein ihren Mittelpunkt hatte. Von hier aus wurden eine Menge von Vereinen, welche sich zu gleichen Anschauungen bekannten — darunter auch ein radikaler Damenklubb, in welchem es viele alte und junge Fräulein und keine Jungfer gab — einer straffen Leitung unterworfen. Ob der Demokratenverein oder wenigstens die Leiter desselben, das im Gasthaus „Zur Ente“ tagende „Centralkomité der radikalen Vereine“, worin neben Tausenau der Journalist Becher, die gewesenen Offiziere Fenner von Fenneberg und Kuchenbäcker, sowie abwechselnd andere saßen, z. B. der unheimliche polnische Jude und schieläugige Barbiergesell Chaizes, — ob dieses wiener Centralkomité mit magyarischen Führern, namentlich mit Franz Pulszky, schon um diese Zeit, d. h. zu Ende Augusts und zu Anfang Septembers, in Verbindung gestanden habe, ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Aktenmäßige Beweise existiren weder für noch wider; aber sehr groß ist die Wahrscheinlichkeit einer solchen Verbindung. Die wiener Demokratie und der Magyarismus waren ja durch die Verhältnisse förmlich auf einander angewiesen und zu einander hingedrängt. Das Unglück für beide Theile ist nur gewesen, daß, um es abermals zu sagen, diese naturnothwendige Allianz von seiten der Ungarn nur als nebensächlich, nur als eine Gelegenheitsintrike behandelt wurde, welche man heute aufnehmen und morgen fallen lassen dürfte.

11.

Der Hof ließ demnach den wiener Radikalismus einstweilen gewähren und begnügte sich, durch seine Kreaturen denselben beschimpfen und reizen zu lassen. Dies geschah insbesondere durch ein Schandblatt schändlichster Sorte, die schwarzgelbe „Geißel", deren herausfordernde kothspritzende Schläge manches von dem Verabscheuungswerthen, was im Oktober geschehen ist, zu verantworten haben. Der Handhaber dieser Geißel, ein gewisser Böhringer, that Wunder; denn er vollbrachte das Unmögliche: er überschmutzte einen Tuvora, überbosheitete einen Chaizes und überblutbengelte einen Häfner. Es ist aber eine Thatsache, daß das Klatschen dieser Geißel im August und September einer Menge von Leuten wohlgefiel, welche noch im Juni und Juli die Unflätereien der antihöfischen Blätter und Blättchen mit Wollust verschluckt hatten. Der Schmutzböhringer gab ja nur in seiner Weise der Sehnsucht des Philisters nach seinen Backhändln, seinem Regiekanaster, seinem Prater und Sperl der vormärzlichen Zeit frakturbuchstabendeutlichen Ausdruck. Freilich, derselbe Philister, welcher im August und September nach Ruhe und Ordnung lechzte, leistete im Oktober der Bewegungspartei, als sie wieder einen revolutionären Anlauf nahm, nicht einmal passiven, geschweige aktiven Widerstand.

Im Reichsrath war die Stellung der Linken, der deutschöstreichischen, mit radikalen Polen durchsprenkelten Vorschrittspartei ganz mißlich und unbehaglich. Sie ahnte nicht nur das vom Hofe mit Hilfe der demselben affiliirten Mitglieder des Ministeriums gespielte Spiel, sie sah ganz deutlich in dasselbe hinein. Aber was konnte sie der czechischen Rechten und dem schwarzgelben Centrum gegenüber machen? Nichts. Denn heftige Reden halten und dazu mit der Faust auf den Tisch klopfen war soviel wie nichts. Verlangten die Linkser auf dem Wege der

Interpellation Auskunft vom Ministerium, so gab dasselbe entweder ganz nichtssagende oder ausweichende Antworten. Darin war besonders der Herr Bach stark, bei dem schon die Freiherrnschuppen ansetzten und welcher sich aalglatt durch die Fragenklippen schlängelte, dabei sehr viel von den „konstitutionell monarchischen Grundsätzen der Regierung" sprechend. Man wußte ja draußen in Schönbrunn sehr wohl, daß das nur Mundleim war, um Gimpel damit zu fangen. Der Mann qualifizirte sich merkwürdig rasch zum Reaktionsminister. Er übertraf fürwahr alle seine zeitgenössischen mitliberalen Mitminister in Deutschland und Frankreich an Geschwindigkeit, was viel sagen wollte. Er voltigirte so hübsch, daß es ihm von allen den andern Umsattelern kein einziger so recht nachmachen konnte. Gewiß, in vollstem Maße verdiente er, Standrechts- und Konkordatszeitminister, sowie Ambassador bei Sr. Heiligkeit zu werden.

Die Czechen gaben mitunter dem Hof und Ministerium ein Momento, daß es Zeit wäre, auch mit ihnen sich zu verständigen, wie man mit den Südslaven gethan. Sie waren ja von Herzen gern dabei, Deutschthum und Magyarismus unterdrücken zu helfen, vorausgesetzt, daß bei der Machtvertheilung ihnen ein erkleckliches Stück zufiele. Der babylonische Sprachenwirrwarr im Reichstagssale gab dem Czechenthum Gelegenheit, einen Mahnschrei auszustoßen, welcher in Schönbrunn draußen gehört werden sollte. So war er wenigstens gemeint. Am 11. September kamen Anträge zur Verhandlung, dem Mangel an Verständniß der Debatten von seiten vieler Abgeordneten wenigstens einigermaßen abzuhelfen dadurch, daß die Abstimmungsfragen in den verschiedenen Sprachen (deutsch, italisch, polnisch, czechisch, ruthenisch, rumänisch) formulirt und gestellt werden sollten, eine Forderung, die gar nichts Unbilliges hatte, wenn man überhaupt wollte, daß eine nicht geringe Anzahl von Abgeordneten wüßte, über was und wie sie abstimmten. Der Deutschböhme Borrosch, ein wohlmeinender, aber gar linkischer Linkser, suchte nachzuweisen,

daß im östreichischen Reichstag die deutsche Sprache mit Nothwendigkeit die parlamentarische Staatssprache sei, was allerdings richtig. Aber der täppische Redner tappte in einen slavischen Ameisenhaufen mit seiner Aeußerung: „Die, welche kein Deutsch verstehen, mögen an ihrer Stelle Männer wählen lassen, welche des Deutschen kundig sind“ — und stach in ein czechisches Wespennest, indem er, zur Rechten gewendet, von Spielen mit „Nationalitätsliebhabereien“ redete. Aufsprang der ganze Czechismus, mit geballter Faust den Widerruf fordernd, und durch den lange nicht zu stillenden Tumult hindurch schnitt gellend die zornbebende Stimme Riegers: „Das Recht, in unserer Nationalsprache hier zu reden, steht uns nicht weniger zu als den Deutschen. Wir Slaven bilden bei weitem die größere Macht dieses Staates. Durch unser Geld, durch unser Blut wird Oestreich erhalten. Nur so lange wir wollen, wird es bestehen!“ Ludwig Löhner, ohne Frage einer der bedeutendsten Köpfe der Versammlung, suchte die borrosch'sche Taktlosigkeit gutzumachen durch eine taktvoll versöhnliche Rede, worin er die verschiedenen Nationalitäten aufforderte, den Sprachenzwist wegzustoßen „wie eine zwischen uns gekrochene Schlange“ und einträchtig und mannhaft zusammenzustehen gegen die herandrohende Gegenrevolution. Diese beschwörende Stimme war aber selbstverständlich nur die eines Predigers in der Wüste ....

Derweil sich also in der Hauptstadt Oestreichs die Zündstoffe zu einer neuen Brunst häuften, stieg auch drunten in Budapesth die Aufregung von Stunde zu Stunde. Um so höher und heftiger, als die bislang von seiten der ungarischen Regierung getroffenen militärischen Maßnahmen sehr schlechte Erfolge gehabt hatten. Wiederholte gegen die Raitzen-Serben unternommene Angriffe waren gänzlich gescheitert und von den Angegriffenen mit neuen, von allen Gräueln begleiteten Einbrüchen in magyarische Landschaften vergolten worden. Täglich konnte

auch von Kroatien her der Einbruch des Banus in Ungarn erwartet werden.

Bei sothanen Umständen konnte sich Kossuth unmöglich verhehlen, daß man bei einer Krisis angelangt sei, wo es hieß: Biegen oder brechen. Es war schlechterdings unmöglich, länger in dem Zirkel konstitutioneller Fiktionen und Illusionen sich herumzudrehen. Hatte doch der wiener Hof in letzter Zeit deutlich genug ausgesprochen, daß er alles, was in den ungarischen Angelegenheiten seit dem März geschehen war, für „ungesetzlich“ ansähe. Es geschah dies mittels einer „Denkschrift“, welche am 21. August vom östreichischen Ministerium dem Erzherzog-Palatin übersandt und von diesem dem ungarischen Ministerium zugefertigt war. Darin hieß es, „die ungarischen Märzerrungenschaften widersprächen ebensosehr der „„Pragmatischen Sanktion““ als den Bedürfnissen der Gesammtmonarchie und der Kaiser sei gar nicht berechtigt gewesen, ein unabhängiges ungarisches Ministerium zu ernennen“. Ferner, „es sei eine unbedingte Nothwendigkeit, die seit dem März in der ungarischen Regierung angenommenen Einrichtungen nach den Bedürfnissen der Gesammtmonarchie zu ändern und gemeinsam mit dem östreichisch-deutschen Ministerium Anstalten zu treffen, damit die Einheit der Monarchie gesichert würde“. Das stimmte ganz mit den Forderungen des Jellacic und hieß zum Magyarismus sagen: Mach' ein Ende mit deinem stolzen Traum von Selbstständigkeit!

Statt dessen rang aber der Traum gewaltig, Wirklichkeit zu werden. Kossuth hielt es an der Zeit, schon jetzt merken zu lassen, daß Ungarn nicht um des Hauses Lothringen-Habsburg willen da sei und wohl auch ohne dasselbe existiren könnte. Am 4. September gab er in der Nationalversammlung die Erklärung ab, er sei überzeugt, daß der „gegenwärtige Zustand bald ein Ende nehmen müßte oder die Nation gezwungen wäre, für eine vollziehende Gewalt zu sorgen, welche die Mittel zu ihrer Verfahrungsweise nicht aus dem Gesetze, sondern aus der Gefahr

des Vaterlandes schöpfen würde. Die Nation wird außerordentlicher Gewalten bedürfen". Innerhalb wie außerhalb der Versammlung wurde diese Aeußerung verstanden, wie sie gemeint war, und hörende Ohren verstanden dieselbe auch droben in Wien*). Kossuth, welcher schon zu dieser Zeit, zu Anfang Septembers, thatsächlich die Geschicke seines Landes diktatorisch lenkte, schlug jedoch noch einen letzten Versuch vor, den König mit der Nation zu verständigen. Eine Deputation von 100 Mitgliedern des Unterhauses sollte nach Wien gehen und den König zum energischen Einschreiten gegen den kroatisch-serbischen Aufstand auffordern. Binnen höchstens 48 Stunden müßte diese Abordnung eine klare und bestimmte Antwort haben. Die Versammlung genehmigte den Vorschlag, das Oberhaus trat bei und mehrte die Deputation um 20 seiner eigenen Mitglieder. Pazmandy, der Präsident der Nationalversammlung, führte die Abordnung am 5. September nach Wien, wo sie am folgenden Tag eintraf und von der Bevölkerung sehr sympathisch empfangen wurde. Das demokratische Centralkomité und die magyarischen Agenten hatten nicht erfolglos daran gearbeitet, die Wiener dahin aufzuklären, daß so, wie die Sachen lägen, die Interessen der Deutschöstreicher und die der Ungarn Hand in Hand gingen.

Die beiden ungarischen Minister Batthyanyi und Deak, welche, wie wir wissen, seit 10 Tagen in Wien gevorzimmert hatten, gaben ihren Landsleuten wenig tröstlichen Bescheid. Indessen wurde nach etwelchen Weiterungen ausgemacht, daß am 9. September nach Mittag die ungarische Abordnung im schönbrunner Schlosse von ihrem „König" Ferdinand empfangen

---

*) Depesche Kern's (Nachfolgers von Effinger) vom 12. September: „Wie mich ein in Pesth etablirter Schweizer, der mit einflußreichen Mitgliedern des ungarischen Reichstags persönlich bekannt ist, versicherte, geht in Ungarn die Stimmung vorherrschend dahin, sich von Oestreich gänzlich zu trennen und Kossuth zum Diktator auszurufen, wenn Oestreich keine Unterstützung gegen Kroatien gewähre." S. B. A.

werden sollte. Die Deputation hatte sich demzufolge am genannten Tage zu Wien in der ehemaligen siebenbürgischen Hofkanzlei versammelt und wollte gerade nach Schönbrunn aufbrechen, als eine Nummer der „Agramer Zeitung" hereingebracht wurde, deren Inhalt die Magyaren überzeugen mußte, daß Deputatschaft und Audienz nur noch eine alberne und widerwärtige Posse seien. In der Zeitung stand ein vom 4. September datirtes, von keinem ungarischen Minister und überhaupt nicht gegengezeichnetes „Handbillet" des Kaisers — man sieht, der liebe Absolutismus fühlte sich bereits wieder vollberechtigt und nahezu vollgekräftigt — kraft dessen Jellacic, der gesetzlich von seinen Würden und Aemtern suspendirte „Hochverräther", um „seiner Treue und Anhänglichkeit an die Dynastie willen" in seine „Banalwürde und alle seine militärischen Bedienstungen" wiederum eingesetzt wurde. Das hieß den Ungarn sagen: Der Hof erklärt in Gemeinschaft mit den Kroaten und Serben euch den offenen Krieg. Diese Machenschaft verdutzte die Deputirten zuerst so sehr, daß sie gar nicht daran glauben konnten und annahmen, das „Handbillet" sei unecht. Pulszky eilte um Aufklärung zum Baron Wessenberg, dem östreichischen Minister des Auswärtigen. Wessenberg sagte: „Ein sauberer Streich das! Ich weiß nichts davon, aber echt ist das Handbillet." Als Pulszky mit diesem Trost zu seinen Gefährten zurückkam, brach der Unwille derselben los. Viele wollten sofort heim nach Pesth, doch fügten sich dann alle der Meinung, man müßte die „Posse" zu Ende spielen, maßen sie einmal angefangen sei.

Der gute „König" Ferdinand mußte an diesem Tage so zu sagen die Rolle des Briefträgers spielen. Nachdem ihm nämlich im Audienzsal zu Schönbrunn Pazmandy als Sprecher der Deputation die Beschwerden und Forderungen der ungarischen Nationalversammlung vorgelesen hatte — das Dokument langweilte den König beträchtlich und war auch sehr lang — zog er die Antwort, welche man ihm in die Tasche gesteckt hatte, hervor

und las dieselbe ab, „stotternd", wie die Ungarn respektwidrig wahrnahmen. Gute Unterthanen haben die heilige Verpflichtung, in ihrem Monarchen unter allen Umständen einen Halb- oder gar einen Ganzgott zu erblicken und ein solcher stottert nicht. Ferdinandus Rex redete oder las vielmehr — uff! ein verteufelt schweres Geschäft, das Königsein und Regieren! — sein Pensum ab, worin ihm zugeschrieben war, daß „es sein fester Wille sei, die Gesetze, Rechte und die Integrität des Reichs seiner ungarischen Krone seinem königlichen Eide gemäß aufrecht zu erhalten". Im Uebrigen würde er „seine Entschlüsse im Wege des Ministeriums in kurzmöglichster Frist kundgeben". Die Herren Magyaren sahen sich einen Augenblick fragend an, ob sie auch recht gehört hätten. Dann machten sie Kehrt, verließen ohne weiter ein Wort zu sagen den Audienzsal und fuhren auf geradem Wege zum Nador, ihrem Dampfer, welcher sie am Prater erwartete. Während das Schiff seinen Kiel Preßburg zukehrte und die Donau hinabschwamm, wurde eine rothe Flagge auf die Gaffel gehißt. Der Krieg war erklärt.

12.

Er war sogar schon losgebrochen und zwar nicht allein von der Seite der „wilden Raitzen" her.

An demselben 9. September, an welchem Ferdinandus Rex im Schlosse zu Schönbrunn der magyarischen Abordnung vorgelesen hatte, daß er „die Gesetze, Rechte und die Integrität des Reichs seiner ungarischen Krone seinem Eide gemäß aufrecht erhalten werde", an demselben Tage machte der Banus Jellacic den authentischen Kommentar zu diesem Texte bekannt, indem er aus Kroatien in Ungarn einbrach, die kolossale Lüge in Proklamationsform vor sich hertragend, „er komme nicht als Feind,

sondern er eile als Freund den loyalen Unterthanen des konstitutionellen Königs zu Hilfe, um dieselben vom Joch einer verhaßten, unfähigen und rebellischen Regierung zu befreien". Der Bund der zwei schönen Seelen, die Allianz der Hofkamarilla und der Slaverei zeigte ihre Ersprießlichkeit deutlich auf in der Thatsache, daß der Kroatenhäuptling zu seinem Unternehmen recht gut gerüstet und vorbereitet war. Er hatte unter seiner persönlichen Führung einen aus Kerntruppen bestehenden Gewalthaufen von etwa 20,000 Mann und außerdem zwei Flügelkorps und eine Reserve von zusammen nahezu 35,000 Mann, welche letzteren größtentheils aus kroatischen Landstürmlern bestanden. Nicht allein der Anzahl nach war diese Streitmacht der ihr zunächst entgegenstehenden ungarischen weit überlegen, sondern auch hinsichtlich der Ausrüstung und Uebung. Sie wurde auch von Leuten vom Handwerk befehligt, von kaiserlichen Generalen, Stabs- und Subalternoffizieren.

Der Einbruch des Banus geschah von Kopreinetz her über Olegrad auf Groß-Kanischa zu. Er trieb die von einem Jämmerling, dem Grafen Adam Teleky, kommandirten Magyaren (4 Bataillone reguläre Infanterie, 4 Bataillone Bürgerwehr, 3 Husarenschwadronen und 9000 Landstürmler) vor sich her bis nach Keßthely am nordwestlichen Ende des Plattensee's. Die Verblüffung und Verwirrung in den Reihen der Ungarn war gränzenlos, was hauptsächlich daher rührte, daß viele ihrer Offiziere gar nicht wußten, ob sie gegen oder mit Jellacic fechten sollten, der im Auftrag des Königs zu kommen behauptete und den Rang eines Feldmarschall-Leutnants hatte. Sie sandten deßhalb eine Abordnung zum Banus mit dem Gesuche, ihnen die schriftliche Ermächtigung von seiten des Königs zum Einmarsch in Ungarn zu zeigen. Eine solche konnte aber Jellacic nicht aufweisen, weil er keine hatte. Man wollte sich im schönbrunner Schlosse doch noch immer die Möglichkeit bewahren, den kroatischen Heiland je nach Umständen anzuerkennen oder zu verleugnen. Ein später

aufgefangener Brief des Banus an den Kriegsminister Latour — welcher bekanntlich öffentlich und amtlich fortwährend versicherte, mit Jellacic in keiner „Geschäftsverbindung“ zu stehen — hat dargethan, daß dem kroatischen Heiland diese Zurückhaltung des Hofes unangenehm genug war. Er drang in diesem Briefe darauf, als „kaiserlicher Bevollmächtigter auch öffentlich“ anerkannt zu werden. Er war ja ein Splitter von einem Poeten und mußte also Phantasie genug besitzen, sich vorstellen zu können, daß „der Dank vom Hause Oestreich“ mitunter seltsame Formen annimmt . . . .

In Budapesth hatte man inzwischen den hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen. Zur gleichen Zeit erfuhr man daselbst das Scheitern der Abordnung nach Wien und den Einbruch des Banus. Die Aufregung war fieberhaft, die Erbitterung namenlos. Jetzt geschah es, daß der Magyarismus aus der konstitutionellen Illusion heraus und in die Wirklichkeit der Selbsthilfe herein trat. Die Transaktion hörte auf, die Revolution hob an.

Unmittelbar nach der Heimkehr der 120 Deputirten aus Wien hatte das Ministerium Batthyanyi-Kossuth abgedankt, weil die verfassungsmäßigen Auskunftsmittel erschöpft seien. Der Erzherzog-Palatin ließ hierauf der Nationalversammlung die Erklärung zugehen, er habe dem Könige bereits einen neuen Premier vorgeschlagen und werde, bis die königliche Entscheidung herabgelange, die oberste Leitung der Regierung an sich nehmen. Allein Deak, Szemere und Kossuth vereitelten diese Absicht des Erzherzogs, dessen Stellung eine ebenso unhaltbare als beklagenswerthe war, da er aufrichtige Sympathien für Ungarn hegte und doch nicht Mann genug war, um die Nabelschnur, welche ihn mit der Mutter-Dynastie verband, entzweizureißen. Kossuth erklärte nach dem Vorgange von Deak und Szemere in der Nationalversammlung das Schreiben des Palatins für nichtig, weil es ungesetzlich, weil der Gegenzeichnung eines Ministers ermangelnd.

Die Regierung könne überhaupt nur von verantwortlichen Ministern geleitet werden, fuhr er fort und, hingerissen von einem revolutionären Impuls, sprang er von seinem Sitz auf der Deputirtenbank auf, ging zu dem Sessel, welchen er am Ministertisch eingenommen hatte, setzte sich darauf und rief aus: „Noch bin ich Minister und den will ich sehen, der, solange ich auf diesem meinem Sitze innerhalb der Gränzen des Gesetzes Befehle ertheile, ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers Gegenbefehle zu geben wagt". Das hieß erklären: Ich ergreife die Diktatur. Und die Versammlung war damit einverstanden. Sie beauftragte Kossuth, unverzüglich ein neues Ministerium zu bilden und das Präsidium desselben zu führen. Allerdings ist die kossuth'sche Diktatur formell noch eine Weile bestritten worden, indem Batthyanyi, in Verbindung einerseits mit dem Palatin, andererseits mit den gemäßigt Liberalen wie Eötvös, Deak und Erdödy, noch immer die Hoffnung nicht aufgab, zu einem Kompromiß mit dem wiener Hofe zu gelangen, und diesem die Bildung eines Kabinettes vorschlagen ließ, in welchem Kossuth nicht sitzen sollte und welches er selbst präsidiren wollte unter der Bedingung, daß dem Kroatenban unverzüglich der Befehl zum Rückmarsch aus Ungarn zuginge. Der Hof verwarf diese Bedingung, verwarf die batthyanyische Kombination und wollte überhaupt kein ungarisches Ministerium mehr haben. So blieb denn von jener Sitzung der Nationalversammlung am 11. September an, wo Kossuth ausgerufen hatte: „Noch bin ich Minister!" die oberste Gewalt bei diesem.

In derselben Sitzung noch hatte er die patriotische Aufregung und die magyarische Zornwallung geschickt und rasch benützt, um weittragende Beschlüsse zu erwirken. So den finanziellen, daß das Finanzministerium zur Ausgabe von Fünfguldennoten ermächtigt sein soll — damit begann die später mit Dampf arbeitende kossuth'sche Banknotenpresse ihre Thätigkeit — so den kriegerischen, daß in ganz Ungarn die Werbung für die nationale

Armee im Nationalstil sofort begonnen werden sollte. Sämmtliche außer Landes stehenden ungarischen Soldaten sollten bei ihren patriotischen Pflichten zur Heimkehr aufgefordert werden. Alle Linientruppen sollten in das neue Nationalheer eintreten, dessen gesammte Streiter „Honved" (Vaterlandsvertheidiger) heißen und erhöhten Sold beziehen würden. Die Wirkung dieser Beschlüsse, deren Bedeutung Kossuth mittels einer meisterhaft auf die Gefühle und Leidenschaften des Magyarismus berechneten Proklamation (vom 20. September) den Massen klar und annehmlich zu machen wußte, war außerordentlich. Die Stimme des Agitators hatte in dieser Ansprache etwas vom Dröhnen einer Weltgerichtsposaune. Sie rief zaubermächtig das streitbare Volk der Pußten zuhauf. Jede Csarda wurde ein Werbeplatz für die nationale Sache und das weite Ungarland wandelte sich wieder zu dem, was es zu Attila's Zeiten gewesen, zu einem tosenden Kriegslager.

Bevor dies geschah und geschehen konnte, sah Budapesth ein vormals helles Licht, welches in der vormärzlichen Zeit über das ganze Land hingeleuchtet hatte, kläglich erlöschen, — das Licht, welches unter der Schädeldecke des „großen Ungars" Stephan Szechenyi gebrannt hatte. Der Graf gehörte zu den vielen Liberalen, welche überall in Europa i. J. 1848 nicht glauben wollten, nicht begreifen konnten, daß die herkömmlichen Hausmittel der Opposition nicht mehr kleckten und daß man, nun das Kokettiren mit der Revolution ein Ende hatte, nicht gegen dieselbe intrikiren dürfte, sondern mit ihr marschiren müßte, so man überhaupt etwas ausrichten wollte. Er konnte es auch nicht verwinden, daß ihm und allen andern Kossuth über den Kopf wuchs, um so weniger, da der hochgeborene Magnat in dem wuchskräftigen Agitator eben nur den Plebejer und Roturier sah. Gern hätte er seinen eigenen Frieden und den seines Landes mit Lothringen-Habsburg gemacht, falls der Friedensschluß nur Kossuth und dessen Anhang gekostet hätte, wobei er freilich übersah, daß

dieser „Anhang“ ein ganzes Volk. Und auf der andern Seite krampfte es dem stolzen Patrioten doch wieder das Herz in der Brust zusammen, wenn er das Spiel betrachtete, welches man in der wiener Hofburg gegen Ungarn spielte. Dieser Strudel widerstreitender Eindrücke, Ansichten, Wünsche und Befürchtungen riß den Grafen hinunter. Gerade mitten in der Aufregung, in welche die Nachricht von Jellacic's Drauübergang die Bevölkerung von Budapesth geworfen hatte, vernahm man, daß Szechenyi seine Frau eilends nach Wien geschickt habe. In solchen gespannten Lagen gewinnt bekanntlich auch das an sich Unbedeutendste politische Bedeutung. Was sollte und wollte die Gräfin in Wien? Diese Frage richtete auch Kossuth, in dessen Wohnung Ministerrath gehalten wurde, an seinen Kollegen. Szechenyi erwiderte, seine Frau sei allerdings verreis't, aber nur, um, wie alljährlich, einige Herbstwochen auf dem Lande zu verleben. „Graf, sagte Kossuth scherzend, keine Intriken! oder, bei Gott, ich schieße Ihnen eine Kugel durch den Kopf.“ Und dabei richtete er lachend ein prächtiges Gewehr auf Szechenyi, welches er gerade in der Hand hielt und wenige Minuten zuvor seinen Kollegen als ein untertags erhaltenes Geschenk gezeigt hatte. Drei Tage später ging in der Stadt die Rede, der Graf sei wahnsinnig geworden. Sie fand keinen Glauben, was den Justizminister Deak veranlaßte, zu sagen: „Sonderbar, so lange er bei Verstand war, sagte man, daß er ein Narr sei, und nun er den Verstand verloren hat, will man, er sei gescheit“. Aber an demselben Tage erschien Szechenyi in dem Ministerrath, welcher abermals bei Kossuth stattfand. Plötzlich ging er hinaus, kam nach einer Weile wieder herein, blickte mit fahrigen Augen umher und schickte sich dann abermals zum Fortgehen an. „Wohin, Szechenyi?“ fragte ihn Batthyanyi. „Ich bitt' euch, erwiderte der Graf mit einer an ihm doppelt auffallenden demüthigen Stimme und Gebärde — ich bitt' euch, laßt mich! Ich bin krank; seht mich an, wie krank ich bin“. Damit schlug er seine Rockärmel zurück und zeigte seine

Handgelenke, deren Pulse im heftigsten Fiebertakt gingen. Darauf Batthyanyi: „Aber warum bist du nicht sogleich fortgegangen? Mach', daß du nach Hause und zu Bette kommst." Der Graf verließ das Zimmer, trat aber plötzlich wieder herein und bis zum Berathungstische vor, wo er mit beschwörend gefalteten Händen und flehender Stimme sagte: „Ich bitt' euch, laßt mich nicht erschießen!" Dann ging er und zwei Stunden darauf kam sein Arzt mit der Meldung: „Der Graf ist entschieden wahnsinnig".

13.

Auch auf ein Mitglied des kaiserlichen Hauses fiel wuchtig die mehr und mehr ins Unlösliche verknäuelte ungarische Frage, auf den Erzherzog-Palatin Stephan, der freilich nicht das Zeug hatte, so ganz Unklares zu klären und einen derartigen Knäuel auseinanderzuwickeln. Ueberdies sah ihn die wiener Hofkabale mit scheelen Blicken an und die Magyaren trauten ihm nicht. Da aber im Rathe der magyarischen Leiter die „gemäßigten Liberalen" dermalen doch noch immer die Oberhand hatten — Stunden ausgenommen, wo Kossuths radikaler Feuereifer alles mit sich fortriß — so machten sie einen Versuch, den „Statthalter des Königs" zur Abwehr der Kroatengefahr zu verwenden, ein Versuch, der nur kläglich scheitern konnte. Die Nationalversammlung forderte am 15. September den Erzherzog auf, sich zur Armee zu begeben und dieselbe zu kommandiren, da er ja ungarischem Rechte gemäß in Kriegszeiten Generalkapitän sei. Stephan erklärte, der Aufforderung entsprechen zu wollen, fragte aber in Wien an, ob er dürfte. Von dort kam öffentlich die Antwort herab: Ja freilich! im Geheimen aber die Weisung, schlechterdings in keinen Kampf mit dem Banus sich einzulassen.

Der arme Erzherzog suchte diesen Widerspruch dahin zu vermitteln, daß er den Kroatenhäuptling mittels Unterhandlung und Ueberredung aus Ungarn wegzuschaffen unternahm, — ein ganz lächerliches Unternehmen, wenn man wußte, daß Jellacic den Palatin seit lange mit unverhohlener Verachtung behandelte. Der Erzherzog begab sich an den Plattensee und ließ den Ban zu einer Zusammenkunft laden, welche am Bord des Dampfers Kisfaludy auf dem Wasser inmitten beider Ufer stattfinden sollte, damit Jellacic hinsichtlich seiner persönlichen Sicherheit ganz ruhig sein könnte. Der Ban versprach schriftlich, zu kommen. Er kam aber nicht, sondern ließ am Ufer durch seine Offiziere eine ganz elende Komödie aufführen, als ob diese dem Worte des Palatins nicht trauten und ihren Anführer mit Gewalt zurückhielten. Die Unterhandlung fiel demnach ins Wasser, noch bevor sie begonnen hatte, und der Erzherzog mußte jetzt, wenn er ein rechter Palatin war, den Ungarsäbel gegen den Kroaten ziehen. Er war aber kein rechter Palatin, sondern nur ein Erzherzog. Er kehrte am 21. September nach Ofen zurück, verließ jedoch in der nächsten Nacht heimlich seinen Posten oder vielmehr Nichtposten, fuhr auf einem Bauernwägelchen über die Gränze, meldete sich in Schönbrunn, wurde aber gar nicht vorgelassen, gab seine Entlassung, die auf der Stelle angenommen wurde, und verließ hierauf unverzüglich Oestreich, um es nie wieder zu betreten. Das „tolle" Jahr machte sich also unter anderen Nebenschwänken auch diesen, das Haus Lothringen-Habsburg mit einem Exilirten zu versehen.

Die Friedens- und Verständigungsversuche von seiten der Magyaren waren aber noch nicht zu Ende. Gleichzeitig mit dem in das Wasser des Plattensee's gefallenen, machte die Nationalversammlung einen anderen und zwar diesen, den östreichischen Reichstag um seine Vermittlung zwischen der ungarischen Nation und ihrem König anzugehen. Die Versammlung wählte am 18. September auf Kossuths Antrag — („Senden wir Gesandte

nach Wien, aber nicht an den verrätherischen Hof, sondern an das Volk") — eine Abordnung von 12 Deputirten (Deak, Eötvös, Pulszky, Szemere u. s. w.), welchen sich 4 Magnaten zugesellten, mit dem Auftrage, im Reichstagssale zu Wien die Beschwerden der ungarischen Nation vorzubringen und die Intervention der Volksvertreter Oestreichs anzusprechen. Sehr wahrscheinlich hat Kossuth diesen Schritt angerathen weniger in der Hoffnung, die nachgesuchte Intervention gewährt zu sehen — denn er mußte doch wohl die Uebermacht der vereinigten Czechen und Schwarzgelben im wiener Reichstage kennen — als vielmehr darum, weil er in dem Auftreten der Deputation in Wien mit Recht ein sehr wirksames Agitationsmittel erkannte. War es doch für Ungarn ungeheuer wichtig, auch in Wien die Dinge wieder auf die revolutionäre Bahn zu werfen und dadurch dem Banus die Hof- und Regierungsstütze wegzuschlagen. Es liegt auch auf der Hand, daß der Agitator seinen Vertrauten unter den „Gesandten an das Volk" dahin abzielende Weisungen mitgab.

Am 19. September legte die ungarische Abordnung dem Reichstagspräsidenten Strobach ihr Beglaubigungsschreiben vor und bat um Gehör beim Reichstag. Der Präsident setzte diesen hievon in Kenntniß mit dem Hinzufügen, die Bestimmung der Geschäftsordnung, welche die Zulassung von Abordnungen im Hause verbiete, lege ihm die Pflicht auf, den Ungarn den verlangten Eintritt zu versagen. Damit war der Entschluß und Beschluß der Mehrheit schon angezeigt und vorweggenommen.

Mit Fug hat man gesagt, diese Sitzung des östreichischen Reichstags von 1848 sei bei weitem die wichtigste von allen gewesen. Ueber die Zulassung oder nicht Zulassung der ungarischen Deputation, d. h. über die Verbrüderung oder Nichtverbrüderung des cisleithanischen mit dem transleithanischen Konstitutionalismus, über die Allianz oder Nichtallianz der östreichischen und der ungarischen Märzerrungenschaften debattirend, verhandelte das Haus nicht weniger über sein eigenes Schicksal als über das Un-

garns. Es sprach sich sein eigenes Vernichtungsurtheil durch den Mund der czechisch-schwarzgelben Majorität, deren Hauptredner Rieger die Gemeinheit beging, zu höhnen: „Soll die Deputation eingelassen werden, damit wir die prächtigen Kostüme und schönen Bärte der ritterlichen Magyaren bewundern können?“ Allerdings hatten die Slaven wenig oder gar keine Ursache, den Magyaren hold zu sein; allein wer immer über seine Nase hinauszusehen vermochte, mußte erkennen, daß hier anderes als nationale Sympathien oder Antipathien in Frage kam, daß es sich darum handelte, das von der Hofkabale geknüpfte Netz der Rückwärtserei zu zerreißen. Aber die Herren Czechen knüpften ja selber mit an diesem Netze, weil die genasführten Thoren sich mit der Illusion kitzelten, *sie* würden schließlich die Auswerfer desselben sein.

Die Debatte hätte sich geschäftsordnungsmäßig bloß um den lächerlichen Formalismus der Geschäftsordnung drehen sollen, konnte das aber nicht: das Materielle der Frage brannte durch das Papier der Geschäftsordnung hindurch den Reichstagsmitgliedern allzu heiß auf die Nägel. Die Redner der Linken, die Goldmark, Violand, Borrosch, Löhner und andere, enthüllten mehr und weniger geschickt den Kern der Sache, welcher kein anderer war als die Frage: Will sich die Volksvertretung Oestreichs zu Schutz und Trutz mit der Nationalrepräsentation Ungarns verbinden, um mittels dieses Schutz- und Trutzbündnisses der Gegenrevolution Halt zu gebieten, oder nicht? Löhner hat an diesem Tage, wie allseitig bezeugt wird, sein Bestes gethan. Seine Beweisführung war von tadelloser Logik, seine Beschwörung von echtem Pathos getragen. Es war die Warnung eines Propheten, als er sagte: „Wenn Ungarn ganz darniederliegt, dann ist es zu spät, dann wird die Hand des Demokraten vergeblich in das Schwert fallen, welches der Krieger schwingt; dann mögen die Völker, die hier im Kreise sitzen, sich beschämt aus demselben schleichen, denn man wird ihnen sagen: Sie ließen ihr Brudervolk morden,

um bald alle geknechtet zu werden!" Selbstverständlich warnte der Prophet umsonst. Viel besser gefielen der Mehrheit die aalglatten Redeschlängelungen, welche der Minister Bach ausführte und die den Kanzleitrost paraphrasirten, die ungarische Frage könne ja einmal später Gegenstand einer umfassenden, prinzipiellen Debatte werden. Noch einmal wies Löhner warnend auf die Zukunft: — „Wenn der politische Vortheil, das sogenannte Staatswohl dem gegenwärtigen Ministerium das Recht gibt, die ungarische Verfassung zu brechen, kann nicht ein künftiges Ministerium das Staatswohl und den politischen Vortheil ebenfalls als Rechtsgrund anrufen, gegen uns und die östreichische Verfassung einzuschreiten?" Vergebens! Mit 186 gegen 108 Stimmen gelangte zur Annahme der von Helfert gestellte Antrag, die Geschäftsordnung aufrecht zu halten, d. h. die Ungarn abzuweisen.

Die Abordnung fuhr spät am Abend noch heimwärts nach Budapesth. Nicht ohne einigen Trost mit sich zu nehmen. Es war ihr nach der Entscheidung in der kaiserlichen Reitschule vor ihrem Absteigequartier „Zur Stadt Frankfurt" eine großartige vom Demokratenverein angeregte Volksovation dargebracht worden, als deren Sprachrohr Tausenau die „Schacherpolitik" des Ministeriums brandmarkte und den „elenden" Reichstag verwünschte, beifügend, das Volk von Wien werde den Magyaren beistehen.

Und das war ein Versprechen, welches redlich gehalten worden ist. Hätte nur der Magyarismus die ausgestreckte Hand der wiener Oktoberrevolution aufrichtig und energisch ergriffen! Er machte aber hiezu nur einen halben und schwächlichen Versuch und das war seine Schuld und wurde sein Verderben.

14.

Am 25. September hatte der vielgeplagte kaiserlich königliche Unterschreiber zu Schönbrunn wieder viel zu thun. Es mußten zwei Manifeste unterschrieben werden, deren Inhalt Oel in das zu Budapesth glimmende Revolutionsfeuer goß; denn dieser Inhalt wurde drunten in der Hauptstadt Ungarns anders interpretirt, als man droben in Schönbrunn erwarten mochte. Bekanntlich kommt ja bei Verfassungen, Gesetzen, Manifesten u. s. w. alles auf die Interpretation an und hat es die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieser Kunst wunderbar weit gebracht, so weit, daß es für einen richtig konstitutionellen Minister nur noch ein Spaß ist, jeden Verfassungsparagraphen just in sein Gegentheil herumzuinterpretiren.

Ferdinandus V. manifestirte: 1) Der Feldmarschall-Leutnant Graf Lamberg ist zum königlichen Kommissär ernannt, sowie zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn stehenden Streitkräfte, sowohl der regulären Truppen als der Nationalgarden. Selbiger Graf Lamberg soll sich sofort in das ungarische Lager verfügen, um zwischen „dem zur östreichischen Gesammtmonarchie gehörenden Ungarn und dessen Nebenländern" (d. h. zwischen Magyaren und Slaven) Ruhe und Frieden herzustellen. 2) Das gesammte ungarische Militär soll allsogleich zu den kaiserlich-königlichen Fahnen zurückkehren.

Die königlichen Manifeste gelangten am 27. September nach Pesth und am Abend dieses Tages zur Kenntniß des außerordentlich versammelten Parlaments. Madaraß las die Aktenstücke vor und erklärte dieselben, als der Gegenzeichnung durch einen ungarischen Minister ermangelnd, für gesetzwidrig. Kossuth, soeben von einer agitatorischen Rundreise zurückgekehrt und durch die enthusiastische Zustimmung, welche er überall gefunden, in seinen Anschauungen bestärkt, Kossuth wies nach, daß diese königlichen

Manifeste nichts bezweckten als die Vernichtung der Verfassung, d. h. der Selbstständigkeit Ungarns. Sie müßten daher für ungesetzlich und ungiltig erklärt werden. Das Haus erhob sich wie ein Mann. Allgemeine Beistimmung demnach, wobei freilich angemerkt werden muß, daß an diesem Tage, wie fortan überhaupt, die Fraktion, als deren Stimmführer Deak und Eötvös galten, parlamentarisch nicht mehr mitthat: die Liberalen räumten, da ihre Versuche, mit dem Hofe zu paktiren, mißlungen waren, den Radikalen das Feld. Mit fliegender Feder entwarf dann Kossuth eine feuersprühende Proklamation „der Repräsentanten der Nation an das ungarische Volk und insbesondere an alle Truppen und bewaffneten Scharen", worin die Ernennung und Sendung des Grafen Lamberg für „ungesetzlich, ungiltig und ohne Kraft" erklärt und den Truppen eingeschärft wurde, „den Gesetzen des Landes und ihren Pflichten, welche sie mit dem Eid auf die Verfassung beschworen haben, treu zu bleiben". Annahme, Druck und Ausgabe dieses Aufrufs, kraft dessen der Graf Lamberg und alle, welche ihm gehorchen sollten, noch ausdrücklich der „auf Verletzung der Konstitution und der nationalen Freiheit gesetzten Strafe" verfallen erklärt waren.

Neben dieser parlamentarischen Interpretation und Zurückweisung der königlichen Manifeste lief ein von Batthyanyi und Gleichgestimmten gemachter Versuch her, die Mission Lambergs als Handhabe zu dem noch immer erstrebten Kompromiß mit dem Hofe zu benützen. Der genannte Magnat, welcher sich dazumal noch als Quasi-Ministerpräsident betrachten konnte, maßen eine offizielle Entscheidung über die zuletzt von ihm vorgeschlagene Ministerkombination nicht aus Wien herabgelangt war, wollte in Uebereinstimmung mit seinen Freunden den Grafen Lamberg, welcher ihm persönlich ebenfalls befreundet war, zu bewegen suchen, alle ungesetzlichen Maßnahmen zu vermeiden, sowie mit den königlichen Manifesten in der Hand dem Banus ein weiteres Vorrücken zu wehren. Dies zu erreichen war nicht unmöglich,

denn man durfte bei Lamberg ehrlichen Willen, die ungarischen Wirren in billiger Weise zu schlichten, wohl voraussetzen. Beweis hierfür ist, daß der Graf, auf ungarischem Boden angelangt, sich nach Pesth wandte, um die gesetzliche Gegenzeichnung seiner Vollmacht durch Batthyanyi einzuholen. Gerade dieser gesetzliche Sinn führte den unglücklichen Mann in den Tod. Er traf den gesuchten Batthyanyi nicht in Pesth, denn dieser war in der Voraussetzung, Lamberg würde sich sofort entweder zur ungarischen oder zur kroatischen Armee begeben haben, in das ungarische Lager geeilt, um den königlichen Kommissär daselbst zu treffen.

Graf Lamberg langte in der Hauptstadt Ungarns an, als diese gerade wie ein Hexenkessel kochte und brodelte. Der 28. September war für Budapesth einer jener Tage, wo alle glostenden Unheilsbrände zu einer qualmbeschmutzten Flamme zusammen- und aufschlagen. Vom frühen Morgen an füllten Volkshaufen in fieberhaft zappelnder Aufregung Straßen und Plätze. Wahre Botschaften mischten sich mit falschen und die letzteren wurden selbstverständlich von der Menge begierig gehört und lieber geglaubt als die ersteren. Man erfuhr den Inhalt der königlichen Manifeste und die von der Nationalversammlung dagegen getroffenen Vorkehrungen. Aus dem Lager war die Kunde gekommen, daß die Kroaten noch immer im Vormarsch und die Magyaren noch immer im Rückmarsch begriffen seien, ja daß Jellacic, der Todfeind Ungarns, bereits Stuhlweißenburg erreicht habe. Wir sind verrathen! zeterte es da. Wo sind die Landesverräther? Auf sie! brüllte es dort. Und wieder hieß es, die Schwarzgelben seien daran, die heilige Stephanskrone, das Palladium des Landes, von Ofen nach Wien zu schaffen, — ein Gerücht, welches die Leidenschaften zur Wuth entflammte. Weiterhin schrie einer dem andern zu, der „Verräther" Lamberg sei gekommen, um Ungarn im Namen des Kaisers von Oestreich zu vergewaltigen; er befinde sich drüben in der Citadelle von Ofen.

Schon seien die Thore derselben gesperrt, die Kanonen auf den Wällen aufgefahren, die Mündungen derselben nach Pesth herübergerichtet und das Bombardement könne jeden Augenblick beginnen. Auf diese gläubig hingenommene Fabel gab die Menge in ihrem Angstgrimm, welcher bekanntlich sehr grausam ist, wüthend zur Antwort: Waffen! Waffen! Nieder mit dem Verräther Lamberg!

So hatte der Unsinn sein Ziel und es hätte müssen mit unrechten Dingen zugehen, so er dasselbe verfehlte. Der Zufall, dumm und sinnlos, wie er selber ist, erweis't sich allzeit dem Dummen und Sinnlosen hilfreich.

Während Tausende, bewaffnet mit allem, was sich gerade den raffenden Händen darbot, über die Schiffsbrücke nach Ofen hinüberströmten, um die Schließung der Festung und das gefabelte Bombardement zu verhindern, irrte das gesuchte Opfer magyarischen Angstgrimms in Pesth herum, ärgerlich, Batthyanyi nicht finden zu können, und unschlüssig, was er beginnen sollte. Endlich entschloß er sich, nach dem Reichstagshause zu gehen, gab aber unterwegs diese Absicht wieder auf und nahm einen Fiaker, um nach Ofen hinüberzufahren. Am Ende der Schiffbrücke angelangt, wird er erkannt und mit Schmähungen und Drohungen überhäuft. Um Schlimmeres zu verhüten, umgibt ein Trupp Bürgerwehrmänner aus eigenem Antriebe schirmend den Wagen, erklärt, um den Volkszorn zu stillen und einen schandbaren Exceß abzuwehren, den Grafen als verhaftet und unternimmt das mühsälige Werk, den Gefangenen durch die tobenden Haufen nach Pesth zurückzubringen. Es mißlingt. Der Zug gelangt nur bis in die Nähe der Kapelle, welche mitten auf der Brücke steht. Hier stockt er, denn eine neue Rotte, von Pesth herkommend, strömt ihm entgegen. Kaum hört diese Bande, hier bringe man den „Verräther", gegen welchen die Nationalversammlung Tags zuvor die Strafe der Konstitutionsverletzung verhängt habe, so wirft sie sich wüthend auf den Wagen, reißt

unter dem tausendstimmigen Gebrülle: „Nieder mit dem Landesverräther!“ den unglücklichen Mann aus dem Wagen und nach wenigen Minuten liegt sein zerhauener, zerschlagener, zerfetzter und zerstampfter Leichnam auf den Bohlen der Brücke.

15.

Die ungarische Nationalversammlung und der wiener Hof bezichtigten einander gegenseitig der intellektuellen Urheberschaft dieses Mordes, mit dessen Begehung jede Aussicht auf eine Verständigung zwischen Schönbrunn und Budapesth dahinwar. Es wurde von seiten der Nationalversammlung die pesther Munizipalität zu einer strengen Untersuchung und Ahndung dieser „Volksjustiz“ aufgefordert; aber das blieb ein bloßes Wort, obzwar man den Hauptmörder, einen Kerl Namens Kolossy, ganz gut kannte. Er ist erst nach Niederwerfung der ungarischen Revolution, zur Zeit, als das blutige Rachegericht des kaiserlichen Hofes über Ungarn erging, gefaßt und hingerichtet worden.

Kossuth und die radikale Partei erkannten unschwer, daß die Ermordung Lambergs den Reichstagsbeschlüssen vom 27. September gleichsam das Siegel aufdrückte. Sie konnten nicht mehr zurück, sondern mußten vorwärts, sofern sie sich und ihr Land nicht auf Gnade, d. h. Ungnade an den Hof ergeben wollten. Das zu wollen waren sie aber weit entfernt. Sie gingen also vorwärts. Noch in derselben Sitzung, in welcher die Nationalversammlung am 28. September die Untersuchung hinsichtlich des Mordes auf der Schiffsbrücke anordnete, gab sie Ungarn eine oberste Regierungsbehörde, indem sie beschloß: „Maßen gegenwärtig kein eigentliches Ministerium besteht, das Land aber nicht

ohne Regierung sein kann, so wird die vollziehende Gewalt einstweilen dem (schon früher bestellten) Landesvertheidigungsausschuß übertragen". Dieser Ausschuß, welchem Kossuth vorsaß, hatte fortan die oberste Gewalt in Händen. Die überwiegende Mehrzahl der Mitglieder bestand aus Radikalen, wie Nyary, Szemere, Madaraß und anderen; doch fanden sich darin auch Liberal-Konservative, wie Pazmandy und Meßaros.

Der glänzende Magnat Graf Ludwig Batthyanyi trat in den Hintergrund der zeitgeschichtlichen Bühne zurück. Er hatte bis zur äußersten Möglichkeit versucht, die Eingebungen seines Patriotismus mit der konstitutionellen Illusion zu verbinden. Sobald er Lambergs Ernennung erfahren, hatte er sich zur Gegenzeichnung derselben bereit erklärt. Zu diesem Zwecke eilte er, nachdem er den gesuchten Grafen nicht im ungarischen Lager gefunden, nach Pesth zurück. Unterwegs erfuhr er, was Schreckliches am 28. September auf der Brücke zwischen Ofen und Pesth geschehen. Noch immer von der fixen Idee beherrscht, daß eine Verständigung mit dem Hofe möglich, ging er eilends nach Wien, um dort seine Quasi-Premierministerschaft niederzulegen und die rechtmäßige Bestellung eines neuen Ministeriums für Ungarn zu empfehlen. Ein königliches Handschreiben zeigte ihm an, daß sein Rücktritt angenommen und ein gewisser Baron Vay zu seinem Nachfolger ernannt sei. Batthyanyi fand diese Ernennung korrekt und gegenzeichnete dieselbe. Allein wenige Tage darauf erschien das kaiserliche Manifest vom 3. Oktober, welches der ungarischen Nation förmlich den Krieg ansagte. Dieses Manifest erklärte die ungarische Nationalversammlung für aufgelös't und ihre Beschlüsse für nichtig, erklärte Ungarn in Belagerungszustand und der Herrschaft des Martialgesetzes unterworfen, ernannte den Kroatenbanus zum Oberbefehlshaber aller ungarischen Truppen und Nationalgarden und bestellte selbigen Banus zum königlichen Kommissär mit unbeschränkter Vollmacht, so zwar, daß, „was der Banus verordnen, verfügen, beschließen und be-

fehlen wird, als mit unserer allerhöchsten königlichen Macht verordnet, verfügt, beschlossen und befohlen anzusehen ist". Dieser Erlaß, welcher die Magyaren der unbeschränkten Gewalt ihres Todfeindes anheimgab oder wenigstens anheimzugeben beabsichtigte, stach endlich dem guten Batthyanyi den konstitutionellen Vertrauensstaar. Er war aber doch noch naiv genug, einem gewissen Baron Recsey, welche obskure Kreatur der Hof mittels klingenden Gründen bestimmt hatte, die unter solchen Umständen possenhafte Rolle eines Ministerpräsidenten zu übernehmen, Vorwürfe wegen seines „inkonstitutionellen" Verhaltens zu machen. Dann ging er nach Ungarn zurück, trat in ein Freiwilligenkorps, brach durch einen Sturz seines Pferdes den Arm, wurde im November vom Wahlbezirk Oedenburg in den Reichstag nach Pesth abgeordnet, lehnte den ihm angebotenen Vorsitz im Landesvertheidigungsausschuß ab und verschwand in der parlamentarischen Menge, was ihn aber nicht vor der standrechtlichen Ermordung schützte, als die Zeit gekommen, wo Ungarn gehaynaut wurde.

Vielleicht hätte man sich in Schönbrunn doch besonnen, den Jellacicismus so offen über Ungarn zu verhängen, wie durch das Manifest vom 3. Oktober geschah, so man schon genau wußte, daß und wie inzwischen bei der ersten einigermaßen ernsthaften Probe die Gloriole, welche — wenigstens in den Augen der Hofkabale — das Haupt des kroatischen Helden, Helfers und Heilands umleuchtete, erblichen war.

Diese Erbleichung hatte am 29. September stattgefunden, an welchem das jetzo vom General Moga befehligte magyarische Heer vom passiven Widerstand gegen die kroatische Invasion zum aktiven übergegangen war. Er hatte bei Pakozd, Velencze und Sukoro Stellung genommen, um dem Banus ein weiteres Vordringen zu wehren. Jellacic, auf seine numerische Uebermacht und die bessere Geübtheit seiner Truppen vertrauend, suchte diese Stellungen am genannten Tage mit Gewalt zu durchbrechen, scheiterte aber mit diesem Unternehmen vollständig. Seine roth-

mänteligen Szeressaner jagten den jungen magyarischen Truppen den erwarteten gewaltigen Schrecken keineswegs ein. Besonders gut hielt sich die ungarische Artillerie. Die ganze Einleitung und Leitung des Angriffs erwies klärlich, daß der Ban den Weg vom vorzimmerlichen Säbelrasseler zum Bataillengeneral schlechterdings nicht zu finden wußte. Im Uebrigen war das Treffen eins von jenen, in welchen entsetzlich fiel geblasen, getrommelt und geschossen, aber wenig Blut vergossen wird. Nachdem man einander fünf Stunden lang ankanonirt hatte, kalkulirte Held Jellacic mit Sir Hudibras:

„Wer flieht, kann wieder ins Gefecht;
Wer bleibt und fällt, der kann das necht:
Drum wer da weicht zur rechten Zeit,
Ist in der Kriegskunst schon sehr weit —“

und retirirte gen Stuhlweißenburg. Wunderlich genug retirirten auch die Ungarn am nächsten Tage, um in einer rückwärts bei Martonvasar gelegenen festeren Stellung der weiteren Angriffe von seiten des Banus gewärtig zu sein. General Moga war eben weit entfernt, ein Vorwärts- und Drauflosgänger zu sein. Er gehörte zum Geschlechte der Kunktatores Kunktatorum. Ueberdies hegte der Herr General und hegten mit ihm viele seiner Offiziere ziemlich lebhafte Skrupel, ob sie auch rechtthäten, gegen die schwarzgelbe Fahne anzugehen, welche da drüben flatterte. Sie hatten ja lange Jahre selber unter dieser Fahne gestanden; so was verwindet und vergißt sich nicht so leicht. Auch konnte man die Soldaten nicht tadeln, daß ihnen das Hexeneinmaleins des konstitutionellen Staatsrechts nicht in den Kopf ging, welches wollte, daß sie „für ihren König“ und doch auch gegen ihren König föchten, weil derselbe zugleich der Kaiser war. Ein verzwickter, ja geradezu verrückter Kasus allerdings!

Gar nicht skrupelhaft, sondern sehr resolut dreingreifend erwies sich ein anderer magyarischer Offizier, der Honved-Major

Arthur Görgei, dessen Name in diesen Anfängen des ungarischen Revolutionskampfes zum ersten mal auftauchte, um bald alle anderen, sogar den Namen Kossuths, zu überglänzen und dann schließlich ein Gegenstand des Abscheu's seiner Landsleute zu werden, weil sie in dem Träger desselben nur noch den „Verräther von Vilagos" sahen. Er freilich hat mit der eisenfesten und eisigkalten Logik, welche all sein Denken regelte, die Brandmarkung zurückgewiesen und noch i. J. 1867, als der furchtbare Vorwurf sich erneuert hatte, seinen Landsleuten zugerufen: „Ihr lehrtet und lehrt noch heute: — „„Die Waffenstreckung von Vilagos war ein Akt der Verrätherei"". Eure Lehre ist falsch, denn jene Katastrophe war nur der konkrete, erschütternd wahre Ausdruck der Situation" .... Görgei, der von allen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die geschichtliche Bühne getretenen Menschen am weitesten davon entfernt war, ein Gefühlerich und Sentimentalitätspolitiker zu sein, sah die Erhebung seines Landes von vornherein für ein mathematisches Problem an, welches unter Umständen gelös't und zwar, unter Umständen, durch ihn und nur durch ihn gelös't werden könnte. Wie alle scharfverständigen und folgerichtigdenkenden Menschen war er Ironiker, aber nur im Sinne jener Ironie, welche, ursprünglich glühendquillende Empfindung, nachmals gefrorenes Herzblut worden ist. Früher Leutnant bei den Palatinalhusaren, hatte er, müde, rechts und links vornehme Nullen sich vorgezogen zu sehen, den Dienst quittirt, um die strenge Schule der exakten Wissenschaften und zugleich die noch strengere der Noth, ja des Hungers durchzumachen. Er war aus diesen Schulen hervorgegangen als ein überlegener Kopf, kühler Kalkulator und Menschenverächter, seiner Kraft völlig bewußt, so sehr, daß ihm nur ein Hochplatz genügte, und zwar ein Hochplatz, welcher nur für Einen Raum hatte. So fand ihn der Ausbruch der ungarischen Revolution, welche den seine Dienste Anbietenden zuerst im militärisch-technischen Fache verwendete. Zu Ende Augusts zum

Befehlshaber der mobilen Honved im Kreise diesseits der Theiß mit der Hauptstation Szolnok ernannt, hielt er zu Ende Septembers die Donauinsel Csepel unterhalb Budapesth besetzt, um eine allfällige Stromüberschreitung des Ban oder der Untergenerale desselben Roth und Philippovic zu vereiteln. Sowie die Operationen ernstlicher begonnen hatten, trat das kriegerische Genie des eben in sein dreißigstes Lebensjahr getretenen Honved-Majors so merkbar hervor, daß er gar bald den Augen vieler seiner Landsleute — auch den Augen Kossuths — als der prädestinirte Feldherr des Magyarismus erschien. Dies insbesondere vom 7. Oktober an, an welchem Tage in Folge der zweckmäßigen Anordnungen Görgei's das jellacic'sche Reservekorps unter Roth vor einem magyarischen Heerhaufen, welcher dem Namen nach von Perczel, thatsächlich jedoch von Görgei kommandirt wurde, bei Ozora die Waffen strecken mußte. Etliche Tage früher schon hatte aber eine That Görgei's die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, eine That, welche furchtbar deutlich offenbarte, von welchem Metall der Mann sei. Am 29. September hatten die Vorposten des Honved-Majors den Grafen Eugen Zichy aufgegriffen. Der Graf, auch als Bauernschinder verrufen, war auf dem verdächtigen Wege nach Kalozd begriffen, wo das Eintreffen der jellacic'schen Reserve erwartet wurde. Bei dem Aufgegriffenen fand man einen kroatischen Schutzbrief in Form eines Schreibens des Banus an den General Roth, in seinem Wagen ein Bündel der kaiserlichen Proklamationen vom 25. September. Ohne alles Bedenken und Zaudern stellte Görgei den verdächtigen Magnaten als „Vaterlandsverräther" vor ein „Standrecht", dem er selber vorsaß. Er hat in seinen i. J. 1852 gedruckten Denkwürdigkeiten den Schluß der Prozedur mit bezeichnendem Lakonismus erzählt. „Ich erkannte, daß Graf Zichy die Verbrechen, deren er angeklagt war, wirklich begangen, dadurch sein Leben verwirkt und die Strafe der Hinrichtung durch den Strang verdient habe. Dies Urtheil wurde von dem gesammten Stand-

rechte einstimmig angenommen und nach erfolgter geistlicher Tröstung des Delinquenten an demselben vollzogen ...."

Derweil hatte es der kroatische Held, Helfer und Heiland räthlich gefunden, den ungarischen Boden, welcher etwas heißer war, als er erwartet haben mochte, zu verlassen, obzwar ihm nur ein Moga gegenüberstand, dessen Feldherrngenie nicht größer und nicht kleiner war als sein eigenes. Nach dem Treffen vom 29. September war zwischen den beiden ebenbürtigen Gegnern eine dreitägige Waffenruhe vereinbart worden, wahrscheinlich um in Muße die Todten zu begraben, deren hüben und drüben zusammen nicht zwei Dutzende vorhanden. Diesen Waffenstillstand benützte der heldenmüthige Ban, um sich „seitwärts in die Büsche" zu schlagen. In einem von magyarischen Husaren aufgefangenen Briefe gab er die Gründe an. „Meine Operationsbasis fing an durch feindliche Eindrücke bedroht zu werden. Ofen mit den beihabenden Mitteln zu nehmen war unmöglich, da ungarische Truppen fanatisirt gegen die meinigen fochten. Ich benutzte also einen mit den Gegnern abgeschlossenen dreitägigen Waffenstillstand zu einer Flankenbewegung gegen Raab, um auf fester Basis zu stehen und Verstärkungen an mich zu ziehen. Ich bin der thunlichsten Unterstützung vom k. k. Kriegsministerium gewärtig." Die „feste Basis" bei Raab erschien aber dem Banus sofort nicht mehr fest genug und mittels einer weiteren Reihe von „Flankenbewegungen" gelangte er über Ungarisch-Altenburg und Kitsee auf deutschen Boden, allwo er am 7. October bei Haimburg stand. So endete die Fanfaronade des jellacic'schen Einbruchs in Ungarn. Die Kroatenoffiziere hätten im September ihren Frauen und Liebchen nicht zu schreiben gebraucht, diese sollten ihre Antworten nach Budapesth adressiren.

IX.

Frankfurter September.

1.

„Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt und daß ich einer derselben bin!"

So Friedrich Wilhelm der Vierte am 14. August von 1848 in Köln zum Herrn von Gagern, welcher an der Spitze einer Abordnung der deutschen Nationalversammlung rheinab gekommen war, um den 600sten Tag der Grundsteinlegung zum kölner Dom mitzufeiern. Diese Feier sollte zugleich eine Art Fühler und Probe sein, wie es denn mit der von der preußisch-kaiserlichen Partei im Parlamente geplanten deutschen Kaiserschaft des Preußenkönigs werden würde. Eine ganz absonderlich überflüssige Statistenrolle spielte hierbei der Reichsverweser Johann ohne Land, welchen man auch mit nach Köln geschleppt hatte.

Die Probe fiel aber wenig tröstlich und ermuthigend aus. Der König ließ den Herrn Parlamentspräsidenten geradezu abfahren, indem er ihm mit den erwähnten Worten deutlich genug sagte, die vom Herrn von Gagern im Mai proklamirte nationale Souveränetät des Parlaments sei ein Schwindel, an welchen jetzt, im August nur noch Schwachköpfe glauben könnten.

Man sieht, die potsdamer Wiederstrammungskur hatte gut angeschlagen. Was man aber nicht sieht, ist, daß der so zu sagen Holzschlägelwink gefurchtet und dem Liberalismus den Dippel gebohrt hätte. Herr von Gagern und seine Mitdeputirten kehrten ebenso vernagelt aus Köln zurück, als sie hingegangen waren. Der Achtel-, Viertel- und Halbliberalismus, welcher die „staatsmännische" Mehrheit des Parlaments bildete, merkte gar nicht, daß er zur Zeit bereits anhalts- und rückhaltslos in der Luft schwebte. Er hatte ja alles Ersinnliche gethan, um das Volk von sich abzustoßen, und zugleich hatte er durch das Austrumpfen seiner fabelhaft anmaßlichen Einbildung, daß in ihm die Souveränetät der Nation koncentrirt sei, die Fürsten sammt Anhang gereizt und herausgefordert, — dieselben Fürsten, welche es dem Liberalismus ohnehin nicht verzeihen konnten, daß er im März ihr Retter gewesen war.

Vorausgesetzt, daß der im August wiedergestrammte Absolutismus, vorab der königlich preußische, überhaupt noch zu einem Kompromiß mit der so zu sagen „Revolution" geneigt war, mußte der Liberalismus so rasch als möglich so ein Kompromiß abschließen und folglich das deutsche Verfassungswerk von dem Luftboden einer souveränen Machtvollkommenheitstheorie auf die festere Basis der Vereinbarungspraxis hinüberstellen. Statt dessen beliebte es den Herren „Staatsmännern", das bislang gespielte ebenso alberne als unsittliche Doppelspiel weiter zu spielen. Sie wähnten, dadurch, daß sie sich den Anschein gaben — denn mehr als Schein und Schatten war es ja doch nicht — auf dem „Einzig und Allein" des Vorparlaments zu beharren, das Interesse der Massen für ihre, der Parlamentsmehrheit, Sache festzuhalten und dadurch den Höfen, Sakristeien, Kanzleien und sogar Kasernen zu imponiren. Auf der andern Seite wollten die Herren „Staatsmänner" bei jeder Gelegenheit sehen lassen, wie gut sie mit den Höfen, Sakristeien, Kanzleien und Kasernen standen, um dadurch den Massen zu imponiren. Und mit solcher jammer-

seligen Gaukelei und Schaukelei getraute man sich das Riesenwerk der Neugestaltung Deutschlands zu fördern, welches Werk im Hochsommer von 1848 schon ein hoffnungsloses geworden war.

Allein die souveränen Dünkelinge, welche von den beiden Großkophta's der Rückwärtserei, Radowitz und Schmerling, souverän gegängelt wurden, dämmerten, duselten und dahlten weiter im Nebel ihrer Staatsmännischkeit. Sicherlich hat die Welt nicht zum zweiten mal gesehen, daß so viele gescheite Männer mitsammen einen solchen Klumpen von Thorheit ausmachten. Die Offenbarungen dieser Thorheit versetzten Einen unschwer ins Innerste von Borneo. So z. B. wenn die Parlamentsmehrheit eilends auf die von der Gegenrevolution ausgesteckte Leimruthe einer beträchtlichen Vermehrung der stehenden Heere „behufs der Stärkung der nationalen Wehrkraft“ ging und dadurch der Reaktion 900,000 Soldaten zur Verfügung stellte. Am 15. Juli erhob das Parlament mit 303 gegen 149 Stimmen den hierauf zielenden Antrag des „Reichsministeriums“, dessen Hauptmacher Herr von Schmerling war, zum Beschluß. Diesem Beschlusse nachzukommen beeilten sich die Höfe. Als spät am Abend vom 15. Juli die Epopten der Rückwärtsmysterien aus ihrem Klubb heimgingen, hörte man einen — es war in der „mondhellen“ Schnurgasse — sagen: „Jetzt haben wir gewonnen, jetzt erdrücken wir mit 900,000 Armen die Revolution. Die Throne sind gerettet!“ — „Und die Altäre!“ fügte ein anderer hinzu.

2.

Die gewaltlose deutsche Centralgewalt ist von Anfang an ein lächerliches Möbel gewesen und nur um so lächerlicher, je weitschichtiger es konstruirt war. Der Herr Reichsverweser konnte höchstens

ein bißchen intrikeln, befehlen konnte er nicht. Denn womit wollte er sich denn Gehorsam erzwingen? Er war im Grunde eine mitleidswerthe Figur. Sein Bruder, der boshafte Tartuffe Franz, muß sich noch im Grabe darüber gefreut haben.

Zu Anfang Augusts vervollständigte der Reichsverweser sein Reichsministerium. Fürst Leiningen wurde Präsident, Herr von Schmerling bekam das Innere, der unzweideutige hamburger Advokat Heckscher das Auswärtige, General von Peucker den Krieg, Beckerath die Finanzen, Mohl die Justiz, Duckwitz den Handel. Diesen Herren wurde eine ganze Bande von „Unterstaatssekretären“ beigegeben: man hatte so viele gute Freunde zu belohnen — unter anderen auch die Herren Bassermann und Mathy — und die Reichskrippe war ja vorderhand gefüllt. Wie schamlos man noch im Hochsommer von seiten der Partei, welche die deutsche Bewegung verunschickt hatte, mit den zeitläufigen Phrasen handirte, bewies Herr von Schmerling, indem er seine Ministerschaft antrat mit der auf der Rednerbühne des Parlaments gegebenen Versicherung, daß „die Centralgewalt einstehen werde für die bürgerliche Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands“. Johann ohne Land ließ auch deutsche Reichsgesandte ausgehen in die Welt. Die kamen aber schön an, wo sie nämlich überhaupt ankamen! Der weiße Czar wollte von einem solchen Sendling überhaupt nichts wissen, in London trieb man mit dem „Reichsgesandten“ Herrn von Andrian höfliches, in Paris mit dem „Reichsgesandten“ Herrn von Raumer unhöfliches Gespötte. Zum Ueberfluß hatte Preußen in der Person des Generals von Willisen einen Extraagenten nach Paris geschickt, um den Schritten des Reichsgesandten entgegenzuwirken, und der arme Reichsprofessor Raumer ließ sich von seinem „Freunde“ Willisen an einem so armsdicken Narrenseil herumführen, daß die reichsprofessorgesandtschaftliche Naivetät rein unglaublich sein würde, falls nicht der Gesandte selber mit anerkennenswerth historischer Treue

sein Herumgeführtwerden geschildert und bezeugt hätte. Die ganze Summe der reichsgewaltlichen Diplomatik reduzirte sich auf eine Null, aber auf eine Null, welche weitbauchig genug war, die dicke Schmach der Annahme des Waffenstillstands von Malmö in sich aufzunehmen.

Derweil betrieb das Parlament als Hauptgeschäft die gründliche, gründlichere und gründlichste Drescherei des Idealstrohs der Grundrechte-Berathung, welche bekanntlich zu Ende gekommen ist, nachdem in Deutschland, wie überall in Europa, das dauerhafteste aller Grundrechte, die Gewalt, wieder obenauf war. Zwischenhinein trieb die Versammlung auch höhere und höchste Politik. Der Debattirklubb in Sankt Paul mußte sich doch auch an solchen Gegenständen üben, wie die Aufnahme Posens oder wenigstens der Hälfte von Posen in den deutschen Bund und der Waffenstillstand von Malmö gewesen sind. Der Humor davon war, daß die emsigen Redekunstbeflissenen glaubten oder auch sich anstellten, zu glauben, sie hätten über die in Rede stehenden Angelegenheiten ein entscheidendes oder gar d a s entscheidende Wort zu sprechen. Mit derselben Flügelkleidsunschuldmiene, womit der Reichsgesandte Herr Friedrich von Raumer in Paris vom Pontius zum Pilatus und vom Pilatus zum Pontius, d. h. vom Cavaignac zum Bastide und vom Bastide zum Cavaignac sich schicken ließ — welcher letztere an seinem Schreibtische sitzen blieb, „in Papieren kramend", wenn der deutsche Reichsgesandte zur Audienz bei ihm erschien — ja mit derselben Flügelkleidunschuldmiene hielten sich, und zwar noch im Juli und August, gar viele Insassen der Paulskirche für die Träger einer Machtvollkommenheit, welche etwa der des römischen Senats zur Zeit seiner Machthöhe gleichkäme.

Nachdem die polnische Insurrektion in Posen schon im Mai durch die preußischen Truppen niedergetreten worden, war die Verhandlung der posener Frage durch das deutsche Parlament zu Ausgang Juli's nur noch eine anachronistische Redeübung, um

deren Resultat sich die preußische Regierung entweder gar nicht oder jedenfalls nur soweit kümmern würde, als es ihr gerade paßte. Aber geredet mußte nun einmal sein. Dabei konnte es selbstverständlich nicht ausbleiben, daß die Debatte von der Frage, ob ein kleinerer oder größerer Theil von Posen, weil von Deutschen bewohnt, für deutsches Land zu erklären sei, alsbald zu der großen Frage von Polens Sein oder Nichtsein sich erhob. Die Linke, ihren Hauptsprecher Blum vorschickend, ging darauf aus, als Ergebniß der ganzen Verhandlung ein prinzipielles Verdikt zu Gunsten der polnischen Nationalität zu erwirken, eine späte Wortsühne so zu sagen für die Thatsünde der Vernichtung des polnischen Staats. Es gelang ihr nicht, obgleich ihr die beredte Stimme des einzigen in der Versammlung sitzenden Polen zu Hilfe kam, die Stimme des Priesters Janisczewski, dessen nicht weniger den Verstand als das Gefühl ansprechende, von der ganzen Glut polnischer Vaterlandsliebe durchwärmten und doch maßvoll-edel gehaltenen Beschwörungen einen tiefen Eindruck hervorbrachten. Dem Polen gebührt der erste Preis in diesem Redenturnier, welches am Grabhügel der lebendig eingesargten Polonia abgehalten wurde. Am nachdrucksamsten sprach gegen Polen und für die deutschen Interessen Herr Wilhelm Jordan, dessen Rede ein Salto war, womit er von der Linken zur Rechten hinübersprang, um am letzteren Orte die Bestallung eines „Marineraths" der deutschen Zukunftsmarine aufzulesen*). Einen großen Sturm erregte Arnold Ruge mit seinem bei dieser Gelegenheit gesprochenen: „Wir müssen wünschen, daß die Tyrannen

---

*) Herr Jordan hat nachmals seinen Sprung dichterisch zu rechtfertigen gesucht. Sein Mysterium „Demiurgos" (1852—54) ist eine dreibändige oratio pro domo in Versen. Es enthält eine Menge von wahrhaft glänzenden Stellen und ist auch als Ganzes von Bedeutung, indem es vortrefflich nachweis't, wie ein deutscher Idealiker zum Philister und ein deutscher Freigeist zum Pietisten wird.

der Italiener, die Tilly der neueren Zeit, die Radetzky geschlagen werden". Das Schwarzgelb im Sale brauſ'te wüthend auf und das Schwarzweiß zeterte getreulich mit. Für ein heiteres Intermezzo sorgte der Herr Fürst Lichnowsky, welcher als echtborussischer Junker mit der deutschen Grammatik auf gespanntem Fuße stand und das lapidarische Diktum von sich gab: „Das historische Recht hat kein Datum nicht." Die prinzipielle Entscheidung der Versammlung fiel gegen die Linke und gegen Polen aus. Der Schwerpunkt der ganzen Verhandlung lag augenscheinlich in der Annahme oder Verwerfung des von Schaffrath beantragten Wahrspruchs: „Die deutsche Nationalversammlung erklärt die Theilung Polens für ein schmachvolles Unrecht und sie erkennt die heilige Pflicht des deutschen Volkes, zur Wiederherstellung eines selbstständigen Polens mitzuwirken". Mit 331 Stimmen gegen 101 wurde diese Erklärung verworfen.

3.

Das Vorparlament hatte zu seiner Zeit edler entschieden (vgl. II, 1, S. 28). Damals hatte der Champagnerschaum der Märzbegeisterung noch geperlt; jetzt war die Bierhefe der gemeinen Wirklichkeit obenauf. Das ist immer der Verlauf der weltgeschichtlichen Bewegungen und Erhebungen: rein und schön geht zu Anfang der Stern der Zukunftshoffnungen auf, um schließlich in dem Sumpf der Lebensprosa kläglich zu erlöschen. Mit Idealpolitik beginnen die Revolutionen, aber, bald zur Erkenntniß gelangt, daß sie ihre Idee nicht zu verwirklichen vermögen, endigen sie mit stumpfer Hingabe an die Interessen einer egoistischen Realpolitik. Es ist ja dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und nicht weniger dafür, daß die

Völker nach Jahrtausenden noch so große Kinder sein werden, wie sie vor Jahrtausenden schon waren.

Hat einmal eine Partei sich auf die schiefe Ebene der Prinziplosigkeit gesetzt, so muß sie dieselbe hinabrutschen, um, am untern Ende angekommen, alles hinzunehmen, was die herrschenden Gewalten ihr bieten. Sie thut das, nennt es aber „mit Thatsachen rechnen“, mit denselben Thatsachen, welche sie mittels der eigenen Erbärmlichkeit möglich machte und herbeiführen half.

Die Abstimmung vom 27. Juli in Sachen Polens hatte gezeigt, daß die große Mehrheit des deutschen Parlaments mit der idealschönen Freiheitsfrage, wie sie im März gestellt worden, nichts mehr zu thun haben wollte. Die Linke mußte schon jetzt einsehen, daß es eine Thorheit, sich noch länger an dem paulskirchlichen Nationalschwatz zu betheiligen. Sie mochte jedoch hoffen, daß die Mehrheit, nachdem dieselbe den freiheitlichen Standpunkt aufgegeben hatte, wenigstens den Standpunkt der nationalen Interessepolitik standhafter vertheidigen, gemeinschaftlich mit ihr vertheidigen würde. Nichtillusionäre sagten freilich vorher, daß diese Hoffnung eine täuschende, indem das weitere Hinabrutschen der Majorität auf der besagten schiefen Ebene eine zwingende Nothwendigkeit sei. Der September brachte die traurige Bestätigung dieser Vorhersagung; denn er brachte die Abstimmung über den berüchtigten Waffenstillstand von Malmö, welchen von seiten des Parlaments anzuerkennen soviel hieß, als das mit so großbrockigen Phrasen proklamirte Recht Schleswig-Holsteins wiederum den Dänen preisgeben. Man bot der Mehrheit diese Schmach als vollendete Thatsache, und maßen „Staatsmänner“ nur mit Thatsachen rechnen, rechneten sie natürlich auch mit dieser, d. h. sie steckten, nachdem sie sich ein bißchen phraseologisch gespreizt hatten, die Schmach gehorsamst ein. Dieselben Leute, welche in der Polenfrage so berserkerisch mit dem „Schwerte Germania's“ gerasselt hatten, weil es so ungefährlich war, auf

dem Grab eines Volkes großhansig herumzutrampeln, dieselben Leute behielten jetzt das besagte Schwert wohlweislich in der Scheide, weil der König von Preußen merken ließ, sein geliebter Schwager Czar wollte es nicht haben, daß die schleswig-holsteinischen Rebellen noch länger gegen ihren legitimen Herrn und Gebieter, den Dänenkönig, unterstützt würden.

Das Motiv, welches den berliner Hof im April bestimmt hatte, Truppen nach den Elbherzogthümern zu senden, war längst hinfällig geworden. Die Armee hatte sich „rehabilitirt", was übrigens auch gar nicht nöthig gewesen wäre. Wenigstens war es höchst überflüssig in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bewohner Berlins und des gesammten preußischen Staats, welche den kurzen revolutionären Märzbierrausch schon lange ausgeschlafen hatten und zur ordonnanzmäßigen Stimmung königlich preußischer Unterthanschaft zurückgekehrt waren. Es ist nicht wahr, daß die im Juli ins Leben getretene „Kreuz-Zeitung" nur Ausdruck und Organ einer „kleinen, aber mächtigen Partei" gewesen. Sie war vielmehr Ausdruck und Organ des echten Borussenthums, welches sich wieder völlig auf sich selber besonnen, seine Märzverblüffung verwunden und das Schwarzweiß mit Bewußtsein dem Schwarzrothgold entgegengestellt hatte, d. h. das Preußenthum dem Deutschthum. Hunderttausende von „liberalen" Philistern, welche öffentlich über die Kreuzzeitungspartei schimpften, waren insgeheim der Fahne dieser Partei zugeschworen und, ohne es sich selber einzugestehen, eifrige Affiliirte des „Treubunds", welcher, in den höfisch-junkerlich-pietistischen Kreisen wurzelnd, an geschickter Thätigkeit und weitreichendem Erfolg alle populären Klubbs und Vereine mitsammen aufwog und bald weit überwog. Ganz natürlich! Die Treubündler wußten ganz bestimmt, was sie wollten: die Herstellung, Strammung und Straffung des Gottesgnadenthums, während die Klübbler und Vereinler fortfuhren, mit der demokratischen Phrasenstange im konstitutionellen Nebel herumzufahren. Eine feine

Schicksalsironie lag übrigens darin, daß die Servilen und Mucker genöthigt waren, zu ihren Reagitationszwecken der demokratischen Agitationsmittel, wie das Vereinswesen sie darbot, sich zu bedienen. Es war geradezu spaßhaft mitanzusehen, wie die heftigsten Feinde der Demokratie mit den Formen derselben hantirten.

Der Treubündelei mußte die Unterstützung der schleswig-holsteinischen „Rebellen" ein Gräuel sein. Die geheimen Oberen des Treubundes, die Mystiker und Mucker bei Hofe, hatten auch von vornherein dafür gesorgt, daß dieser Gräuel keine allzu großen Dimensionen gewänne. Ihre Bemühungen wurden von auswärtsher mächtig unterstützt. Der Neidhammel England erhob ein lautes Geblöke, daß, wenn die Elbeherzogthümer deutsch wären, Deutschland dazu kommen würde, ja müßte, eine Seemacht zu werden. Die Oligarchie, welche England regiert, die selbstsüchtigste Menschensorte, welche existirt, strengte sich nach Kräften an, diese Möglichkeit zu verhindern. Der Erzhumburger Palmerston ging, sobald es galt, Deutschland tückische Streiche zu spielen, Hand in Hand mit dem Czaren. Dieser, welcher die Ostsee für einen russischen See anzusehen gewohnt war, fühlte sich natürlich zum Schutzherrn Dänemarks berufen und war gar zärtlich um seinen dänischen Vasallen besorgt. Auch um seinen preußischen; denn daß Czar Nikolai seinen lieben Schwager Friedrich Wilhelm den Vierten durchweg auf Vasallenfuß behandelte, könnten nur Hofhistorici und Kronsyndici bestreiten wollen. Die czarische Diplomatie blies daher in Potsdam bald die sanfte Flöte freundschaftlicher Besorgniß und Warnung, bald strich sie den Brummbaß der Drohung, um dem Skandal einer Unterstützung der schleswig-holsteinischen Rebellion seitens der Krone Preußen ein Ende zu machen.

Auch den nicht eben großen Fleck, wo Friedrich Wilhelm gutmüthig war, wußten die Gegner besagter „Rebellion" geschickt zu treffen, indem sie dafür sorgten, daß all das Jammer-

und Zetergeschrei, welches die Geschäftsleute in den preußischen Ostseestädten und anderwärts über die Beeinträchtigung ihrer Interessen durch die dänische Kaperei erhoben, dem Könige zu Ohren kam, unterwegs natürlich noch zweckdienlich verstärkt und romantisch variirt, damit es den königlichen Ohren leichter einginge. Wie hätte ein so frommer und gutmüthiger Herr derartigen Beschwörungen widerstehen können? Er widerstand auch wirklich nicht, und was seine liberalen Strohmänner von „konstitutionellen" Ministern anging, so waren dieselben viel zu gute Preußen, um einen andern Willen haben zu wollen als ihr königlicher Herr. Außerdem konnte man ja, falls sich die Strohmänner etwa unangenehm machen wollten, über ihre Köpfe hinweg machenschaften, wie es der Mucker- und Mystikerklike beliebte.

4.

Wer in der Paulskirche und anderwärts nicht zu der heiligen Duselmannschaft gehörte, welche in Friedrich Wilhelm um jeden Preis und unter allen Umständen den dreimal sakrosankten deutschen Kaiser sehen wollte und darum schon jetzt alles von dieser Majestät Ausgehende als über allen Zweifel erhaben, als vollkommen gut und vollendet anerkannte, der hatte freilich schon im April und Mai über die preußische Kriegführung in den Herzogthümern bedenklich den Kopf schütteln müssen.

Der ganze Krieg verhielt sich zu einem wirklichen, wie der Marschall „Druff" zum Marschall „Vorwärts". Es war ein Scheinkrieg, welcher je nach den Schwankungen der königlichen Stimmung zu Potsdam eine ernstere oder weniger ernste Miene annahm. Wir dürfen wohl glauben, daß diese Komödie nicht

sehr nach dem persönlichen Geschmacke des Generals Wrangel gewesen ist. War in Berlin auf Andringen von seiten der frankfurter Parlamentsmehrheit, in welcher die Schleswig-Holsteiner, Dahlmann voran, eine gewichtige Stimme besaßen, die Erinnerung obenauf, daß nicht allein das preußische Ministerium, sondern Friedrich Wilhelm selber es öffentlich ausgesprochen hatte, die Ehre Preußens erforderte, daß der ihm von Deutschland übertragene Krieg gegen Dänemark energisch zu Ende geführt werden müßte, so erhielt Wrangel den Befehl, vorwärts zu gehen, gen Jütland und nach Jütland hinein. Verstummte dagegen diese Erinnerung vor dem Gemurmel christlich-germanischer Litaneien oder vor den Tönen der czarischen Flöte oder des czarischen Brummbasses, so ging dem preußischen General der Befehl zu: Rückwärts! Rückwärts! und unsern guten Freunden, den dänischen Feinden, ja nicht zu wehe gethan!

Es untersteht gar keinem Zweifel, daß dieses Nichtszuwehethun dem Marschall Wrangel schon bei seinem Abgange in die Herzogthümer eingeschärft worden sein mußte. Denn sonst wäre das Verhalten des preußischen Generals an jenem 23. April, wo das Dannevirke bei Schleswig von den Deutschen erstürmt, die Dänen geschlagen und zum Rückzuge genöthigt wurden, schlechterdings unerklärlich. Die deutsche Uebermacht war so beträchtlich, der Geist der Truppen so trefflich, daß es nur des guten Willens von seiten des Obergenerals bedurft hätte, um das gesammte dänische Heer aufzureiben oder zur Waffenstreckung zu zwingen. Allein Wrangel wollte nicht, durfte nicht wollen. Es windete zur Zeit gerade stark russisch in Berlin. Inmitten der Schlacht, als alles im besten Zuge war, ließ der Marschall Appell blasen und eine Gefechtspause von einer Stunde eintreten, sagend: „Ich will jetzt zu Mittag essen und ich will in Ruhe essen.“ Es wurde 3 Uhr Nachmittags, bis dieses wichtige Marschallsgeschäft beendigt war und dem Marschall „Druff“ die Lust anzukommen schien, die Dänen wieder etwas zu beunruhigen.

Sie standen zur Stunde mit ihrer Hauptmacht in und um Gottorf. Wrangel nahm eine lange Besichtigung der feindlichen Stellung mittels des Fernrohrs vor und sagte dann zu dem Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer, dem Befehliger der Schleswig-Holsteiner: „Ich denke, wir hören für heute auf.“ — „Excellenz, entgegnete der Prinz, werden mir verzeihen, wenn ich dagegen remonstrire, und zwar weil wir morgen früh dann gerade dasselbe zu wiederholen haben werden, was wir so eben glücklich ausführten. Die Stellung des Feindes ist, so lange er im Besitze des Schlosses Gottorf und der Hauptlandstraße bleibt, völlig so stark als die von ihm verlassene. Jetzt ist sie nicht gehörig besetzt und der Feind durch das heutige Gefecht erschüttert, wo hingegen unsere Truppen in gehobener Stimmung sind. Wenn Sie mir erlauben, die drüben aufgestellte Batterie zu vertreiben und den Thiergarten zu besetzen, dann muß das Schloß geräumt werden.“ — Worauf der Marschall „Druff“: „Nein, ich will für heute aufhören.“ Während dieses Gesprächs hatte sich die schleswig-holsteinische Kolonne schon zum Angriffe formirt, brannte darauf, vorzugehen, und fielen die Jäger bereits in einer Plänklerkette aus. Aber der Marschall „Druff“, dies wahrnehmend, sagte wiederum zu dem Prinzen: „Ich sage Ihnen, wir wollen aufhören. Verstehen Sie mir?“ In Folge dieses wrangel'schen Drauflosgehens konnten die Dänen am Abend ihre Stellung bei Gottorf räumen und ihren Rückzug gen Flensburg bewerkstelligen. Daß man „unsre guten Freunde die Feinde“*) entwischen lassen wollte, geht schon aus den Anordnungen zur Schlacht vom 23. April hervor. Sorgte man doch dafür, daß kaum die Hälfte der deutschen Truppen wirklich zum Schlagen kam. Am 24. sodann wäre es leicht gewesen, gleichzeitig mit den Dänen bei und in Flensburg anzukommen

---

*) „Viv' nos amis,
Nos amis les enn 'mis!“ Béranger.

und denselben ihre Artillerie abzunehmen; allein da hätte ja der Spaß des Scheinsiegs aufgehört und der Ernst des Seinkriegs angefangen. Zu berücksichtigen, daß ein solcher Scheinkrieg doch immerhin so vielen braven Männern nutzlos das Leben kostete, hieß natürlich der christlich-romantischen Frömmigkeit zu viel gesunden Menschenverstand und zu viel natürliches Gefühl zumuthen. Es mußte auch noch viel Wasser die Spree hinabschleichen, bis man in Berlin zur Einsicht kam, daß man anderswohin horchen müßte als nach Petersburg und London, so man Deutschland in Preußen aufgehen machen wollte.

Daß man mit vollem Bewußtsein die Scheinkriegsgaukelei in Scene gesetzt hatte, steht historisch fest seit Ende Juni's von 1848, allwo zu nicht geringer Ueberraschung und großem Leidwesen der Duselmänner in Sankt Paul die berüchtigte wildenbruch'sche Note vom 8. April in englischen, französischen und deutschen Zeitungen erschien, wohin sie vielleicht durch dänische Veranstaltung den Weg gefunden oder noch wahrscheinlicher durch englische, in Folge einer Anwandelung Lord Palmerstons, dem berliner Hofe wieder mal eine Probe von palmerston'schen „Tricks" zu geben. Genug, es kam zu Tage, daß die preußische Regierung das bekannte Axiom, die ehrlichste Politik sei die beste, folgendermaßen interpretirt habe. Während sie öffentlich die Kriegführung in den Elbherzogthümern als eine nationale Pflicht und Nothwendigkeit übernommen hatte, war sie zugleich im Geheimen bemüht gewesen, an den Hof von Kopenhagen die Versicherung gelangen zu lassen, daß die Sache nicht so ernst gemeint sei. Vor ihren nach Holstein marschirenden Truppen her sandte sie einen geheimen Agenten, den Herrn Major von Wildenbruch, welcher beauftragt war, Sr. Majestät von Dänemark auseinanderzusetzen, daß Preußen der Aufforderung von seiten des deutschen Bundes, in den Herzogthümern zu interveniren, unmöglich sich habe entziehen können, daß es aber, falls Dänemark Vernunft annähme, seinerseits alles thun wollte und würde, um

die Streitfrage zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark zu einem billigen Ausgleiche zu bringen.

Der kopenhagener Hof nahm aber keine Vernunft an, konnte auch keine annehmen, maßen er von der „eiderdänischen“ Partei beherrscht wurde, welche Krieg schnaubte und von nichts wissen wollte als von einer gewaltsamen Niederwerfung der schleswig-holstein'schen „Rebellen“. Das dänische Kabinett bedeutete daher den Herrn von Wildenbruch, mit seinen preußischen Vermittelungsvorschlägen hinzugehen, von woher er gekommen. Das war für den Geheimgesandten der Großmacht Preußen noch nicht dänischgrob genug. Er hatte Befehl, nachdem ihm der dänische Minister des Auswärtigen auf die rechte Wange geschlagen, nun auch noch die linke hinzuhalten. Es haugwitzelte eben damals bedenklich in Berlin und man trieb daselbst wieder einmal Politik nach dem Muster von 1805—6. Man wollte da etwas und dort etwas und that überall nur Halbes. Wenn das preußische Kabinett befürchtete, durch ein ernstes und entschiedenes Anfassen der schleswig-holstein'schen Sache eine europäische Koalition gegen sich heraufzubeschwören — welche Furcht übrigens nur ein sehr leicht zu bannendes Tagesgespenst war — so konnte es ja das Anfassen überhaupt bleiben lassen. Es hat ja durch die Art und Weise seines damaligen Anfassens und Wiederfahrenlassens doch nur Unheil über die Herzogthümer gebracht.

Die Note, welche Herr von Wildenbruch am 8. April von Sonderburg aus an Se. Excellenz den königlich dänischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten richtete, läßt keinen Zweifel über die wirklichen Absichten aufkommen, welche den berliner Hof leiteten, als er in Schleswig-Holstein intervenirte. „Preußen — heißt es in diesem merkwürdigen Aktenstücke — wünscht vor allen Dingen die Herzogthümer ihrem König-Herzog zu erhalten und ist gleich weit entfernt davon, seinem eigenen Interesse oder dem Ehrgeize dritter Personen dienen zu wollen.

Einzig der Wunsch, die radikalen und republikanischen Elemente Deutschlands zu verhindern, sich unheilbringend einzumischen, bewog Preußen zu den gethanen Schritten. Das Einrücken preußischer Truppen in Holstein hatte den Zweck, das Bundesgebiet zu sichern und zu verhindern, daß die republikanischen Elemente Deutschlands, an welche die Herzogthümer als letztes Mittel der Selbsterhaltung hätten appelliren können, sich der Sache bemächtigten." Das also war des Pudels Kern? Die lächerliche Angst vor dem Schatten eines Schattens war die „deutsche", war die „nationale" Politik Preußens! Nicht zum Schutze der von seiten Dänemarks brutalisirten Schleswig-Holsteiner, nein, sondern um „vor allen Dingen die Herzogthümer ihrem König-Herzog", dem Dänenkönig, „zu erhalten", hatte sich Preußen bewaffnet aufgemacht. Gewiß, der arme Marschall „Druff" oder vielmehr Nichtdruff, sowie seine Offiziere und Soldaten waren tief zu beklagen, daß sie dazu verdammt gewesen, durch ihren Feldzug nur einen Kommentar zu dem kläglichen Text der wildenbruch'schen Note zu liefern. Wäre ein Mann an der Spitze des preußischen Staates gestanden, so würde ihnen dieses traurige Geschäft erspart worden sein.

Im Uebrigen darf und soll nicht verschwiegen werden, daß die Bevölkerung der Herzogthümer, wie viel guter Wille und braver Muth insbesondere in der Jugend vorhanden war, für ihre Befreiung bei weitem nicht that, was sie thun konnte. Zu einem guten Theil war an diesem Nichtgenugthun die offenkundige Unfähigkeit und Kraftlosigkeit der Leute schuld, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger auf die Stühle der provisorischen Regierung gesetzt hatte; zu einem größeren Theile aber noch das Bauernphlegma und der Bauerngeiz, welche jeder unbefangene Beobachter als Merkmale des schleswig-holsteinischen Volkscharakters wird erkennen müssen. Dieser Volkscharakter ist jedes Antriebs zu großen Entschlüssen, kühnen Wagnissen und schweren Opfern aus sich heraus bar und ledig. Solchen norddeutschen

Bauernnaturen, wie sie nun einmal im Laufe der Zeit geworden sind, wird es nicht im Traume einfallen, von sich aus und selbstständig vorzugehen. Sie erwarten alle Impulse von oben herab, sie müssen und wollen kommandirt werden. Die Mitglieder der Regierung waren aber Kommandanten daß Gott erbarm', den einzigen Theodor Olshausen ausgenommen, welcher ja unter seinen konservativen und viertelsliberalen Kollegen nicht aufkommen konnte. Er war und blieb unter den Leitern der halben, lahmen und lauen Schleswig-Holsteinerei der einzige Charaktermann.

Alle Veranstaltungen der Regierung hatten einen kleinlichen, bäuerisch-knauserigen Zuschnitt. Die Schweizer haben dafür das treffliche Wort knorzig. Ja, es war eine stümperhafte Knorzerei von A bis Z. Was wollte denn das sagen, daß man höchstens 2 Prozent der Bevölkerung unter die Fahnen rief? Durfte man denn einem Volke, das um seine nationale Selbstständigkeit und politische Unabhängigkeit kämpfen sollte, nicht mehr zumuthen? Mit Recht hat man gegenüber solchem Geknorze daran erinnert, daß Preußen, das zerrissene, arme, ausgesogene, ausgepreßte Preußen i. J. 1813 nicht weniger als 5 Prozent seiner Bevölkerung unter Waffen stellte. Und wie verschwindet vollends die vielbesungene Schleswig-Holsteinerei, wenn man sie an Hingebung, Opferfreudigkeit, Verachtung des Todes und Schlimmeren als des Todes mit den Insurrektionen Polens vergleicht, vorab mit der von 1863! Alles Leid, welches die Dänen den Bewohnern der Elbherzogthümer angethan, ist nur ein Flämmchen Fegfeuer im Vergleich mit der Hölle voll Weh, Wuth und Verzweifelung, zu welcher der Czarismus Polen gemacht hat, und die Kämpfe der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen verhalten sich zu denen der Polen gegen die Moskowiter, wie ein Feldmanöver sich zu einer Feldschlacht verhält. Auch die Ungarn sind in der Zeit von 1848—49 mit ihrem Gut und Blut ganz anders verschwenderisch gewesen als die schleswig-

holsteinischen Edelleute und Bauern. Selbstverständlich soll mit alledem kein Tadel ausgesprochen, sondern nur eine Thatsache konstatirt werden, — eine Thatsache, welche wohl geeignet wäre, Schwachköpfen von Deutschdümmlern zu zeigen, daß sie gutthäten, ihr Schmeichelsüßholz etwas weniger häufig der Nation vorzuraspeln.

5.

Sogar ein Scheinkrieg hatte ausgereicht, im April die Dänen aus Schleswig wegzufegen, und im Mai stand Wrangel in Jütland. Das Festland war demnach für Dänemark verloren; aber es dachte keineswegs an Nachgiebigkeit und die von seiten des deutschen Bundestags halb und halb angekündigte Absicht, Schleswig zum deutschen Bunde zu schlagen, bot den Feinden Deutschlands, welche der kopenhagener Hof immer dringender um Hilfe anging, bot in erster Linie Rußland und Schweden, in zweiter England eine formale Handhabe zur Einmischung. Rußland und Schweden verschritten sofort zu offenen Drohungen, ja zu drohenden Handlungen. Die erstere Macht rüstete geräuschvoll und kündigte das Erscheinen einer russischen Flotte in der Ostsee an, die zweite ließ schon am 9. Mai durch ihren Gesandten in Berlin erklären, sie werde den Dänen ein Hilfskorps zusenden, sammelte Truppen bei Malmö und schiffte an 5000 Mann nach der dänischen Insel Fühnen herüber.

In Berlin regierten kein großer Kurfürst und kein großer König, sondern nur ein schwachherziger Romantiker und impotente Märzminister. Es wäre daher eine schreiende Unbilligkeit gewesen, von solchen Kräften zu verlangen, daß sie die allerdings schwierige und gefährlich aussehende Sachlage bewältigten.

Davon konnte um so weniger die Rede sein, als ja Dänemark, Rußland, Schweden, England und wer sonst noch Deutschland feindwar, am höfisch-christlichen Germanenthum einen eifrigen und mächtigen Verbündeten hatten, welcher den Untergang der schleswig-holsteinischen „Rebellion“ von ganzem Herzen herbeiwünschte, obzwar ein näheres Zusehen sofort hätte klarmachen müssen, daß die Sache der Herzogthümer, weit entfernt, eine revolutionäre zu sein, vielmehr eine durch und durch konservative war. Es wurde demnach zum Rückzug geblasen, und maßen Lord Palmerston begreiflicherweise das Erscheinen einer russischen Flotte im Belt und einen langwierigen Kriegstrubel um die Ostsee herum für mit den englischen Interessen nicht sehr verträglich ansehen mußte, so verhandelte er eifrig mit dem preußischen Gesandten, um Preußen eine nicht gar zu unehrenhafte Rückzugsbasis gewinnen zu helfen. Der Lord kam endlich mit Herrn von Bunsen überein, daß als Voraussetzung von Friedensunterhandlungen die Räumung nicht nur Jütlands, sondern auch Schleswigs von seiten der deutschen Truppen stattfinden und als Friedensgrundlage die Abtrennung des südlichen (deutschen) Schleswigs vom nördlichen (dänischen) angenommen werden sollte. Die preußische Regierung theilte diese Vereinbarung dem damals noch amtenden Bundestage mit und dieser trat mit etwelcher Verklausulirung derselben bei.

Alsbald begann Wrangel seinen Rückzug, die Bewohner der deutschen Bezirke von Nordschleswig der dänischen Rache preisgebend. Am 28. Mai stand er bereits rückwärts in Flensburg. Weil nun der Starke muthig zurückwich, ging der Schwache frech vor. Die Dänen hatten kaum wahrgenommen, daß und wie der berliner Hof durch russische, ja sogar durch schwedische Drohungen sich einschüchtern ließ, als sie gegen Preußen und Deutschland in einer so übermüthigen, höhnischen und herausfordernden Manier auftraten, auftreten durften, daß alle Welt mit Händen greifen konnte, die deutschen Fürsten und

Völker seien die gutmüthigsten Menschen unter dem Himmel und auch die besten Christen, welche getreulich ihres hochgeliebten loyalen Doktor Luthers Lehre befolgten: — „Ein Christ ist ganz und gar Passivus, der nur leidet; der Christ muß sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, geduldig schinden und drücken lassen." Dänemark verwarf die von England zuwegegemachte, von Preußen und dem deutschen Bund angenommene Unterhandlungsbasis und stellte seinerseits eine auf, deren Annahme von seiten Deutschlands mit dem Aufgeben der Herzogthümer gleichbedeutend gewesen wäre. Noch angesichts der zur Eider zurückweichenden preußischen Armee begannen die derselben folgenden Dänen in Schleswig gegen die Deutschen allerhand Brutalitäten, welche freilich unter weniger guten Christen und Lutheranern etwas ganz anderes hervorgerufen hätten als die Absendung einer Klage- und Bittgesandtschaft an die Insassen der Schwatzbude von Sankt Paul. Die provisorische Regierung der Herzogthümer benahm sich in dieser Krisis noch jämmerlicher, als ihrer Zusammensetzung nach von ihr erwartet werden mußte, was doch viel sagen will. Nirgends, weder von seiten der Regierung, noch von seiten des Volkes, auch nur ein ernstlicher Anlauf, auf die eigene Kraft sich zu stemmen, nicht der Schatten eines Schattens vom „furor teutonicus". Da waren denn doch die alten Ditmarsen ganz andere Kerle gewesen. Auch die Regierung schickte eins ihrer Mitglieder als Bittgesandten nach Frankfurt. Die Unfähigkeit und Thatkraftlosigkeit gingen bei der Ohnmacht betteln.

Die Art und Weise, wie das deutsche Parlament die also vor sein Forum gebrachte schleswig-holsteinische Sache anfaßte, mußte jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdringen, daß aus der Paulskirche nie etwas anderes hervorgehen würde als phraseologischer Dunst und Tiftel. Was wäre aus Frankreich geworden, wenn 1792—93 in der Manége bei den Tuilerien nicht andere Leute gesessen hätten, als 1848—49 in Sankt Paul

faßen? Der Parlamentsausschuß für völkerrechtliche und internationale Verhältnisse — schon in derartigen kanzleischnörkelhaften Benamsungen liegt eine ganze Charakteristik der Paulskirchelei — brachte auf Anregung der schleswig-holsteinischen Sendlinge am 3. Juni durch seinen Sprecher Dahlmann einen Wasch-mir-den-Pelz-aber-mach'-ihn-nicht-naß-Antrag ein, über welchen dann mit aller Gemüthlichkeit am 8. und 9. Bericht erstattet und gerednert wurde. So ungeheuer gründlich, daß sich vor Ungeduld die Balken hätten biegen sollen. Der Doktrinarismus erging sich breitspurigst und die Kathedrarier waren fürchterlich. Wenn hierbei überhaupt hätte Heiterkeit aufkommen können, müßte es geschehen sein, als Herr von Schmerling, derzeit noch Präsident des Bundestags und baldigst Reichsminister, seiner „sittlichen Entrüstung" über die „zweideutige Diplomatie" im Allgemeinen und über die elende, „strafbare" Weise, womit der Bundestag früher die schleswig-holsteinische Angelegenheit behandelt hatte, im Besonderen von der Rednerbühne herab Ausdruck gab, schließlich erklärend, daß er „nur eine Pflicht der Regierungen kenne, die Pflicht, die Interessen der Völker mit aller Kraft zu vertheidigen". In der Debatte und Beschlußfassung kam wieder die ganze Zwitterhaftigkeit der deutschen Bewegung vom Jahre 1848 kläglich zu Tage: — auf der einen Seite der juckende Kitzel, einmal etwas Rechtes oder überhaupt nur etwas zu thun; auf der andern das beelendende Gefühl, nichts zu können, und das noch mehr beelendende, nicht einmal recht wollen zu können. Der deutsche Doktrinarismus verhielt sich zu der That, wie in Puschkins „Springquell von Bachtschißarai" der Eunuch zur Odaliske. Der Antragsteller Dahlmann stellte die richtige Prämisse auf: „Wenn in der schleswig'schen Sache nicht geschieht, was recht ist, so ist der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen;" aber eine richtige Schlußfolgerung daraus zu ziehen wagte er nicht, sondern nur „in alter deutscher Bescheidenheit" — („„Bescheidenheit die schönste Zier, doch kommt man weiter

ohne ihr"") — Lendenlahmes zu beantragen. Das lange Gerede nahm dann ein jämmerliches Ende. Herr Waitz hatte den Antrag gestellt: „Die deutsche Nationalversammlung anerkennt die schleswig'sche Sache als eine zu ihrer Wirksamkeit gehörende Angelegenheit deutscher Nation; sie beschließt, daß energische Mittel zur Fortführung des Krieges ergriffen werden, und endlich, daß die Genehmigung des abzuschließenden Friedens der Nationalversammlung vorbehalten werde." Dieser von einem höchst konservativen Reichsprofessor gestellte Antrag war aber der Mehrheit noch nicht zahm und nichtssagend genug. Sie nahm daher nur den ersten, den reinphrasenhaften Theil desselben an, verwarf jedoch den zweiten, der möglicher Weise zur Möglichkeit einer That hätte führen können, mit nicht weniger als 275 gegen 200 Stimmen. Die Leiter der Majorität wußten natürlich sehr wohl, daß der berliner Hof den Scheinkrieg in den Herzogthümern nur begonnen hatte, um, wildenbruchisch zu sprechen, dieselben „ihrem König-Herzog zu erhalten". Mit diesem Beschlusse gab das Parlament die schleswig-holsteinische Sache auf und stellte dieselbe der Willkür des Zufalls, d. h. der potsdämischen Staatsromantik anheim.

Diese erhielt in dem Ministerium Hansemann-Auerswald, welches zu Ende Juni's aufkam, ein noch gefügigeres Rückwärtserei-Werkzeug, als sie in dem abgetretenen Ministerium Kamphausen besessen hatte, und zögerte demzufolge nicht lange mehr, dem „revolutionären Skandal" in den Elbherzogthümern zu Gunsten des Dänenkönigs ein Ende zu bereiten. Hatte doch dieses „Skandal" inzwischen Miene gemacht, sich auf eigene Füße zu stellen und in einer Weise vorzugehen, welche deutlich genug zeigte, daß, falls die provisorische Regierung sattsam Verstand und Willen gehabt hätte, die Kräfte der Herzogthümer flüssig zu machen und zu verwenden, die Schleswig-Holsteiner der dänischen Macht wohl hätten die Stange halten können. Am 7. Juni geschah unter Führung des aus Baiern gekommenen

Majors von der Tann die glänzendste deutsche Waffenthat des Feldzugs. Der tann'sche Freiharst überfiel bei Hoptrup ein fünffach stärkeres dänisches Linientruppenkorps und warf dasselbe in panischen Schrecken und in die Flucht. Zweiundzwanzig Tage später fochten auch die schleswig-holsteinischen Regulären bei Hadersleben tapfer und glücklich und zwangen die Dänen zum Rückzug nach Jütland.

Der deutsche Angriff auf Hadersleben hing aber mit den diplomatischen Verhandlungen so zusammen. Lord Palmerston fand die Anwesenheit eines von dem Großfürsten Konstantin befehligten russischen Geschwaders auf der Rhede von Kopenhagen sehr unbequem. Als der Großfürst gar noch allzu deutlich merken ließ, daß es ihn heftig gelüstete, sich mit seinen Schiffen des prächtigen Hafens von Kiel zu bemächtigen, mußte ihm der englische Gesandte in Kopenhagen erklären, England betrachte jede Berührung schleswig-holsteinischen Gebiets durch die Russen als einen Kriegsfall. Derselbe Gesandte gab dann bei der dänischen Regierung die Erklärung ab, daß England in Festhaltung der von ihm aufgestellten Unterhandlungsbasis die Räumung Schleswigs seitens der Dänen fordere. Zur gleichen Zeit drückte die englische Diplomatie auch in Berlin die Ansicht durch, man müßte, um die Dänen zum Frieden geneigt zu machen, denselben wieder etwas Ernst zeigen und demnach Schleswig abermals von ihnen säubern. Das zu thun, erhielt hierauf der inzwischen unthätig bei Flensburg gestandene preußische Marschall Befehl. Er setzte sich nordwärts in Bewegung, schickte die schleswig-holsteinischen Truppen voran und diese schlugen, wie gemeldet, die Dänen bei Hadersleben am 29. Juni. Das in alledem offenkundig gewordene zeitweilige Herüberneigen Englands auf die deutsche Seite mußte denn doch die Freunde und Freundinnen des Dänenkönigs am Hofe von Potsdam mahnen, ihre widerschleswig-holsteinischen Antipathien etwas hintanzuhalten. Auch das Ministerium Hansemann fühlte das Mißliche,

seine Laufbahn mit einem augenscheinlichen Verrath an Deutschland zu beginnen. Der Starke, obzwar unmuthig, that sogar so, als wollte er wieder einen Schritt vorwärts thun und wirklich und wahrhaftig die deutsche Nation zur Behauptung ihrer Ehre und Würde aufrufen. Das war aber, wie bald klar werden sollte, ein richtiges „Man-so-thun“.

6.

Zugleich mit dem Befehl an Wrangel, wieder nordwärts vorzugehen, hatte das berliner Kabinett den Grafen Pourtalès nach Schweden gesandt mit Vorschlägen zu Unterhandlungen, auf welche der stockholmer Hof bereitwillig einging, da er gar wohl wußte, daß alle nicht bloß phantasirenden, sondern auch denkenden Bewohner des armen Landes der Betheiligung an einem kostspieligen, im Interesse des Phantasiebildes eines Großskandinaviens zu unternehmenden Kriegsabenteuer entschieden abgeneigt waren. Preußens Vorschläge trugen überdies so sehr die Färbung der „alten deutschen Bescheidenheit“, daß Schweden seine Zustimmung unschwer geben konnte. Mit dieser Zustimmung begab sich Herr von Pourtalès von Malmö zum Marschall Wrangel, um diesen seitens der preußischen Regierung aufzufordern, mit den Dänen über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Der Marschall, welchen das ewige „Vorwärts!“ nein, „Rückwärts“, wieder „Vorwärts“ und abermals „Rückwärts!“ sehr unwirsch gemacht haben mußte, kam dieser Aufforderung übellaunig nach und demnach wurden zu Bellevue bei Kolding Unterhandlungen eröffnet, während gleichzeitig auch zu Malmö und London unterhandelt ward. Es sprach in diesem Wirrsal von diplomatischem Krimskrams alles und jedes mit,

ausgenommen die Ehre Deutschlands, welches ideologische Ding man selbstverständlich nicht zu Worte kommen ließ.

Am 19. Juli hatte man zu Bellevue einen vorläufigen Entwurf zum Waffenstillstandsschluß vereinbart. Jetzt machte aber Preußen die Schwenkung, zu erklären, mit der Einsetzung der deutschen Reichsverwesung sei sein vom Bundestag ausgestelltes Mandat, die deutsche Sache in den Herzogthümern zu führen, erloschen und folglich könne der Waffenstillstand nur mit Genehmigung des Reichsverwesers zum wirklichen Abschlusse kommen. Es bedarf keiner eingehenden Erörterung, daß dieser preußische Schachzug in einer Stunde gethan wurde, allwo in der potsdamer Staatsromantik gerade wieder momentan jene Märzstimmung obenauf war, welche das Aufgehen Preußens in Deutschland proklamirt hatte. Natürlich war am Tage darauf diese Stimmung schon wieder umgestimmt. Die Feinde Deutschlands wußten auch recht gut, was von solchen heroischen Anläufen der preußischen Diplomatie zu halten sei, und richteten nach diesem ihrem Wissen ihr Handeln ein.

Dänemark gab sofort die Erklärung ab, auf den Vorbehalt einer Genehmigung oder Verwerfung des Waffenstillstands durch den Reichsverweser ließe es sich gar nicht ein. Schweden blies in dasselbe Horn, sagend, es hätte seine Vermittelung in der Sache nur Preußen angeboten, nur mit diesem sei unterhandelt worden, nur mit diesem wäre ein Abschluß möglich. Schlimmer war, daß Lord Palmerston zur Abwechselung den englischen Spieß wieder einmal gegen Deutschland drehte, indem er am 25. Juli in Berlin erklären ließ, England würde sich jeder weiteren Vermittelungsthätigkeit enthalten und von den Verhandlungen ganz zurückziehen, so Preußen neue Weiterungen machte und die ganze Angelegenheit nicht beförderlich zu einem befriedigenden Abschlusse brächte. Sogar der zeitige Diktator der französischen Pseudorepublik, Holzkopf Cavaignac, fand sich bemüssigt, in Berlin andeuten zu lassen, daß Frankreich sich

veranlaßt sehen könnte, für seinen alten Alliirten Dänemark einzutreten.

Und siehe, es residirte kein großer Fritz in Sanssouci, sondern Friedrich Wilhelm der Vierte.

Das preußische Kabinett begehrte vom Reichsverweser die Vollmacht, einen Waffenstillstand mit Dänemark abzuschließen. Der Reichsverweser gab diese Vollmacht, jedoch mit der Klausel, daß während des Waffenstillstands in den Herzogthümern die von der provisorischen Regierung ausgegangenen Gesetze und Verordnungen in Kraft bleiben sollten. Mit dieser Vollmacht versehen, reis'te der preußische General von Below am 12. August von Berlin nach Malmö, um den Waffenstillstand abzuschließen. Die deutsche Reichsverwesung schickte, weil sie doch auch so zu sagen mitdabeisein wollte, ihrerseits den Unterstaatssekretär Max von Gagern nach Malmö; allein derselbe kam nicht weiter als bis Rendsburg, wo er sattsam Zeit hatte, über die Bedeutung eines Unterstaatssekretärs der deutschen Centralgewalt nachzudenken. Der Geniestreich, welchen Herr Heinrich von Gagern mit seinem „kühnen Griff" gemacht hatte, einen östreichischen Erzherzog zum Reichsverweser zu greifen, zeigte sich überhaupt im ganzen Verlaufe der schleswig-holsteinischen Angelegenheit in seinem Vollglanze. Der östreichische Reichsverweser besaß nicht guten Willen und Einfluß genug, um die wiener Regierung zu vermögen, in dieser Sache wenigstens einigen Anstand zu beobachten. Während Deutschland mit Dänemark Krieg führte und die Dänen deutsche Schiffe kaperten, blieb die östreichische Regierung mit Dänemark in freundschaftlichen Beziehungen und hatte nicht einmal so viel Schicklichkeitsgefühl, ihren Gesandten aus Kopenhagen abzurufen oder dem dänischen Gesandten in Wien seine Pässe zu geben. Selbstverständlich weigerte sich auch Oestreich, sein bundesgesetzliches Truppenkontingent zu stellen, als die Reichsverwesung sich den ephemeren Anschein gab, einen deutschen „Reichskrieg" gegen Dänemark und dessen Verbündete führen zu wollen.

Bei den Unterhandlungen in Malmö stellte sich zuvörderst heraus, daß Preußen und Deutschland, welchem Oestreich jede Hilfe versagte, allein stehen würden, falls der Krieg seinen Fortgang haben sollte. Rußland und Schweden hatten in diesem Falle den Dänen thatsächliche Hilfeleistung bestimmt zugesichert. England und Frankreich ihrerseits hatten wenigstens eine drohend widerdeutsche Haltung angenommen. Preußen war daher, soviel ist gewiß, zu Malmö nicht auf Rosen gebettet.

Und siehe, es residirte in Sanssouci kein großer Fritz, sondern Friedrich Wilhelm der Vierte.

Demnach wich der Starke muthig zurück, immer weiter zurück. Das schwache Dänemark blies die Backen auf und diktirte die Waffenstillstandsbedingungen, die von allem, was Preußen und Deutschland früher gefordert hatten, so ziemlich das Gegentheil waren. Von dem Vorbehalt einer Ratifikation des Waffenstillstands durch den Reichsverweser wollten die Dänen nichts wissen und die Preußen gaben auch hierin nach. Am 26. August kam der Abschluß zustande. Der Waffenstillstand sollte 7 Monate währen, also gerade für eine Zeit, in welcher die Dänen mit ihrer Flotte wenig oder nichts ausrichten konnten. Kraft der übrigen Bedingungen wurden in der That „die Herzogthümer ihrem König-Herzog erhalten" und konnte sich demnach der berliner Hof über seine in Malmö gespielte Rolle damit trösten, daß er ja daselbst erreicht habe, was er von Anfang an gewollt. Alle seit dem 17. März durch die provisorische Regierung erlassenen Gesetze und Verordnungen sollten null und nichtig sein und diese Regierung selbst einer andern Platz machen, welche für die Dauer des Waffenstillstands durch Dänemark und Preußen gemeinsam aus Eingeborenen bestellt und von dem Grafen Karl von Moltke, welcher Herr mit dem Herrn von Scheel-Plessen um die Palme des Verhaßtseins in den Herzogthümern stritt, präsidirt sein sollte. Die Insel Alsen sollte von den Dänen, ein Theil Holsteins von deutschen

Truppen besetzt gehalten werden. Alle Schleswiger müßten sofort aus der schleswig-holsteinischen Armee ausscheiden.

Da man mit einigem Grund besorgt hatte, die zur Zeit in Kiel tagende, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene schleswig-holsteinische „Landesversammlung“ könnte der Annahme und Durchführung des Waffenstillstandes Schwierigkeiten bereiten oder wohl gar die schmähliche Machenschaft ganz verwerfen, so hatte man mittels einer preußischen Intrike, zu deren Durchführung der Herr „Reichsminister“ Heckscher sich hergab, dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt. Er beauftragte den in Rendsburg unterstaatssekretärliche Maulaffen feilhabenden Herrn Max von Gagern, der schleswig-holsteinischen Regierung vorzuplauschen, es sei höchst räthlich, für die Landesversammlung eine „kurze“ Vertagung eintreten zu lassen, weil „die Beschlüsse derselben möglicher Weise den Stand der Dinge, wie er bei der Einleitung der Unterhandlungen (in Malmö) vorliege, leicht ändern könnten“. Von der provisorischen Regierung konnte man, so, wie sie war, erwarten, daß sie bereitwillig auf diesen Schwindel eingehen würde. Sie empfahl, gegen den Einspruch Olshausens, der Landesversammlung, sich zu vertagen, worauf der Genannte aus der Regierung austrat mit der Erklärung: „Meine Rolle hier ist ausgespielt. Die Akte, welche jetzt zu unterzeichnen sind, werden meinen Grundsätzen zuwiderlaufen und dem Lande zum Unsegen sein.“ Auch so ein steifnackiger „Prinzipnarr“, wie unsere Zeit sie nicht brauchen kann. Spricht von „Grundsätzen“ und handelt sogar darnach; weg mit ihm! Die schleswig-holsteinische Landesversammlung, welche keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, ließ sich durch die jämmerliche Regierung mitverjämmerlichen. Sie beschloß ihre Vertagung: das Land war glücklich mundtodt gemacht.

7.

Am 1. September ging eine erste Sage vom Abschluß und Inhalt des malmöer Waffenstillstands in der Paulskirche um. Bestimmtes wollte auch das „Reichsministerium“ noch nicht wissen. In der Stadt Frankfurt und ihrer Nachbarschaft regten die Gerüchte von der „Schmach von Malmö“ die Massen beträchtlich auf. Der Volksinstinkt fühlte ganz richtig, daß damit „der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen sei“. Leider hat es der mit Recht empörte Masseninstinkt zu weiter nichts gebracht als zu einer ungeheuren Dummheit. Die guten Deutschen werden im Revolutionmachen allzeit wahre Bönhasen sein. Sie können es in diesem Geschäfte allenfalls nur zu etwas bringen, wenn ein König sie dazu und dabei kommandirt. Das Jahr 1866 hat hierfür den Beweis beigebracht.

Wenn jemals etwas geeignet war, eine ganze Nation wie einen Mann aufspringen zu machen, um mit dem Schwerte, mit dem Dreschflegel, mit dem Messer in der Faust Protest einzulegen, so war es das schmachvolle Preisgeben der Schleswig-Holsteiner durch den malmöer Waffenstillstandsschluß. Hunderttausende, ja wohl Millionen von deutschen Sängerkehlen hatten seit Jahren das „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ — hergeleiert, jetzt aber, wo es einmal statt des Geleiers und Toastschoppenstechens einer That, einer Anstrengung, eines Opfers bedurfte, da blieben die singenden und schoppenstechenden Hunderttausende und Millionen deutschgemüthlich zu Hause und gebar der kreisende Berg des nationalen Zornes nur eine garstige Maus: den frankfurter Septemberputsch, dessen spottwohlfeile Niederwerfung der Rückwärtserei auch den Muth gab, alles energische Handeln der schleswig-holsteinischen Landesversammlung und Bevölkerung, wozu sich dieselben auf die erste Kunde von den Waffenstillstandsbedingungen ermannen zu wollen

schienen, zu verhindern und vereiteln. Deutschland hat durch seine bei dieser Gelegenheit gezeigte Haltung, d. h. Nichthaltung die Richtigkeit des Erfahrungssatzes, daß alle Civilisation etwas Entnervendes habe, auf's neue erwiesen. Hat sie es vollends zu einer gewissen Verallgemeinerung des Nationalwohlstandes gebracht, so wird sie in der Regel identisch mit Verphilisterung. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Deutschen „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung“ nicht tapfer für Schleswig-Holstein eingestanden wären. Aber die hohe obrigkeitliche Bewilligung wurde versagt und folglich steckte Germania die Schandepistel von Malmö treuunterthänigst an den Spiegel.

Was die Mehrheit in der Paulskirche anging, so führte sie sich bei diesem Anlaß gerade so auf, wie jeder Nichtvertrauensduseler von ihr erwarten mußte. Erst am 4. September theilte der Herr Reichsminister Heckscher den Inhalt des Waffenstillstandinstruments dem Parlament amtlich mit, wobei er die Bemerkung herauswürgen mußte, „die Bedingungen wichen allerdings wesentlich von denen ab, unter welchen Preußen von der Centralgewalt Vollmacht zum Abschluß erhalten hätte“. Da nun die Reichsverwesung nur im Einvernehmen mit der Nationalversammlung über Krieg und Frieden entscheiden könne, so bringe sie die Sache vor das Parlament. Am folgenden Tage fand die bezügliche Debatte statt. Dahlmann, als Berichterstatter der Mehrheit des völkerrechtlichen Ausschusses, erlebte an diesem 5. September den höchsten Ehrentag seines Lebens. Obzwar ein schlechter Redner, fand er doch ergreifende Brusttöne, um der Versammlung den Antrag: „Die Sistirung der zur Ausführung des abgeschlossenen Waffenstillstands erforderlichen militärischen und sonstigen Maßregeln zu beschließen“ — zur Annahme zu empfehlen. „Dürfen wir — schloß er — unser eigenes Fleisch und Blut verrathen, unsere deutschen Mitbürger dem Untergang überliefern? Wahren Sie die Einheit Deutschlands, sie ist gefährdet! Diese Einheit soll durch den Waffenstillstand zerfetzt

und zerbrochen werden. Beugen Sie sich, Sie werden ihr ehemals stolzes Haupt nimmer wieder erheben!“ Der Herr von Schmerling drohte im Falle der Annahme des Antrags mit dem Rücktritte des Reichsministeriums, als ob das wunder was für ein Unglück gewesen wäre. Mit besonderer Beeiferung sprach gegen den dahlmann'schen Antrag und für den Waffenstillstand Herr Bassermann, in innigstem Seelenbunde mit den Herren von Radowitz und Lichnowsky, welcher letztere zu jener Zeit neben verschiedenen anderen Staats-, Herzens- und Schuldenaktionen in Gemeinschaft mit der vielgeliebten Herzogin von Sagan das Projekt einer Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen mit dem Main als Theilungslinie betrieb, ein Projekt, an welchem auch die Hände von Damen gearbeitet haben sollen, deren eine in der wiener Hofburg schaltete, deren andere im potsdamer Schlosse waltete. In Wien hat man es aber bei der Einfädelung bewenden lassen, als man merkte, daß man auf einem weit bequemeren Wege dahin gelangen könnte, die Oberherrlichkeit über Deutschland, Preußen inbegriffen, wieder zu erlangen, wie man sie zur guten alten metternichtigen Zeit besessen hatte. Mit andern Worten, man merkte drunten an der Donau, daß droben an der Spree nicht einmal ein kleiner, geschweige ein großer Fritz regierte, sondern Friedrich Wilhelm der Vierte romantisirte ....

Dahlmanns Antrag ging mit einer kleinen Mehrheit durch (mit 238 gegen 221 Stimmen), worüber im ersten Augenblick in der frankfurter Christen- und wahrscheinlich auch Judenheit ein großer Jubel losbrach. Beiden mitsammen stiegen aber sofort große Bedenken auf, maßen die „Werthpapierche“ in ihren feuerfesten Schränken vor Angst zu knistern begannen. Unmittelbar nach der heroischen Beschlußfassung hatte man das stolze Gefühl: Ja, wir Deutsche lassen uns nicht im Bart kratzen, von der ganzen Welt nicht! Aber das hielt gar nicht lange vor. Ein ganzes Heer von bedenklichen „Wenn“ und bedrohlichen „Aber“

warf sich auf die heldischen Fühleriche und trieb das ganze Wortheldenthum in die Flucht.

Den armen Dahlmann trifft der gerechte Tadel, etwas angefangen zu haben, was er nicht durchzuführen vermochte, ja nicht einmal durchführen wollte. Der Gute hatte sich wohl in der Hoffnung gewiegt, daß mittels einer Wortschlacht alles abzumachen sein würde. Als aber statt der blassen Phrase die robuste That an ihn herantrat und zu ihm sagte: Du hast um mich gefreit; nun wohl, da bin ich, heirate mich! da entsetzte sich der Kathedrarier und begann zu schlottern und zu stottern: So war es nicht gemeint.

Das Ministerium Schmerling-Heckscher bot noch am Abend des 5. Septembers dem Reichsverweser seinen Amtsaustritt an, welcher angenommen wurde. Der Erzherzog, unschwer voraussehend, was bei dieser parlamentarischen Komödie herauskommen würde, beauftragte ganz korrekt konstitutionell Herrn Dahlmann mit der Bildung eines neuen Reichsministeriums. Wäre nun wirklich das Reichsprofessorenthum, welches ja in Dahlmann gipfelte, so „staatsmännisch" gewesen, wie zu sein es sich rühmte, so mußte es jetzt, wenn irgendeinmal, seine Staatsmännischkeit herauskehren. Die „rohe" Linke hatte doch wohl nicht so unrecht, wenn sie durch den Mund von Karl Vogt am 7. September die Ansicht aussprach, Dahlmann, welcher ja das Reichsministerium gestürzt hatte und die Verwerfung des Waffenstillstands wollte, müßte auf alle Fälle das Ministerium übernehmen, und wäre es für noch so kurze Zeit, um als Reichsminister den aus den Herzogthümern abziehenden deutschen Truppen Halt zu gebieten und also die Ausführung des Waffenstillstandes thatsächlich zu hindern. Selbstverständlich hätte die Logik der Sachlage Herrn Dahlmann gezwungen, die Mitglieder seines Ministeriums aus den Reihen der Linken zu nehmen, welche ihn ja am 5. September siegen gemacht hatte.

Allein damit war der Kernpunkt der ganzen Frage bloßge-

legt, der Kernpunkt, vor dessen bloßer Berührung schon alle die Herren „Staatsmänner“ zurückschauderten. Wollte man im Sinne des Beschlusses vom 5. September vorgehen, den Waffenstillstand verwerfen und ein demokratisches Reichsministerium schaffen, so mußte man alles wagen, um alles zu gewinnen. Man mußte nicht nur Konvent spielen, man mußte Konvent sein. Man mußte Deutschland in ein Heerlager verwandeln, Armeen aus dem Boden stampfen und im Nothfalle gegen halb Europa „Krieg bis auf's Messer!“ nicht nur erklären, sondern auch führen. Konnte man das alles? Vielleicht, wenn mit äußerster Geschicklichkeit und äußerster Energie zugleich gehandelt worden wäre. In den Massen war damals noch unendlich viel mehr guter Wille vorhanden als im Frühling des folgenden Jahres, wo längst erkannt worden, aus welcher Sorte von „Staatsmännern“ die Mehrheit der „souveränen“ Nationalversammlung bestand und daß die Paulskirche, der Grandezza ihres parlamentarischen Apparats ungeachtet, nichts als eine ordinäre Schwatz- und Klatschbude.

Eine Politik großer Entschlüsse und Wagnisse einem „Buch in Hosen“ anzusinnen war jedoch thöricht. Das arme Buch, betitelt „Dahlmanns Politik“, blätterte sich etliche Tage lang in tausend Unschlüssigkeiten und Nöthen zwischen der Rechten und der Linken hin und her und gab dann am 11. September sein Mandat dem Reichsverweser zurück.

Derweil hatte der berliner Hof in London, Petersburg und Kopenhagen alle seine diplomatischen Muskeln angestrengt, um einige der verletzendsten Bedingungen aus dem Waffenstillstandsentwurf herauszukriegen. Dabei stellte er sich an, zu glauben, daß die Herren „Staatsmänner“ in Frankfurt wirklich so viel Mannheit aufzuwenden hätten, verzweifelte Entschlüsse zu fassen, und gab dem Czar und Lord Palmerston zu bedenken, was für ein unberechenbares Ding die revolutionär entfesselte deutsche Nationalkraft werden könnte. Sintemalen nun der Deutschen-

haß an der Newa, an der Themse und am Sund durch das Nachgeben Preußens und der deutschen Reichsverwesung vorderhand sattsam befriedigt war, konnte das preußische Ministerium am 11. September nach Frankfurt berichten, Dänemark verzichte darauf, den Herrn Grafen Karl Moltke als Regierungspräsidenten in den Herzogthümern zu installiren, und wolle sich auch herbeilassen, über andere für Schleswig-Holstein und Deutschland besonders herbe Bedingungen des Waffenstillstands weiter zu unterhandeln. Wind und Worte, natürlich, nichts weiter; aber sie reichten aus, die paulskirchliche Mehrheit zur Minderheit zu machen. Die meisten „Staatsmänner" waren ganz unbeschreiblich froh, an den Strohhalm der erwähnten Scheinkoncessionen sich anklammern zu können. Doch konnten sich wohl selbst auf den Bänken der Rechten sitzende Ehrenmänner eines Achselzuckens der Verachtung nicht enthalten, als sie mitansehen mußten, wie Vertreter Schleswig-Holsteins sich beeiferten, ihr Heimatland wiederum den Dänen zu überliefern; denn nicht begreifen, daß der Sinn des Waffenstillstands kein anderer war, hätte ja polizeiwidrig naiv sein geheißen. Die Herren Franke, Droysen, Michelsen und Neergaard brachten also am 14. September den Antrag ein, die Nationalversammlung wolle beschließen, die Vollziehung des Waffenstillstandes nicht länger zu hindern. Damit stimmte sachlich ein Antrag überein, welchen die Mehrheit des völkerrechtlichen Ausschusses eingebracht, während die Minderheit dieses Ausschusses beantragt hatte, an der Verwerfung des Waffenstillstandes festzuhalten und die Centralgewalt aufzufordern, die zur Fortsetzung des Krieges nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, sofern Dänemark keine Neigung zeigen sollte, sogleich mit derselben in Friedensunterhandlungen einzutreten.

Das Wortgefecht über diese Anträge wüthete drei volle Tage. Es kamen dabei die rarsten Staatsmännischkeiten vor, z. B. diese, daß einer der angesehensten Reichsprofessoren für den Minder-

heitsantrag rednerte und sodann dagegen stimmte. Im Uebrigen wurde nicht nur viel, sondern auch gut geredet, für und wider. Mit größerer Feinheit, als man ihm gewöhnlich zutraute, spielte Vogt darauf an, daß sich Preußen durch sein Verhalten in der obschwebenden Sache nicht gerade ein glänzendes Zeugniß für seine Befähigung zur deutschen Kaiserschaft ausgestellt habe. Derselbe Redner traf auch den Nerv der ganzen Situation, indem er offen und ehrlich aussprach, daß die Versammlung, so sie mehr thun wollte als schwatzen, zum Konvent sich wandeln, die nationale Leidenschaft aufrufen und die Volkskraft entfesseln müßte. Je wahrer und richtiger dies war, um so mehr erschauderten die Schwatzweiber davor und diese bildeten in Sankt Paul die Mehrheit. Zahlreiche „Bücher in Hosen" vollends geriethen in stille Wuth oder brachen in laute aus über das Unerhörte, Unerfaßbare, daß ein Professor — dessen Professorthum freilich unter der Schädeldecke statt im Codex saß — so „frevelhaft destruktive Tendenzen" nicht nur hätte, sondern auch ausspräche. Wollte man den Unterschied zwischen einer bloß auf Einbildung und Selbstüberschätzung beruhender „Staatsmännischkeit" und einem wirklich und wahrhaft staatsmännischem Talent recht greifbar merken, so mußte man hören, wie am 16. September Herr von Vincke und Robert Blum sprachen. Die Rede des ersteren war nur eine Skandalhochzeit des preußisch-staatsjunkerlichen Dünkels mit der schwachmattischen Rabulisterei. Blum erreichte an diesem Tage den Zenithpunkt seiner Bedeutung als Politiker und Redner. Er hat nie weiser und nie besser gesprochen. Seine Beweisführung mußte überzeugen, wenn eben in Plattschädel und Mattherzen die Beweisgründe der Mannhaftigkeit und nationalen Ehrgefühls überhaupt Eingang finden könnten. Meisterhaft insbesondere war Blums Ausführung, daß die Parlamentsmehrheit, falls sie es mit ihrem Bestreben, die Revolution zu schließen, ernst nähme, den Waffenstillstand verwerfen müßte, weil ja die Hinnahme der Schmach desselben

zweifelsohne ein neues revolutionäres Ferment abgeben würde. Seltsam traf es sich, daß Blum auf der Rednerbühne abgelöſ't wurde durch den Fürsten Lichnowsky, welcher selbstverständlich „mit Aufopferung seiner besseren Ueberzeugung" für den Waffenstillstand sprach, aber ernster und gemessener, als er sonst that. Es war unmöglich, charakteristischere Typen des Gegensatzes von Volksthum und Junkerthum zu finden als Blum und Lichnowsky. In Figur, Haltung, Gebaren, Anschauungs-, Denk- und Redeweise verkörperten sie diesen Gegensatz in seiner schärfsten Zuspitzung. Und Beiden stand ein tragischer Ausgang so nahe! Dem einen war es bestimmt, vom vornehmen, dem andern, vom gemeinen Pöbel gemordet zu werden.... Von seiten der Linken haben am 16. September noch Löwe und Ludwig Simon besonders nachdrucksam und beredt die Argumente des gesunden Menschenverstandes und der patriotischen Pflicht gegen die Genehmigung der Schmach von Malmö ins Treffen geführt. Umsonst. Angstphilistäa war obenauf. Mit 285 gegen 237 Stimmen wurde der Antrag der Ausschußminderheit verworfen und mit 257 gegen 236 der Antrag von Franke, Droysen und Konsorten angenommen. Die deutschen Liedertafeln konnten jetzt singen: „Schleswig-Holstein dänenumschlungen".

8.

Abends 8 Uhr war die Abstimmung zu Ende und diese Stunde markirte in Wahrheit und Wirklichkeit zugleich auch das Ende des ersten Parlaments deutscher Nation.

Mit Riesenbuchstaben hat sich diese Versammlung am 16. September von 1848 ein Armuths- nicht nur, sondern geradezu ein Nichtigkeitszeugniß ausgestellt. Kein denkender Mensch er-

wartete von diesem Tag an noch etwas von ihr. Das Parlament war jetzt schlechterdings nur noch ein Plapperment. Das Geplapper und Geplauder ging zwar in der Paulskirche noch viele Monate lang weiter, aber es diente nur dazu, die unendliche Makulatur der stenographischen Protokolle aufzuhäufen.

Die Linke mußte nach dem Beschluß vom 16. September sofort in Masse austreten, so sie die Mitschuld des zwecklosen Weiterschwatzens und des mark- und machtlosen parlamentarischen Weiterschwindelns nicht auf sich laden wollte. Sie trat nicht aus, sie zog es vor, mit weiter zu schwatzen in der Schwatzbude, und darum war es nur ein gerechter, obzwar grausamer Spott der Nemesis, wenn gerade 9 Monate später die Linkser brutal weggewischt wurden von der politischen Bühne, sang- und klang- und klaglos weggewischt.

Vorausgesetzt, die Deutschen wären Revolutionskünstler, was sie nicht sind, und vorausgesetzt ferner, Frankfurt wäre eine große Stadt gewesen, so würde mit der Entrüstung des Volkes über eine „souveräne Nationalversammlung", welche am 16. September Schleswig-Holstein, Deutschland und sich selber aufgegeben hatte, viel zu machen gewesen sein. Es ging doch durch ganz Südwestdeutschland eine tüchtige Zornregung und bot namentlich die Jugend, die jüngeren Altersstufen der Bürgerwehren inbegriffen, ein gutes und williges Thatmaterial. Sicher ist, wenn das Parlament einmüthig die schwarzrothgoldene Fahne aufgepflanzt hätte, so war ein gewaltiger nationaler Aufschwung dazumal noch möglich. Allein alle diese Voraussetzungen blieben Voraussetzungen. Es fehlte den aufgeregten Massen ein leitender Gedanke und ein organisirender Kopf. Man wollte losschlagen, losschlagen gegen die „verrätherische" Parlamentsmehrheit und gegen die Rückwärtserei überhaupt, welche nirgends zu sehen der gute Doktor Eisenmann, einer der unfreiwilligen Komiker der Paulskirche, in seinem stupenden, um nicht zu sagen stupiden Vertrauensdusel behauptet hatte. Aber wofür wollte man los-

schlagen? Wie? Wo? Wann? Womit? Ein superlativischer Losschläger, was doch wohl der athletische Rothbartmann Germain Metternich aus Mainz gewesen ist, beantwortete diese wohlberechtigten Fragen damit, daß er von seinem allerdings bewunderungswürdig muskulösen Arme Rock- und Hemdärmel streifte, sagend: „Die Zeit des Schwatzens ist vorbei; unsere Arme müssen die Freiheit und das Vaterland retten". Arme Freiheit! Armes Vaterland!

Wie sich die Linke des Parlaments zu dem voraussichtlichen Putsch stellte, war ohne Widerrede ganz kläglich anzusehen und lieferte einen traurigen Beweis mehr für die Richtigkeit des Satzes, daß der Parlamentarismus auch auf tüchtige Naturen eine demoralisirende Wirkung übe. Die parlamentarische Demokratie von Sankt Paul eiertanzte mühsäligst auf der schmalen Gränzlinie zwischen Gesetzlichkeit und Ungesetzlichkeit. Die Putscheriche wollten daher auch nichts von diesen „Bourgeois" wissen, — eine geschichtlich sehr beachtenswerthe Thatsache. Nicht etwa darum, weil dieselbe die von der Rechten des Parlaments auf die Linke geworfene Bezichtigung, daß die letztere mit den „Rothen" zur Herbeiführung des Putsches konspirirt hätte, von vornherein entkräftete; sondern vielmehr deßhalb, weil jetzt zum ersten mal im „tollen" Jahr auf deutschem Boden mit voller Bestimmtheit und Offenheit die Narrethei sich breitmachte, nur im Proletariat und durch das Proletariat sei Heil zu suchen und zu schaffen. Als ob nicht die ganze Weltgeschichte eine nie unterbrochene Kette von Beweisen wäre, daß niemals irgendein erklecklicher, geschweige vollends ein nachhaltiger Vorschritt der menschlichen Gesellschaft vor sich gegangen ohne Mitdabeisein und Mitthun der besitzenden Klassen.

Es ist ja auch gar nicht anders möglich. Denn der Besitz repräsentirt nicht allein das Geldkapital, sondern auch das Kulturkapital. Ein armes Volk ist stets zugleich ein mehr oder weniger barbarisches. Der Reichthum muß ein Civilisator sein,

mag er wollen oder nicht. Das Reichsein aller ist aber der kindische Traum wohlmeinender Thoren oder die lügnerische Lockpfeife schlauer Schelme. Die „Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen" werden nie zu beseitigen sein, und wenn noch hundert Rousseau's Bücher darüber schrieben. Der Kommunismus ist ein wüster Schnapsrauschtraum, die rousseau'sche Demokratie dagegen die lichte Vision eines jugendlichen Phantasten. Die Landsgemeindekantone der Urschweiz sind eine Karikatur dieser Vision. Verwirklicht wird sie nie und war sie nie. Aber das perikleische Athen? Wohl, das perikleische Athen hat für eine kurze Weile das demokratische Ideal halbwegs zu verwirklichen vermocht, weil für die Tausende von attischen Bürgern die Hunderttausende von attischen Sklaven arbeiteten, weil sich die Freien zu den Unfreien verhielten wie 1 zu 4 und demnach die idealschöne Marmorgestalt perikleischer Demokratie auf dem breiten Sockel der Sklaverei stand.

Seit 1848 hat sich eine Bande von Erzschelmen aufgethan, welche die Beschmeichelung des Proletariats ganz handwerksmäßig treiben und nebenbei von diesem Handwerk auch mehr oder weniger splendid leben. Ein Hauptagitationsmittel dieser gaunerhaften Demagogie ist der schamlose Mißbrauch, welchen sie mit den Worten „Arbeit" und „Arbeiter" treibt, dem Handarbeiter vorlügend, nur seine Arbeit sei überhaupt eine. Die Folgen dieser frevelhaften Beschwindelung des armen genasführten Proletariats werden kommen, werden sicherlich kommen, wie eben jedes einmal in Gang gebrachte Unheil seinen Verlauf haben muß. Alle Warnungen dagegen werden so vergeblich sein wie die, welche hier ein Mann niederschreibt, dessen Herz all sein Lebenlang für das Volk geschlagen und der, seit er zu denken begann, für das Wohl desselben gedacht, nach Kräften gearbeitet und die Sache der Armen und Unterdrückten geführt hat. Trauriges Loos, mit einem Blick in die Zukunft begabt zu sein! Denn kommen wird der Tag, wo, bis zur äußersten Wuth gegen ein-

ander verhetzt, Arbeit und Kapital antreten zum Mordkampf um Sein oder Nichtsein. Ja, eine europäische Junischlacht wird geschlagen werden. Und wer wird Sieger sein in diesem Gräuelkampf? Der Besitz, wie ja derselbe überall und allzeit schließlich den Sieg davongetragen hat, davontragen mußte. Und ein erbarmungsloser Sieger wird er sein, der für alle Angstpein, die er ausgestanden, Ersatz sucht in einer unerhörten Racheorgie. Wehe dannzumal den Besiegten! Es ist gar nicht unmöglich, nein, es ist vielmehr wahrscheinlich, daß den Besitzlosen dann wiederum das Joch der Leibeigenschaft, der Sklaverei in brutalster Gestalt auf den zu Boden gebeugten Nacken gelegt wird ... Lacht nicht! Eure Kinder oder Enkel könnten es schwer zu büßen haben. In der erhabensten aller Dichtungen, in der Religion von Alt-Iran, besiegt allerdings der lichte Ormuzd schließlich den dunkeln Ahriman, nicht aber in der Wirklichkeit. Denn das Dumme oder, was dasselbe, das Böse ist ein immanenter Theil des Weltplans oder des — Weltzufalls und zwar der weitaus größere und mächtigere Theil.

9.

Aufgeregte Volkshaufen umstanden am Abend des 16. Septembers die Paulskirche, der Abstimmung drinnen harrend. Als dieselbe geschehen war, brach drinnen und draußen ein Rumoren und Rasaunen los, wie es sonst nur die wiener Katzenmusik in ihren geräuschvollsten Tagen und zügellosesten Nächten aufzuwenden wußte. Im Innern der Rotunde von Sankt Paul, welche geradezu beleuchtet genug war, um „die Dunkelheit sichtbar zu machen", schwirrte ein tausendstimmiges Gerufe, Gezische, Gepfeife, Gegrunze und Gebrülle durcheinander. Die Mehrheit

und die Minderheit schnellten und warfen einander Tadels- und Drohworte zu, die Galerieen schütteten einen Strom von Hohn und Schimpf in den Sal herab. Endlich schlug durch das Chaos dieser Teufelsmette der Schrei: „Zur Stadtallee! Zur Volksberathung!“

Diese „Volksberathung“, d. h. ein krakeelokratisches Tumultiren, fand dann auch statt, zu Füßen der schwanthaler'schen Göthestatue. Wenn die Seele des alten Olympiers für etliche Minuten in die erzene Brust seines Standbildes hätte zurückkehren können, er würde, auf die tobende Menge niederblickend, mit Achselzucken sein eigen Wort citirt haben:

„Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse!
Dann ist sie respektabel,
Urtheilen gelingt ihr miserabel.“

Aber, ach, auch das Zuschlagen gelang ihr nur miserabel. Der Putsch putschte an diesem Abend ganz gemein. Die vollständige Plan- und Ziellosigkeit des Tumults offenbarte sich, wie denn alles Gefabel von einer von langer Hand her angelegten, durch die Linke des Parlaments oder wenigstens durch zahlreiche Mitglieder derselben geleiteten „rothrepublikanischen Erhebungsverschwörung“ weiter nichts als Gefabel war und blieb. Am Abend des 16. Septembers kam es überhaupt nur zu einem katzenmusikalischen Krawall, der leicht durch die frankfurter Bürgerwehr zerstäubt werden konnte, falls diese nicht ebenfalls durch den Waffenstillstandsbeschluß zu verstimmt gewesen wäre, um ernstlich einschreiten zu wollen. Eine etwas bedrohlichere Miene nahm der Krawall gegen die Westendhall an, den Versammlungsort des linken Centrums, welches für Malmö gestimmt hatte. Das Haus wurde theilweise verwüstet und es gab etliche spaßhafte Fluchtscenen, welche freilich für die Betreffenden nicht sehr spaßhaft waren. Der Turnvater Jahn, welcher auch besser gethan hätte,

daheim in Freiburg an der Unstrut zu bleiben, statt die ohnehin sattsam zahlreiche Sammlung von Mumien in der Paulskirche um eine zu vermehren, ja, der alte Jahn machte bei dieser Gelegenheit seine letzte Turnfahrt. Er turnfuhr nämlich, um nicht, wie er mit einigem Grund fürchtete, getheert und gefedert zu werden, unter ein Kanapee oder, wie eine andere Lesart will, unter das Gestelle eines Küchenmagdbettes.

Die Nacht über wurde in der Stadt und möglich weithin in der Umgegend gewirkt und geweibelt, um am folgenden Tage eine „Volksdemonstration" im großen Stil in Scene zu setzen, was um so leichter, als der 17. September ein Sonntag war. Die Bahnzüge brachten denn auch von allen Seiten allerlei Volk herbei, sehr allerlei. Denn es befand sich darunter ganz unzweifelhaft auch welches von der Sorte, welche man in der Schweiz „Hundwaare" und allüberall „Canaille" nennt. Vor dem Allerheiligenthore Frankfurts dehnt sich eine weite Matte hin, die Pfingstweide. Hier trat um 4 Uhr Abends die Volksversammlung in Berathung, 10 oder gar 20,000 Köpfe stark, der Mehrzahl nach völlig unbewaffnet, darunter etliche hundert „Heckerhüte" mit rothem Federschmuck. Der Obmann eines frankfurter Klubbs, welcher den vormärzlich-idyllischen Namen „Montagskränzchen" führte, ließ, um den Volkszornstrom in den ungefährlichen Schwatzkanal zu leiten, als Vorsitzender der Versammlung eine Adresse an das Parlament vorschlagen, worin die Abstimmung vom vorigen Tage gelinde getadelt wurde. Dieses Gericht war nicht nach dem Geschmacke der aufgeregten Massen. Sie schrieen nach mehr Pfeffer. Die guten Montagskränzler verzogen sich. Es wurde ein Anlauf zum Jakobinismus genommen, natürlich nur in Phrasen, wie „Man muß jetzt Fraktur schreiben!" u. dgl. m. Zwischen die aufwieglerischen Reden schob sich zur Abwechselung wohl auch wieder eine abwieglerische hinein. Endlich gelangte man mit viel Geschrei und wenig Wolle zu dem Beschlusse, die 258 Paulskirchler, welche der Schmach

von Malmö beigestimmt hatten, für „Verräther am deutschen Volke, an der deutschen Freiheit und Ehre zu erklären“ und diesen Beschluß durch eine Abordnung dem Parlament anzeigen zu lassen. Auch wurden die Zuzügler aus der Umgegend aufgefordert, in Frankfurt zu bleiben oder doch morgen wieder zu kommen, um den Volksbeschlüssen „Nachdruck zu geben“. Schließlich zogen starke Haufen in die Stadt und vor das „Deutsche Haus“, das Klubblokal der Linken, wo diese so eben den aus ihrer Mitte gekommenen Antrag, in Masse aus dem Parlament zu treten, verhandelt und mit allen gegen 19 Stimmen abgeworfen hatte. Dem darüber in nicht eben gewählten Ausdrücken aufbegehrenden Volke trat Vogt mit energischen, Venedey mit rührenden Worten entgegen, wofür jener gehöhnt und dieser gehudelt wurde. Die eiertänzliche Halbheit der Linkser erbos'te übrigens das Volk so sehr, daß große Scharen, und zwar gerade die besseren Elemente, heimwärts zogen, um nicht wiederzukommen.

Unter solchen Umständen glaubte der Senat von Frankfurt auf die Sicherheit der Stadt und der Paulskirche Bedacht nehmen zu müssen; um so mehr, als die ganzen militärischen Hilfsmittel, über welche man zur Stunde verfügte, in 1 Bataillon Kurhessen bestand, das überdies nicht für sehr zuverlässig galt. Im Einverständniß mit dem wieder geleimten Reichsministerium Schmerling — Herr Heckscher war ausgekniffen und mußte leider zu Höchst am Main, wo er erkannt worden, die Volkskritik seiner Diplomatik an seinem eigenen Leibe erfahren; er entging nur mit knapper Noth dem „Richter Lynch“ — also im Einverständniß mit dem Ministerium telegraphirte der Senat um Truppen nach Mainz, aus welcher Bundesfestung dann auch in der Nacht 2 Bataillone Oestreicher und Preußen auf der Eisenbahn eintrafen. Nachmittags vom 18. September kamen dann auch von Darmstadt her darmhessische Reiterei und Artillerie. Abends verfügte man über nahezu 12,000 Mann.

Am Morgen dieses Tages hatte man die Truppen zum

Schutze der Paulskirche aufgestellt, doch so, daß der Schein einer „Berathung unter dem Zwange der Bajonnette“ vermieden werden sollte, was aber nur zur Folge hatte, daß die Zugänge schlecht besetzt waren. Die Stadt trug eine düstere Physionomie. Die Magazine und Läden waren geschlossen. Rings in den Straßen und Gassen um die Paulskirche her finsterblickendes Volk, drohende Rufe gegen die „Verräther“ ausstoßend. In der Kirche selbst nach eröffneter Sitzung ein summendes Hin- und Hertasten, welches der Präsident Gagern nur mühsam zu bewältigen vermochte. Mitglieder der äußersten Linken stellten dringliche Anträge. So Rühl aus Hanau: In Betracht, daß es sehr zweifelhaft, ob die Versammlung noch das Vertrauen des deutschen Volkes besäße, sollte sie sofort Neuwahlen beschließen und einem aus denselben hervorgehenden Parlamente den Platz räumen. So Trützschler: Die östreichischen und preußischen Truppen sofort nach Mainz zurückzusenden. Nach Abwerfung beider Anträge durch Verneinung der Vorfrage der Dringlichkeit wurde Tagesordnung beschlossen, nämlich Berathung des Grundrechteparagraphen: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“. Natürlich war die Debatte, welche zu dem Hallohen draußen in schneidendem Kontrast stand, nur eine Komödie, welche noch nicht lange gespielt hatte, als Volkshaufen die Thüren an der Nordseite des Gebäudes einzurennen versuchten. Ein Bajonnettangriff preußischer Truppen verjagte jedoch die Thürenbestürmer und bei dieser Gelegenheit wurde ein alter Mann — ein „ganz unschuldiger“ Zuschauer, wie es hieß — niedergestoßen.

Das gab Veranlassung, den Racheschrei durch die ganze Stadt erschallen zu lassen, und der Barrikadenbau begann. Wäre die Bürgerwehr dem schlagenden Generalmarschtrommelruf gefolgt, sie hätte dieses Beginnen leicht vereiteln können; aber sie kam nicht, vielleicht beruhigt dadurch, daß die Barrikadenbauer überall an die Hausthüren, insbesondere an die Thüren notorisch reicher Leute die Worte schrieben: „Das Eigenthum ist heilig;

Tod den Dieben!“ Die Altstadt mit ihrem engen Gassengewinde bot ein sehr vortheilhaftes Barrikadenterrain. Daß aber unter den Augen der Truppen der Barrikadenbau überhaupt gestattet wurde, bleibt eine der zahllosen im „tollen“ Jahre begangenen Unverantwortlichkeiten. Erst nach 2 Uhr begann der Angriff auf die inzwischen in aller Gemüthlichkeit vollendeten Barrikaden auf dem Liebfrauenberge, in der Döngesgasse, in der Schnurgasse und auf der Zeil, da, wo die Hasengasse in dieselbe mündet.

Es ist eine von der rückwärtsigen Verleumdung nicht umzustoßende Thatsache, daß die Mitglieder der Linken durch den Losbruch des Kampfes sehr überrascht waren*). Sie hatten ja Tags zuvor nicht nur mit allen Kräften abgewiegelt, sondern auch nicht einmal Entschlossenheit genug finden können, der Paulskirche den Rücken zu kehren und des Schwatzes süßer Gewohnheit zu entsagen. Sie waren es ja auch gestern gewesen, welche durch ihre Unentschlossenheit den Heimzug gerade der tüchtigsten von den auf der Pfingstweide versammelten Streitkräften verursacht hatten.

---

*) Moritz Hartmann, Parlamentsmitglied, ein Augenzeuge und Mithandelnder, dessen Wahrhaftigkeit keinem Zweifel untersteht, erzählt („Demokratische Studien“ 1861, S. 167): „In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche ebenso überrascht und durch die Gewandtheit, womit der dicke Gförer bei dieser Gelegenheit (aus Angst) die Wände hinankletterte gleich einer Riesenspinne, ebenso erfreut wie die Rechten. Nach der kurzen Sitzung waren sie es, welche über die militärische Machtentfaltung in den Straßen erstaunten. Sie hielten sie für überflüssig; sie wußten ja, daß es keinen Aufstand geben sollte, daß die ungeheure Mehrheit der Kampflustigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm stand eine preußische Kompagnie und sah Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Männer, nicht fünfzehn Schritte entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunsch, auch einmal eine Barrikade zu sehen, und der preußische Hauptmann hatte das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud, vorzutreten, und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Gewehrkolben zu zerstören.“

Man muß ihnen aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie redlich thaten, was sie konnten, um die Einstellung des von A bis Z ganz sinnlosen Kampfes herbeizuführen.

Ihre mit Bloßstellung des eigenen Lebens unternommenen Bemühungen hatten nur einen scheinbaren Erfolg, der ein wirklicher nicht werden konnte, weil es Leute gab, denen ein kleines Ding von Aufständchen höchst willkommen war, um mit möglichst großem Spektakel diese „Revolution" niederschlagen zu können, deren Inscenirung man mit schamlosester Verleugnung alles Wahrheitgefühls der Linken des Parlaments zulog. Die gemeinten Leute haben den Aufstand recht eigentlich werden und wachsen lassen, soweit er es überhaupt zu einem Wachsthum brachte. Man hatte dem Monsieur Cavaignac und Konsorten etwas abgelernt. Wie man im Juni in Paris die Wirklichkeit der „rothen Republik" absichtlich soweit hatte gedeihen lassen, daß man ihr mit rechtem Geräusch den Garaus machen könnte, so wollte man im September in Frankfurt dreinkartätschen — auf den Schemen und Schein einer „rothrepublikanischen" Erhebung. Unser Augenzeuge Hartmann hat gewiß recht, wenn er sagt: „Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, schon zwei Jahre vor Louis Napoleon sich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davongetragen zu haben." Aber diesem muß hinzugefügt werden, daß eine rasende Pöbelbande durch ihr scheusäliges Thun den Machthabern einen stichhaltigen Vorwand lieferte, den frankfurter Septemberputschfrosch zu einem Revolutionsochsen aufzublasen, damit sie demselben mit dem Knalleffekt eines Kartätschenpuffs das Leben ausblasen könnten.

10.

Als man die Barrikaden soweit hatte errichten lassen, daß man sie mit einigem Anstande angreifen konnte, begann zur schon angegebenen Zeit und an den gemeldeten Stellen der Angriff. Zunächst nur mittels Gewehrfeuers, weil die aus Darmstadt herbeigerufene Artillerie noch nicht zur Hand. Es war viel Volk hinter den Barrikaden, aber nur wenige wirkliche Kämpfer, so daß die verhältnißmäßig lange Vertheidigung der improvisirten Bollwerke ganz unbegreiflich wäre, falls nicht Ortsunkenntniß der Angreifer und ihrer Führer die Sache begreiflich machte. Offiziere und Soldaten gingen übrigens entschlossen vor. Die Illusion, daß die Truppen nicht auf ihre „Brüder" vom Volke schießen würden, hat sich, wie im Jahre 1848 so häufig, auch hier als solche herausgestellt. Tüchtig zum Schießen kommandirt, werden überhaupt Soldaten allzeit und überall auf jedes und alles Schießbare schießen. Gegen 4 Uhr Abends war der größte Theil der westlichen Stadttheile den Aufständischen entrissen, aber noch ging der Kampf in den östlichen weiter, insbesondere in der Allerheiligengasse und in der Fahrgasse nach dem Main zu. Bei der Brücke erhob sich eine starke Barrikade, welche durch ihre aus guten Scharfschützen bestehende Besatzung hartnäckig vertheidigt wurde. Um 4½ Uhr trat ein Waffenstillstand ein.

Anstrengungen von Mitgliedern der Parlamentslinken hatten denselben herbeigeführt*). Sowie die erste Salve der an-

*) Die Erzählung, welche Hartmann (a. a. O. 168 fg.) gibt, ist ein historisches Dokument. Sie hat also das Recht, wenigstens auszüglich hier zu stehen . . . . . . „Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mitglieder der Linken, die ebenso aufgeregt herbeieilten. Im Deutschen Hof trafen wir einige andere versammelt. Jetzt wurde der Entschluß gefaßt, zum Reichsverweser zu gehen und von ihm einen Befehl zum Einstellen des

greifenden Truppen gekracht hatte, waren sie bemüht gewesen, beim Reichsverweser und beim Reichsministerium die Verhinderung des Blutvergießens zu erwirken, wie nicht minder, die In-

---

Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im taxis'schen Hause und wir waren gezwungen, ihn in seinem Landhause auf der bockenheimer Chaussée aufzusuchen. In einem so wichtigen Moment war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüssig lange sprach er über seine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge u. dgl. m., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünschten Befehl zum Einstellen des Feuers, zur Beilegung des nutzlosen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erst, daß wir umsonst gekommen waren. Der Reichsverweser konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Minister, und dabei gab er halb mit Mienen halb mit Worten zu verstehen, daß das Institut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichskriegsminister von Peucker gerichteten nichtssagenden Zettel. Alle Beredtsamkeit Blums, Vogts, L. Simons, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden von Raveaux, dem schwer zu widerstehen war und für den der Reichsverweser immer eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweser bedauerte sehr, aber er blieb unerschütterlich, ruhig und kalt. . . . Wir eilten, ins Ministerium zu kommen, wo wir Herrn von Peucker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverwesers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tisch. Der Kriegsminister nahm unsere Bitte mit noch mehr abstoßender Kälte auf als der Reichsverweser. Er verschanzte sich hinter das militärische point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen, das sei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marschiren zu lassen, gegen ein Häuflein, das sich, unangegriffen, verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, das war nicht gegen die Ehre. Wir sahen bald ein, daß es den Ministern vorzugsweise darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuschlagen. Doch ließen wir nicht ab mit Beschwören, mit Bitten, mit Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Mittlerweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er stand bei Seite und schwieg, in seine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn mit der Bitte, doch auch ein Wort zu sagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen Pathos im tiefsten Baß: In Dinge, die mich nichts angehen, mische ich mich nicht! Endlich nach langer Arbeit wies uns

surgenten zum Aufgeben eines ziel- und hoffnungslosen Kampfes zu vermögen. Beides war oder schien ihnen gelungen, als die Nachricht von der furchtbaren inzwischen vor dem friedberger

---

Herr von Peucker an den östreichischen General von Nobili, der die Truppen kommandirte. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beschämte unsere Hoffnungslosigkeit. Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit ging er, wenigstens zum Theil, auf unsere Wünsche ein und bewilligte einen Waffenstillstand von anderthalb Stunden. Während dieser Zeit sollten die Truppen auf eine gewisse Distanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahinbrächten, daß die Insurgenten ihr Feuer einstellten. Unterdessen könnte man vielleicht zu einer Lösung kommen. Den Major von Boddien, Parlamentsmitglied, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenstillstand zu bringen. Im Sturmschritte liefen wir die öde Zeil hinab und riefen: Frieden! und schwenkten unsere Taschentücher als weiße Friedensfahnen. An der Konstablerwache, wo die Hauptmasse der Truppen aufgestellt war und das heftigste Feuern stattfand, trat Herr von Boddien seinem Auftrage gemäß in die Wachtstube, nachdem er uns ein spöttisches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an diesem höchstgefährlichen Punkte alle diese bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menschlichkeit ebenso gut gethan, wie sie irgendein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Wir standen in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Insurgenten schossen aus den Fenstern mehrerer Häuser und hinter zwei großen Barrikaden am Eingange der Allerheiligengasse und hinter dem Konstablerwachthause. Viele ihrer Kugeln klatschten vor uns auf's Straßenpflaster, da sie von der Höhe herabkamen. Die Soldaten standen in verschiedenen Gruppen vor und hinter uns und schossen außerdem aus der Konstablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unseren Ohren vorbeisaus'ten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unserer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwischen den Kämpfenden standen; ebenso wenig nützten Rufe und Zureden. Wir waren gezwungen, den Soldaten einzeln es zuzurufen, daß Waffenstillstand sei, und sie an den Armen zu fassen, um sie zurückzuführen. Aber sie sträubten sich. Die drüben sollten zuerst zu schießen aufhören. Dies schien die allgemeine Meinung und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die sie zu schießen fortfuhren und aus deren Lücken die Auf-

Thore vorgefallenen Katastrophe den Herren im taxis'schen Palast Veranlassung gab, die Kanonen spielen zu lassen.

Während innerhalb der Stadt Parlamentsmitglieder von der Linken muthvolle Anstrengungen machten, dem Blutvergießen Ein-

---

ständischen hervorschossen. Als ich oben anlangte, sah ich den alten Schlöffel schon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade. Ich ermunterte ihn, schnell hinabzuspringen, während ich rittlings auf der Barrikade sitzend mein Tuch schwenkte und nach beiden Seiten hin: Waffenstillstand! Friede! rief. Nach und nach verstummte das Knallen und ich sprang hinab. In demselben Augenblicke war wieder Gefahr da, daß die Feindseligkeiten aufgenommen würden. Aus einem Hause brachte man einen Todten hervor, der seine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber stürzten sich mit Geschrei auf die Leiche und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, sie abzuhalten. Der alte Schlöffel mit seinem langen halbgrauen Bart und dem schönen Gesichte war rührend anzusehen, wie er hin und her ging und bat und beschwor und sich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade stellte, um die Kombattanten davon abzuwehren. Hinter der Barrikade sah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur sehr wenige Bewaffnete, so wenige, daß wir erstaunt waren, wie ihr Widerstand gegen so zahlreiche Truppen so lange habe dauern können. Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den taxis'schen Palast zurück, um, wie sie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleiner Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenstillstandes zu wachen und die Insurgenten zum Verlassen ihrer Stellungen zu bereden. Es gelang uns, viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zwecklosigkeit ferneren Blutvergießens vorstellten" . . . . Als sich unser Zeuge etwas später ebenfalls zum taxis'schen Palast begab, um zu erfahren, wie es mit der definitiven Friedensschließung bestellt wäre, vernahm er unterwegs, daß Fürst Lichnowsky ermordet sei, und wurde von einer Rotte wüthender frankfurter Angstphilister bedroht und beschimpft. Auf der Zeil braus'te eine Batterie darmhessischer Zwölfpfünder an ihm vorüber. Auf der Treppe des taxis'schen Palastes fand er seine Kollegen. Man zog sie hin und sie konnten nichts erlangen. „Einer derselben, Löwe von Kalbe, sagte mir achselzuckend: Wir sind betrogen; der ganze Waffenstillstand hat nur dazu gedient, Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren . . . Ich eilte zur Barrikade zurück, aber die

halt zu thun, wurde draußen vor den Thoren ein grauenhafter Doppelmord verübt. Der Fürst Lichnowsky war nach dem Losbruch des Kampfes zu Pferde gestiegen, um vor die Stadt zu reiten. Ob er dies thun wollte, um, wie einige behaupteten, den Reichsverweser zu besuchen, oder um, wie andere sagten, die Umgebung der Stadt auszuforschen, auf Rekognoscirung auszureiten, jedenfalls war sein Ausritt zu solcher Stunde eine große Unklugheit. Denn es ist sicher, daß Herr von Lichnowsky der volksverhaßteste Insasse der Paulskirche war. Er hatte den Haß der Menge bei verschiedenen Gelegenheiten, obzwar weniger aus berechnender Bosheit als vielmehr in junkerlichem Uebermuth, geradezu herausgefordert und mußte also wissen, daß es für ihn an diesem 18. September in und um Frankfurt nicht geheuer sei. Nicht etwa zur Entschuldigung der schändlichen Mordthat sei dies gesagt, sondern nur zur Miterklärung. Für solche Gräuel ist überhaupt nie und nimmer eine Entschuldigung zulässig und innerhalb der ganzen demokratischen Partei von 1848 hat sich keine Zunge gefunden, welche ruchlos genug gewesen wäre bei der Nachricht von Lichnowsky's und Auerswalds Ermordung jenes grausame Hohn-

---

Zeil war abgeschlossen und mit Artillerie besetzt, an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Konstablerwache her auf unheimliche Weise die ganze Straße. Es war schon spät am Abend. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die sie nichts vermochten, ihren Posten verlassen haben würden. Das war im Allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgestürzte Karren. Am folgenden Tage entsetzte man sich beim Anblick der Allerheiligenapotheke und der benachbarten Häuser, wie arg diese von den Kugeln zugerichtet waren, und schloß daraus, was man der Absicht gemäß schließen sollte, daß nämlich der Kampf ein furchtbarer gewesen sein und daß das Reichsministerium an dieser Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müsse. Aber gerade diese Kugeln haben keinen Menschen wehgethan und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade."

wort zu schnellen, welches bei Gelegenheit der Windischgrätzirung Blums die Zunge eines Reichsministers geschnellt hat: — „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um". Das ist das Schreckliche bei allen großen Vorschrittsversuchen und Vorschrittsthaten der Weltgeschichte, daß die Sturmwellen den Bodensatz der Zeit aufwühlen. Was dannzumal in den Kreisen der Gebildeten edelste Begeisterung ist, wird in den Massen zu zielloser Leidenschaft und vollends in der Grundsuppe der Massen, im Pöbelgesindel, zur wüsten Wuth, welche die Bestie im Menschen entfesselt. Leider ist dabei die Frage nicht zu umgehen, was abscheulicher, die Mordsprünge dieser Bestie oder von seiten der siegreichen Gewalt mit kaltem Kalkul angeordnete Blutthaten? Die Antwort kann nur für solche zweifelhaft sein, welche überhaupt für Gerechtigkeit keinen Sinn und kein Gefühl haben.

Mitleidswerth war, daß Lichnowsky noch einen Freund, den preußischen General von Auerswald, Parlamentsmitglied, mit sich ins Verderben riß. Denn der General wurde eben nur als Begleiter des Verhaßten ermordet. Dieser hatte den Freund beim taxis'schen Palaste getroffen und ihn beredet, ein Pferd aus dem Stalle des Kriegsminister Peucker zu nehmen und mitzureiten. Sie kamen vor das eschenheimer Thor, hörten aber dort, daß die Straße gen Bockenheim durch streifende Volksscharen unsicher gemacht sei, und wandten sich daher rechtshin auf einen zum friedberger Thore führenden Weg. Außerhalb dieses Thors streckt sich eine Straße aufwärts, die sich dann also gabelt, daß die rechte Zinke gen Friedberg geht, während die linke eine Vorstadtstraße bildet, deren Häuser mit Gärten untermischt sind oder wenigstens damals noch waren. Eine Pöbelbande, keine Barrikadenkämpfer, sondern bare Canaille, bummelte zur selbigen Zeit dort umher. Kaum wurde diese Rotte Lichnowsky's ansichtig, als sie mit Halloh und Hussah die Jagd auf den „Volksfeind" begann. Die verfolgten, umzingelten, mit Steinwürfen und Stockschlägen angegriffenen Reiter hätten wohl mit raschem Ent-

schlusse die Kette der Verfolger noch zu durchbrechen vermocht, aber das Plötzliche des Anfalls hat, wie es scheint, einen kraftlähmenden Eindruck auf sie gemacht. Statt rasch zur Stadt zurückzustreben, verwickeln sie sich in den Kreuz- und Querwegen zwischen den Gärtenumzäunungen. Derweil verdichtet sich der Verfolgerkreis um sie her. Sie steigen von den Pferden, weil sie zu Fuß unbemerkter entrinnen zu können glauben. Aber der Jagdruf ist ihnen auf den Fersen. Da suchen sie Zuflucht in dem Hause des Gärtners Schmidt, welcher großherzig die gefährliche Gastfreiheit übt, die Verfolgten verbirgt und die drohenden Fragen der heranstürmenden Verfolger, ob die „Verräther" da seien, muthig verneint. Er findet keinen Glauben. Die Rotte bricht ins Haus und durchstöbert es. General Auerswald wird aus einer Bodenkammer, wo er sich verborgen, herunter, vor das Haus, zum Garten hinaus gezerrt. Vergebens bittet sie der bedrängte Mann, sein Leben zu schonen, um seiner vielen Kinder willen, welche vor kurzem die Mutter verloren hätten. „Hundswaare" aber ist in solchen Augenblicken blind und taub vor wölfischer Wuth, und damit dem Schandbild ein schändlichster Zug nicht fehle, findet sich unter der Bande auch eine Vettel von Dirne, welche die Männer geifernd zum Morde aufreizt. Der Flehende wird zu Boden geschlagen, und wie er sich wieder aufrichten will, erst durch den Leib und dann tödtlich durch den Kopf geschossen. Dann kehren die Mordbuben mit gesteigerter Raserei zum schmidt'schen Hause zurück, durchsuchen es abermals und finden den im Keller versteckten Lichnowsky. Sie schleppen ihn hinauf und hinaus, an der Leiche seines Freundes vorbei, nach der Pappelallee, welche den über die bornheimer Haide führenden Weg säumt. Da blinkt ein Rettungsstral. Der Doktor Hodes, welcher in Bornheim wohnt, kommt von dorther. Mit einem Blick die furchtbare Sachlage gewahrend wirft er sich zwischen das Opfer und die Opferer. Merkend, daß hier Gründe der Menschlichkeit nicht giltig, weiß der gute Doktor die Rotte glücklich zu bereden,

wie wichtig es werden könnte, den Fürsten als Pfand und Geißel in Händen zu haben. Darum soll man den Gefangenen nach Bornheim führen und vorderhand dort verwahren. Diese „Politik" leuchtet der Rotte ein. Sie wollen den Fürsten nach Bornheim schaffen und setzen sich in Marsch. Da, halbwegs, juckt es einen der Kerle, einen Lappen von Lichnowsky's Rock als „Andenken an diesen Tag" haben zu wollen. Wie er nun den Gefangenen am Kleide zupft, kehrt sich dieser um und, statt die Absicht des Burschen zu verstehen und derselben mit guter Manier entgegenzukommen, hält er das Zupfen für ein Signal zum Angriff auf ihn und gibt nun dieses Signal selber, indem er einem von der Bande das Gewehr entreißt. Sofort trifft ihn ein Gewehrkolbenschlag auf den Kopf. Taumelnd macht er einen Seitensprung nach den Pappeln zu. Umsonst breitet der Doktor seine Arme aus, um den Anschlag der Gewehre auf den Unglücklichen abzuwehren. Ein Schuß fällt und, in den Unterleib getroffen, stürzt der Fürst zusammen. Den Daliegenden treffen dann noch mehrere Schüsse. Brutal wird der Doktor verhindert, dem zum Tode Verwundeten Beistand zu leisten. Erst das Herankommen preußischer Soldaten verscheucht die Mörder. In die Stadt getragen, ist Lichnowsky im Armenspital „Zum heiligen Geist" nach Mitternacht verschieden, unter einem Dache mit sterbenden Barrikadenkämpfern . . .

Zur 9. Abendstunde war in der Stadt jeder Funke von Widerstand gegen die Truppen ausgetreten. Von den auf den Barrikaden Gefallenen gehörten 7 der Bewohnerschaft von Frankfurt an. Der Todten waren sonst nicht viele. Der abendlich ins Werk gesetzte Kartätschenpuff war nur das Präludium zum Belagerungszustand, welchen Herr von Schmerling am folgenden Tage zu verkündigen sich beeilte. Wie seit dem Juni in Frankreich, trat vom September an auch in Deutschland an die Stelle der Freiheitsidee die Thatsache des Säbels. In der Schwatzbude zum Sankt Paul wurde übrigens unverdrossen weitergeschwatzt.

Als ein klägliches Nachspiel zum frankfurter Putsch grassirte im badischen Oberlande der „Struvelpeter"; aber nicht weit und nicht lange. Am 21. September überschritt Struve mit einer nicht sehr großen Anzahl von Freunden und Exilgefährten bei Basel die Schweizergränze, um einen Einfall ins Großherzogthum Baden zu thun und „für's erste in Lörrach das republikanische Hauptquartier aufzuschlagen". Das wurde dann auch glücklich vollbracht und von Lörrach aus proklamirte Gustav Struve „im Namen der provisorischen Regierung" am 22. September alles Ernstes „die deutsche Republik". Sie führte ein sehr kurzlebiges Dasein. Schon zwei Tage darauf, Sonntags den 24. September, zersprengte der badische General Hoffmann den struvelpeter'schen Freiharst bei Staufen vollständig, worauf die Soldaten ihren leichten Sieg mit Verübung barbarischer Grausamkeiten an gefangenen Freischärlern und Nichtfreischärlern feierten. Struve selbst wurde am folgenden Tage auf seinem Fluchtweg nach der Schweiz sammt seiner Frau zu Wehr unweit Schopfheim von Bürgerwehrleuten angehalten und zum Gefangenen gemacht. Diesmal war kein wackerer „Hannes" da, um den Gefangenen abermals zu befreien. Aber noch etwas war nicht da, nämlich die 16,700 Gulden „Raubgelder", womit nach der bestimmten Versicherung des liberalen Professors Häusser das struve'sche Ehepaar „davonfuhr"*).

*) Denkwürdigkeiten z. Gesch. d. bad. Revolution, S. 146. Als Struve nach vieljährigem Exil aus Amerika zurückkehrte und diese Anschuldigung erfuhr, forderte er den Urheber und Verbreiter derselben öffentlich und wiederholt auf, die notorische Lüge zurückzunehmen oder, wenn nicht, für einen infamen Lügner zu gelten. Man hätte zwar nicht von dem liberalen Parteiskribenten Häusser, aber doch von dem Historiker Häusser erwarten dürfen, daß er einem wissendlich oder unwissendlich verleumdeten Gegner Gerechtigkeit widerfahren ließe. Diese Erwartung blieb unerfüllt. „Ketzern braucht man nicht Treue und Glauben zu halten", sagte die kirchliche Orthodoxie des Mittelalters. „Gegen Nichtliberale sind alle Kampfmittel erlaubt", sagt nicht, aber denkt und bethätigt der alleinseligmachende Liberalismus.

Der Liberalismus, welcher im Herbste von 1848 sein Handinhandgehen mit der Rückwärtserei schon als selbstverständlich ansah, bekannte und erwies, hat sich große Mühe gegeben, den frankfurter Putsch und den Struvelpeter in Zusammenhang zu bringen und aus diesen planlosen Improvisationen ein weitverzweigtes „destruktives“ Komplott zu machen. Diese Bemühung hat nur Lügen und Verleumdungen zu Tage gefördert, welche freilich die „besten und edelsten Männer Deutschlands“ keineswegs zurücknahmen, als sie derselben überwiesen wurden. Auf der andern Seite ist gewiß: Die Thatsache, daß es noch im Herbste von 1848 Leute gab und zwar Leute von fünf gesunden Sinnen, welche wähnten, im September noch müßte gelingen, was schon im April so gänzlich mißlungen war, diese Thatsache könnte mit Ehren in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm stehen.

X.

Wiener Oktober.

1.

Heutzutage*), wo nach glücklich vollzogenem „Ausgleich mit Ungarn" die Zerbröckelung Oestreichs unaufhaltsam begonnen zu haben scheint, wird es keinem denkenden Menschen und unbefangenen Urtheiler mehr einfallen, den östreichischen Hof ernstlich tadeln zu wollen, daß derselbe i. J. 1848 von seinem Gesichtspunkt aus und in seiner Weise es versuchte, die Reichseinheit aufrechtzuhalten. Die Mittel, welche der leitende Hofkreis und die in seinem Vertrauen stehenden Minister und Generale hiebei in Anwendung brachten, standen freilich in keinem Moralkodex; aber wann und wo sind denn bei der Gründung oder Erhaltung von Staaten bloß oder überhaupt moralische Mittel in Anwendung gebracht worden? Ihr werdet einwerfen, es gäbe wenigstens einen Staat auf Erden, welcher einer rein moralischen Gründung sich zu rühmen habe, nämlich die Neu-Englandstaaten, aus welchen die große nordamerikanische Union hervorgegangen**).

---

*) Auf der Schwelle zum Jahre 1870.

**) Sehr schön sagt die treffliche deutsche Geschichtschreiberin dieser Gründung, Talvj (Frau Robinson): „Kein Staat in der Welt kann sich

zugegeben. Allein diese eine glänzende Ausnahme illustrirt nur die Regel und diese Regel ist das Recht, denn sie ist die Macht. Die reale Politik hat nicht mit Idealismen und Katechismen zu rechnen, ihre Kardinalziffern sind die Menschenselbstsucht und die Völkerdummheit.

Die schönbrunner Hofpolitik hatte ganz richtig erkannt, daß den Magyarismus niederwerfen der Revolution und Rebellion überhaupt den Lebensnerv durchschneiden hieße. Ihr thätigstes Werkzeug, der Kriegsminister Latour, handelte dieser Erkenntniß gemäß. Wie der schlagende Puls der Sein- oder Nichtsseinfrage für Oestreich im Sommer im Lager Radetzky's gewesen, so war er im Herbst in Ungarn. Latour, welcher den Kroatensachem für einen weit tüchtigeren Mann halten mochte, als derselbe wirklich war, that das Mögliche, um Jellacic in den Stand zu setzen, die ungarischen „Rebellen" zu bändigen. Der Kriegsminister ließ auch dann nicht von seinen Anstrengungen ab, als der kroatische Held in den ersten Tagen des Oktobers jene „Flankenmärsche" angetreten hatte, welche eigentlich Fluchtmärsche waren und die Armee

---

einer so rein moralischen Basis rühmen wie diejenigen der nordamerikanischen Freistaaten, die unter dem gemeinsamen Namen von Neu-England begriffen werden. Ruhmsucht, Herrschbegierde und der edle Drang nach Unabhängigkeit haben Reiche gestiftet, Ehrgeiz und Golddurst haben neue Regionen entdeckt und erobert; aber keines dieser Motive, wie Großes sie auch sonst immer hervorgebracht, hatte Antheil an dem Entschluß des Häufleins heldenmüthiger Männer, die das Vaterland mit der Wildniß vertauschten, um dem Herrn einen Tempel zu bauen, in welchem allein sie ihn nach ihrem Gewissen anbeten zu können glaubten und in Formen, die sie allein dem Höchsten wohlgefällig wähnten. Eng verwoben wie in ihrer Ueberzeugung das Diesseits und Jenseits des Christen, ward dieser Tempel zugleich auch die Grundfeste ihres bürgerlichen Daseins und ein Gebäude erhob sich unter ihren schaffenden Händen, im Umkreis von dessen starken Mauern zuerst Menschenrechte an die Stelle von Staatsrechten traten, Freiheit an die Stelle von Freiheiten, Gleichheit an die Stelle von Herrschaft und Dienstbarkeit."

des Banus, für die man so viel gethan und auf die man so große Hoffnungen gesetzt hatte, rückwärts aus Ungarn heraus und auf deutschöstreichischen Boden führten. Jellacic sollte um jeden Preis in den Stand gesetzt werden, wieder angriffsweise gegen die Magyaren vorzugehen, und Latour ließ sich daher durch keinerlei Rücksicht abhalten, alle verfügbaren Truppen zur Verstärkung des Banus marschiren zu lassen. Die hierdurch angeregten und von Tag zu Tag heftiger werdenden Drohungen der wiener Demokratie nahm er für das gäng und gäbe gewordene krakeelokratische Rumoren, an welches man sich nachgerade gewöhnt hatte. Man sprach wohl in den „intimen“ höfischen Kreisen von bellenden, aber nichtbeißenden Hunden. Möglich auch, daß die „Eingeweihtesten“ den Gedanken nicht zurückwiesen, die chronische Krankheit der wiener „Anarchie“ einer akuten Krisis entgegenzutreiben, um je eher je lieber das hippokratische Recept in Anwendung bringen zu können: „Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat.“

Das kaiserliche Manifest vom 3. Oktober that in Wien nicht geringere Wirkung als in Budapesth. Wie jenseits der Leitha wurde es auch diesseits derselben als eine Kriegserklärung des altöstreichischen Absolutismus gegen sämmtliche „Märzerrungenschaften“ angesehen. Die wiener Demokratie, welche naiv genug war, an die ihr durch Pulszky und andere magyarische Agenten vorgespiegelte Solidarität mit den Ungarn zu glauben, nahm sich der Sache derselben als ihrer eigenen an. Auf der ganzen Linie ihrer Organisation wurde das Alarmsignal gegeben. Die Klubbs traten in fieberische Thätigkeit und das in der „Ente“ sitzende „Centralkomité“ gab die Losung aus: Gemeinsam mit den Ungarn gegen die „Kroatenhorden“ und gegen die hinter denselben stehende Kamarilla!

Soweit war allerdings eine entschiedene Neigung, die „ultimas rationes populi“, die Barrikaden, wieder einmal in Anwendung zu bringen, vielleicht sogar ein bestimmter Aufstands-

plan vorhanden. Allein über den Aufstand als solchen hinaus erstreckte sich der Plan jedenfalls nicht. Es ist mit voller Bestimmtheit zu sagen, daß innerhalb Wiens nicht ein einziger Mensch athmete, welcher sich ohne alle Brimborien die Frage vorgelegt: Was dann? Was nachher? und irgendwelche artikulirte Antwort darauf gefunden und gegeben hätte. Etliche wenige Brauseköpfe mochten allerdings, indem sie auf Vernichtung dessen, was alles sie unter „Kamarilla" sich dachten, ausgingen, das ungeheuerliche Phantasiestück einer östreichischen Republik träumen; allein dieser Traum durfte sich ja gar nicht hervorwagen angesichts der unbedingt herrschenden konstitutionellen Fiktion, welche in der Aufmunterung und Unterstützung von Soldatenmeutereien, Barrikadenbauten, Zeughausplünderungen, Ministermorden u. dgl. m. nichts sehen wollte als Mittel, von einem übelberathenen Kaiser an einen besser zu berathenden zu appelliren.

Nun sollte man aber doch eigentlich „vernunftbegabten" Wesen nicht die Schmach anthun, sie einer solchen Dummheit für fähig zu halten, und darum hat man ausreichenden Grund für die Annahme, die wiener Oktoberrevolution habe zwar wohl dunkel gefühlt, aber schlechterdings nicht klar gewußt, was sie gewollt. In Wahrheit, man ist berechtigt, zu erklären: Das weitaus Gescheiteste, ja einzig Gescheite, was diese Revolution machte, war jene Karikatur, welche Wien in vollem Aufstande darstellte und darüber den Herrgott, der verwundert aus den Wolken auf das aufständische Getümmel und Gewühle herabschaute, während aus seinem Munde die Worte gingen: „Ich bin zwar bekanntlich allwissend; was aber die Wiener jetzt wollen, weiß ich wahrhaftig nicht."

2.

Latour trug kein Bedenken, auch die Garnison der Hauptstadt von Tag zu Tag mehr zu schwächen, um den Ban zu verstärken, und diese Unbedenklichkeit des Kriegsministers machte die Flattermine der wiener Oktoberrevolution explodiren.

Am 5. Oktober ward ein italisches Grenadierregiment zum Abmarsch in das Lager des Jellacic befehligt. Unzufrieden mit dieser Bestimmung machte es Miene, zu meutern, und konnte nur unter starker Kavalleriebedeckung eingeeisenbahnt werden. Am folgenden Tage sollten diesen italischen Zwangskämpfern gegen Ungarn deutsche Grenadiere folgen, das Bataillon Richter, welches in Wien ganz eingelebt war, viele Beziehungen zur Aula hatte, der es die Drillmeister geliefert, und mit dem Proletariat der Vorstadt Gumpendorf sich duzte. Man sagte den Soldaten: Laßt euch von der dreimal vermaledeiten Kamarilla nicht auf die Schlachtbank führen, noch dazu als Waffengefährten der Kroaten! und dieses Mahnwort klang um so angenehmer in Grenadierohren, als es von Gläsergeläute in den Vorstadtkneipen begleitet wurde. Eine Abordnung der gumpendorfer Bürgerwehr ging den Kriegsminister an, den Marschbefehl für das Bataillon zurückzunehmen, was aber Latour verweigerte. Der Abmarsch blieb auf den Morgen des 6. Oktobers angesetzt, merkwürdiger Weise aber sorgte der Minister in keiner Weise dafür, daß dieser Abmarsch, wenn nöthig, erzwungen werden könnte. Das Kriegsministerium sowohl als alle übrigen Behörden ließen der bedrohlichen Gährung, von welcher sie doch Kunde haben mußten, freien Lauf. Freilich war auch die Bürgerschaft von Wien noch am 5. Oktober ganz sorglos. Niemand, nicht einmal die Mitglieder des „Centralkomité" ausgenommen, ahnte einen so nahebevorstehenden Ausbruch. Die

Bürgerwehr der Vorstadt Mariahilf entsandte am 5. Oktober eine Abordnung nach Schönbrunn, um in aller Loyalität den Kaiser zu dem Fest ihrer Fahnenweihe einzuladen, welche am 8. stattfinden sollte, und es kennzeichnet die ganze Unklarheit und Verschwommenheit der östreichischen Bewegung, daß diese Bürgeroffiziere, bevor sie zur Audienz gingen, ihre schwarzrothgoldenen Bänder abnahmen, „aus Achtung für unseren guten Kaiser", während doch die schwarzrothgoldene Fahne auf dem schönbrunner Schlosse flatterte. Einer dieser guten wiener Bürger, der Bezirkschef Braun, suchte spät am Abend die in und außerhalb ihrer Kaserne in Gumpendorf tumultirenden Grenadiere zu beschwichtigen. Als er auf eine Gruppe der Soldaten hineinredete, sie möchten ihre Betten aufsuchen, um für den morgigen Marsch gehörig auszuschlafen, sagte ihm ein Grenadier: „Mein Herr Hauptmann, wir gehen nicht fort; wir bleiben da".

Und, in der That, sie blieben da. Vor 9 Uhr Morgens waren am 6. Oktober zahlreiche Abtheilungen der Bürgerwehr und Massen von Arbeitern in Bewegung, um den Abmarsch der Grenadiere zu verhindern. Auch die akademische Legion nahm ihre Waffen auf und marschirte zur Taborbrücke, um dem „Willen des souveränen Volkes" Geltung schaffen zu helfen. Die endlich getroffenen militärischen Maßnahmen, um den kriegsministerlichen Marschbefehl zur Ausführung zu bringen, waren verspätet und unzulänglich. Es waren nur ein galizisches Infanteriebataillon und etliche Schwadronen Kürassiere aufgeboten und zur Stelle, um den Abmarsch der Grenadiere zu decken, d. h. zu erzwingen. Diese Truppen standen mit zwei Kanonen theils auf der ersten Taborbrücke — die zweite war von der Volksmasse beinahe ganz abgetragen — theils mit einer dritten Kanone am andern Ufer. Das Bataillon Richter war zwar endlich aus seiner Kaserne gerückt, kam aber mit aufgelös'ten Reihen und mit Bürgerwehrleuten bunt gemischt bei der großen Taborbrücke an, sehr willig, den von studentischer und bürgerlicher Seite an die

Soldaten gerichteten Aufforderungen, nicht ins Kroatenlager sich führen zu lassen, nachzukommen. In dem Wirrsal von Rednerei, sonstigem Geschrei, Barrikadenbauversuchen, Eisenbahnschienen-aufreißen und anderen Kampfvorbereitungen, welches sich auf den Brücken und um dieselben her zusammenknäuelte, waren deutlich zu unterscheiden die fieberhaft heftigen Bewegungen und gellenden Wortstachelungen magyarischer Agenten. Der General Bredy, welcher Befehl hatte, mit den erwähnten geringen militärischen Hilfsmitteln den Abmarsch der Grenadiere zu decken, hätte denselben vielleicht erzwingen können, falls er rasch zu- und durchgriff. Er war aber auch kein rechter Durchgreifer und hat dann sein verspätetes Zugreifen mit dem Leben bezahlt.

Derweil sich draußen an der Donau die Anfänge der Katastrophe also einfädelten, hatte sich drinnen in der Stadt die wachsende Aufregung doch auch den obersten Behörden mälig merkbar gemacht. Der Ministerrath trat im Kriegsministerium zusammen und erfuhr vom Inhaber desselben, daß keine ausreichende Truppenzahl in der Stadt, um allfällige Unruhen niederzuhalten. So mußte denn die Frage aufgeworfen werden, ob auf die Bürgerwehr zu bauen und zu vertrauen sei. Die hierüber eingezogenen Erkundigungen lieferten das Ergebniß, daß die Nationalgarden der meisten Vorstädte durchweg unzuverlässig, die der inneren Stadt allerdings vorwiegend „schwarzgelb" gesinnt, aber höchstens auf 6000 Mann anzuschlagen seien, wobei es noch sehr fraglich, wie viele davon dem Rufe der Alarmtrommel wirklich folgen würden. Diese Neuigkeiten verlängerten die Ministergesichter um ein Beträchtliches und nach einem verlegenen Schweigen äußerte Graf Latour, daß ihm, falls es wirklich zu bedeutenderen Unordnungen käme, unter sothanen Umständen nichts erübrigen würde, als die sämmtlichen militärischen Kräfte, welche im Augenblicke zur Hand, außerhalb der Stadt zu vereinigen, um sie der demoralisirenden Berührung mit den Volksmassen zu entziehen. Auch dieser Beschluß gelangte

aber dann doch nicht zu rechtzeitiger und exakter Ausführung, wie denn das ganze ministerielle Gebaren am 6. Oktober ein so schwankendes und widerspruchsvolles gewesen, daß man berechtigt ist, zu sagen, dieses Ministerium sei vor dem ersten Anhauch des Orkans zusammengefallen wie ein Kartenhaus.

Auch vom Reichstag ist kein wirksames Eingreifen in die Krisis versucht worden. Er hielt an diesem Oktobertage keine Plenarsitzung und vergebens bestürmten Mitglieder der Linken den Präsidenten Strobach, eine solche zu veranstalten. Wäre es geschehen, so würde, da ja die Minister sicherlich auf ihrer Bank im Reichstagsale gesessen hätten, der Geschichte Wiens wohl der wüste Mordklex erspart worden sein, welche der 6. Oktober auf ihre Blätter sudelte. Viele Reichstägler begaben sich nach Ablehnung ihrer Forderung von seiten des Präsidenten nach dem Kriegsministerium und thaten im Vorzimmer des Ministerraths einen heftigen Debattirklubb auf, welcher aber natürlich auch nichts als Worte zu Tage förderte.

Um 11 Uhr kam draußen an den Taborbrücken die Stockung in Fluß, in blutigen leider. Da die Grenadiere vom Bataillon Richter immer sichtbarlicher Miene machten, förmlich mit den sie umringenden Volkshaufen sich zu verbrüdern, so schien es dem General Bredy sehr an der Zeit, ihren Abmarsch zu erzwingen, um so mehr, da Arbeiterscharen der Kanonen sich zu bemächtigen große Lust verriethen. Ein erster Versuch, die Geschütze zu annexiren, konnte noch mittels Worten zurückgewiesen werden. Einen zweiten, der nicht lange auf sich warten ließ, befahl der General mittels einer Salve abzuweisen, indem er zugleich anordnete, die Verbindung zwischen den Brücken wiederherzustellen und die Grenadiere mit Gewalt zum Weitermarsch zu treiben. Es war zu spät. Proletarier warfen sich auf die Geschütze. Feuer! rief der General dem galizischen Bataillon zu. Die Salve krachte und eine Anzahl Todter und Verwundeter lag am Boden. Aber das Geknatter war noch nicht verhallt, als es

schon seine Entgegnung erhielt durch eine Salve, welche die auf dem Eisenbahndamm aufgestellte Studentenlegion gab. Der General sank todt, sein Stabschef, der Oberstleutnant Klein, tödtlich verwundet vom Pferde. Ein kurzer, aber erbitterter Kampf entspann sich, in welchem die deutschen Grenadiere gemeinsame Sache mit dem Volke machten und der vollständig zu Gunsten des letzteren endigte. Die erste Kanone, welche dem Militär entrissen worden, wurde gegen dasselbe gekehrt und von einem Arbeiter mittels eines Zündhölzchens losgebrannt. Der ganze Raum zwischen den beiden Brücken war mit Todten und Schwerverwundeten bestreut. Die kaiserliche Infanterie und Kavallerie mußten sich, schwach und führerlos, wie sie waren, schließlich eilig zurückziehen und ihre Geschütze im Stiche lassen.

Kaum hatte das Schießen draußen am Donauufer begonnen, als ein Mensch im Legionärkleide in einem Fiaker wie rasend durch die Jägerzeile jagte, schreiend: „Sie schießen mit Kanonen auf das Volk! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Andere Sendlinge stürmten die sämmtlichen Stadtquartiere auf. Bald heulten von allen Thürmen die Sturmglocken, die Alarmtrommeln rasselten und die Straßen füllten sich mit Bürgerwehrleuten, deren Mehrzahl aber, ein deutliches Zeichen ihrer Stimmung, zur Aula eilte, als zu ihrem selbstverständlichen Sammelpunkt. Was sich von Truppen in der inneren Stadt befand, wurde mit Ausnahme eines Bataillon vom Regiment Nassau und drei Pionierkompagnien, entweder nach Schönbrunn oder nach der Leopoldsvorstadt geschickt. Um $12^1/_2$ Uhr zogen die Sieger vom Tabor triumphirend in die Stadt ein. Die genommenen Kanonen führten sie mit sich, den Hut des getödteten Generals ließen sie sich wie eine Trophäe vorantragen. Dann wurden die Thore geschlossen und die Geschütze der Bürgerwehr auf den Wällen aufgepflanzt. Hierbei schien die Absicht obzuwalten, das unruhige, jeder Veränderung geneigte Kleinbürgerthum und Proletariat der Vorstädte von der inneren Stadt und ihrem

konservativ gesinnten Großbürgerthum abzusperren. Allein wenn das wirklich beabsichtigt war, so wurde es doch nicht aus- und durchgeführt. Denn kurz nach Mittag hatten die vorstädtischen Elemente auch im inneren Stadtring entschieden die Oberhand, sintemalen, wie zu erwarten stand, die gut schwarzgelb gesinnten Bürger der ungeheuren Mehrzahl nach als „Angströhrenkorps" sich organisirten, d. h. in ihre Häuser sich verschlossen. Viele dieser „ruhigen" Bürger wandelte auch trotz der vorgerückten Jahreszeit plötzlich ein krankhaftes Gelüste nach Landluft an und es begann schon an diesem Tage jener Exodus der Reichen aus Wien, welcher in den nächsten Wochen ein so massenhafter wurde, daß alle benachbarten Dörfer und Städtchen mit „Backhändlnfressern" und „Meerschaumcigarrenspitzlern" vollgestopft waren. Im lustigen Baden allein sollen an 20,000 solcher aus Wien geflüchteten Ruhe- und Ordnungsphilister zusammengepökelt gewesen sein und hieß deßhalb der Ort jetzo „Schwarzgelbowicz".

Von der östreichischen Hauptstadt nahm Nachmittags am 6. Oktober die Anarchie ohne weitere Förmlichkeiten Besitz. Das Ministerium war, bevor der Abend gekommen, auseinandergeronnen. Einzelne Tropfen desselben, Bach, Wessenberg u. s. w. sickerten durch die Linien und wurden erst in Prag wieder sichtbar. Zurück blieben der unglückliche Latour und der unausrottbare Kraus. Dieser harrte während der ganzen Dauer der Oktoberrevolution auf seinem Posten aus. Nicht nur auf seinem, sondern auf allen Posten. Denn er war nicht allein Finanzminister, sondern auch Minister des Innern, des Kriegs, des Unterrichts, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, kurz der Minister für alles, ein wirklicher und wahrhafter Minister-Proteus. Gewiß, eine nie dagewesene Absonderlichkeit, daß der Minister eines Monarchen, dessen Armeen die empörte Hauptstadt blockiren, berennen und bombardiren, in dieser selbigen Hauptstadt im Namen desselbigen Monarchen ruhig weiteramtet.

Da sage man noch, es gebe nichts Neues unter der Sonne! Ueberhaupt hatte diese tragische Oktoberrevolutionsposse etwas verrückt Gemüthliches. War doch die Masse der wiener Rebellen weit entfernt, ihrem „guten“ Kaiser etwas anhaben zu wollen. Im Gegentheil, diese wunderlichen Revoluzer glaubten in allem Ernste, sie stünden in Waffen für ihren guten Ferdinandl gegen das urböse Ding, die „Kamarillerl“, worunter sie sich ungefähr so etwas wie des Teufels Großmutter vorstellten. Die Figur jenes wiener Proletariers, welcher sich am 6. Oktober kampfmüde den Schweiß abwischte mit den Worten: „Wie sich doch unsereiner plagen muß für den Kaiser!“ war eine wahrhaft typische.

3.

Eigenthümlich ist an diesem wiener Revolutionsstück sodann gewesen, daß es nicht in allmäliger Steigerung zu einem Wuthkrampfe der Leidenschaft gedieh, sondern daß die Gradation umgekehrt mit dem Superlativ begann. Freilich kann man auch sagen, die Ermordung Latours sei nur das Platzen eines häßlichen Geschwürs gewesen, welches schon den ganzen Sommer her geschwärt hatte. Der Kriegsminister hatte am emsigsten und entschiedensten den Gedanken des Hofes zu verwirklichen getrachtet und folgerichtig mußte er das Hauptziel des zur wilden Flamme aufgeschürten Volkshasses sein.

In diese Flamme, welche ohnehin schon hoch genug loderte, goß noch Oel ein bedauerlicher Auftritt, welcher in den ersten Nachmittagsstunden auf dem Stephansplatze statthatte. Bürgerwehr vom Kärthner-Viertel sollte und wollte den Thurm des Doms besetzen, um das Sturmläuten zu verhindern. Allein

bevor sie den Thurm erreichte, ging droben schon die Sturmglocke und der auf dem Platze versammelte Pöbel verhöhnte die Kärthner-Vierteler als „Schwarzgelbe“. In diesem Augenblicke rückte eine Abtheilung Bürgerwehr aus der Vorstadt Wieden heran, man weiß nicht, warum? Inmitten des pöbelhaften Johlens, Grunzens und Pfeifens geht ein Schuß los. Die Wiedener wähnen sich von den Kärthnern angegriffen, lösen sich in Plänklerschwärme auf und eröffnen ein lebhaftes Feuer auf die „Schwarzgelben“. Diese geben das Feuer zurück, müssen aber weichen, flüchten in den Dom und verschließen das Thor hinter sich. Allein die wüthenden Wiedener stoßen das Thor ein und der Kampf tobt am Fuße der Altäre weiter, bis die Kärnthner völlig unterliegen. Das kurze Stück wiener Bürgerkriegs hat 15 Todte gekostet und 95 zum Theil schwere Verwundungen verursacht. Eine noch bedeutsamere Folge dieses Kampfes war, daß von da ab die „Stadtgarden“, d. h. die Bürgerwehrleute der eigentlichen, inneren Stadt, mit ganz wenigen Ausnahmen von der Bühne verschwanden und demnach die Vorstädter in Wien durchweg obenauf waren.

Zugleich mit den blutigen Scenen beim und im Stephansdom oder ganz kurz darauf spielten ähnliche auf dem Platz „Am Hof“, wo dazumal — ungefähr um 2 Uhr Nachmittags — noch der Ministerrath im alten Hofkriegrathsgebäude versammelt war, sowie am „Graben“, in der Bognergasse und auf der „Freiung“. Ueberall wurde das wenig zahlreiche und noch dazu ungeschickt verzettelte Militär — die Hauptmasse desselben war schon aus der Stadt entfernt — von vorstädtischer Bürgerwehr, studentischen Legionären und mit langen Eisenstangen bewaffneten Arbeiterscharen blindwüthend angegriffen. Mehrere Stadtviertel bedeckten sich mit Barrikaden, Geschütze donnerten, Kartätschensaat prasselte in die Häuserwände, die Sturmglocken heulten unablässig — kurz, die ganze Höllenbreughelei eines Straßenkampfes war wieder einmal los. Und noch dazu würgten

sich die Menschen hüben und drüben, ohne eigentlich zu wissen, warum oder wozu, ohne eine bestimmte Führung, Losung und Absicht. Aber der Kampf selbst steigerte, wie das immer zu geschehen pflegt, den Zornrausch der Massen und machte sie gierig nach Unheil und Blut.

Die allenthalben umzingelten, hart mitgenommenen und zurückgedrängten Truppen gaben Straße für Straße auf und zogen sich auf das josephstädter Glacis zurück. Das Kriegsministerium am Hof war demnach preisgegeben, denn auf die Grenadierkompagnie, welche die Wache desselben bildete, war kein Verlaß. Schon hielten die Pöbelrotten das Gebäude blockirt, dessen Thor zu verschließen und zu verrammeln nur mühselig noch gelungen war, und wüste Drohungen wurden zu den Fenstern emporgekreischt. Aus dem chaotischen Gebrülle gellte ominös artikulirt das Wort „abkrageln" heraus. Es ist aber dieser Pöbelschrei doch mehr nur der zusammenfassende Ausdruck der herrschenden Wuthstimmung gewesen als ein Beweis für die nachmals erhobene Behauptung, der bald darauf erfolgte Gräuel sei planmäßig vorbereitet und verwirklicht worden. Diese Behauptung hat später selbst das willkürlichst amtliche Umspringen mit den Thatsachen nicht zu erweisen vermocht. Der Kriegsminister Latour war das Ziel des Volkszorns, gewiß; allein dessenungeachtet ist seine Ermordung keine planmäßige gewesen, sondern sie war eine gräßliche Stegreifdichtung der bis zum Wahnsinn entzündeten Pöbelphantasie.

Das voltaire'sche „Tigeraffenthum" gilt nicht vom französischen Volke allein, sondern, die Völker unbefangen angesehen, von jedem. Die „gemüthliche" Oestreicherei hatte den Sommer über oft genug den Affen sehen lassen, am 6. Oktober machte sie zur Abwechselung mal einen richtigen Tigersprung.

Die Lage der in dem Kriegsgebäude am Hof eingesperrten und blockirten Minister, Generale, Beamten und Offiziere war eine höchst peinliche. Vielleicht hätte ein rascher Entschluß und

dessen energische Ausführung die blockirende Menge schrecken und zerstäuben können. Im Hofraume stand ein mit Kartätschen geladenes Geschütz. Hätte man das Thor plötzlich aufgerissen, die Kanone ihre Ladung in die Horde draußen hineinspeien und die 160 Mann der Grenadierwache mit gefälltem Bajonnett nachdrücken lassen, so würde der Platz wohl gesäubert worden sein. Mehrere Offiziere riethen zu solchem Vorgehen; allein Latour verweigerte die Erlaubniß, weil er, wie er sagte, kein Blutbad wollte. Kurz zuvor hatte er auch den Truppen auf dem josephstädter Glacis den Befehl zugefertigt, das Feuer einzustellen. Der unglückliche Mann hatte von dem ganzen Ernst der Lage offenbar keine klare Vorstellung.

Kurz nach 3 Uhr erschien der Minister Hornbostl im nur spärlich gefüllten Reichstagssale, zeigte an, daß die Truppen auf Latours Befehl das Feuern eingestellt hätten, und beschwor die Versammlung, das Ihrige zur Beschwichtigung des Volkes zu thun. „Ist das Leben der Minister gesichert?" fragte der Abgeordnete Borrosch. „Nein", entgegnete Hornbostl, worauf sogleich die Entsendung einer Reichstagsdeputation zum Schutze der Bedrohten beantragt und beschlossen wurde. Die Deputirten Borrosch, Smolka, Goldmark, Fischhof und Sierakowski machten sich eiligst zum Kriegsgebäude auf.

Sie kamen dort an, als das Unheil schon in vollem Zuge und die Pöbelbande Meister des Gebäudes war. Der Kriegsminister selber hatte das Thor zu öffnen befohlen und der Wache untersagt, von den Waffen Gebrauch zu machen. Gewehr im Arm sahen die auf dem Hof, auf den Treppen und Korridoren aufgestellten Soldaten der Entwickelung des Morddrama's zu.

Ob Latour wähnte, durch diesen Beweis von Vertrauen den Tiger zu zähmen? Ob er glaubte, durch sorgloses Preisgeben der eigenen Person dem Affen zu imponiren? Im einen wie im anderen Falle irrte er sich.

Während die Menge durch das geöffnete Thor hereinströmte

und rasch die verschiedenen Theile des weitschichtigen Gebäudes zu überfluten begann, gelang es den Ministern Bach, Wessenberg und Doblhoff hinauszukommen. Der erstere wäre wohl übel gefahren, falls er nicht so glücklich gewesen, die Uniform eines Bürgerwehrkanoniers zu erwischen und in dieser Verkleidung zu entwischen. Möglich, daß der Mann an diesem Tage die Ueberzeugung gewann, es wäre rathsam, mehrbesagten Tigeraffen in einen Konkordatskäfig zu sperren. Auch verschiedene Generale und Offiziere bewerkstelligten in theilweise nicht gerade heroischen Vermummungen ihren Rückzug aus dem Hause.

Endlich befanden sich bei dem Kriegsminister nur noch etliche Adjutanten und sein Kammerdiener. Da scholl immer näher und drohender der Ruf: „Wo ist der Kriegsminister? Wir müssen ihn haben!" Die äußerste Gefahr enthüllte sich ihm plötzlich. Wie derselben entfliehen? Vielleicht durch die Kirche? (Das Gebäude war ehemals ein Jesuitenkollegium.) Hastiger, aber vergeblicher Versuch: die Verbindungsthüre war vermauert. „Excellenz, weg mit der Generalsuniform!" Der General ließ sich von seinem Kammerdiener einen bürgerlichen Anzug reichen, und nachdem er denselben angethan, verließ er, dem Drängen der Adjutanten nachgebend, seine im zweiten Stockwerke gelegene Amtswohnung und suchte im Dachgeschoß ein Versteck, wozu eine Art von Räucherkammer geeignet schien. Einem der Adjutanten glückte es, mitten durch das Gebrodel der Menge hindurch und auf das josephstädter Glacis zu gelangen, wo er die Truppen aufforderte, zur Rettung des Ministers herbeizueilen. Umsonst. Offiziere und Soldaten, ganz perplex durch die Ereignisse des Tages, rührten sich nicht von der Stelle.

Inzwischen war die Reichstagsdeputation im Kriegsgebäude angelangt. Ihre Beschwichtigungsbemühungen schienen anzuschlagen. Der populäre Borrosch insbesondere redete im Hofe mit scheinbar größtem Erfolge zu der Menge, welche er beschwor, keine Gewaltthat gegen den Minister zu begehen, der, versicherte

er, in Anklagestand versetzt werden sollte. Unglücklicher Weise ließ sich „Vater Borrosch“ durch den ihm unter diesem Titel gezollten Beifall zu dem Wahne verleiten, er hätte hier glücklich seinen Zweck erreicht und es sei deßhalb seine Pflicht, auch anderwärts den Friedensprediger zu machen. Kaum war er weggegangen oder vielmehr weggeritten — denn man hatte ihn auf ein Pferd gehoben — als das Gebrülle nach dem Kriegsminister abermals losging.

Der verfemte Mann hatte sich so eben aus seiner Wohnung entfernt, als die Haufen in dieselbe eindrangen, das Geräthe zerschmissen und alle Papiere des Ministers „als Beweise seines Verraths“ zusammenrafften. Einem Proletarier stach ein prächtiges Rasierzeug in die Augen; er wollte es einstecken, aber ein Legionär von der Aula nahm es ihm ab und legte es wieder an seinen Platz mit der Mahnung: „Wir sind nicht hierhergekommen, um zu plündern!“ Drunten auf dem Hofe zeterte derweil eine wilde Bande immer ungestümer: „Heraus mit dem Verräther! Er muß abgekragelt sein!“ Wüthende Kerle stürmten die Treppen hinan und suchend und fluchend durch alle Stockwerke und Korridore.

Gerade jetzt gelang es endlich dem treuen Adjutanten des Bedrohten, dem Hauptmann Niewiadomski, den Vicepräsidenten des Reichstags, Herrn Smolka, und dessen Kollegen die Treppen hinaufzulootsen. Die Herren mußten aber sofort erkennen, daß gegenüber diesem Wirrsal von Wuth und Wahnsinn ihre bloße Gegenwart und ihre beschwichtigenden Reden keine Wirkung thäten. Smolka schlug daher vor, Latour sollte sofort seine Abdankung erklären und zwar schriftlich. Daraufhin wollten die Reichstagsdeputirten ihn unter ihren Schutz nehmen und etwa unter dem Vorgeben, daß er ein Gefangener sei und vor Gericht gestellt werden würde, den seiner Würden und Aemter entkleideten alten Mann in das bürgerliche Zeughaus hinüberretten. Durch einen Offizier von diesem Plan in Kenntniß gesetzt, verließ

Latour seinen Schlupfwinkel und schrieb in einem Zimmer des vierten Stockwerks seine Abdankung nieder: — „Mit Genehmigung Sr. Majestät bin ich bereit, meine Stelle als Kriegsminister niederzulegen“. Mit dieser Urkunde eilte Smolka ins dritte Stockwerk hinab, bis wohin die Volkswoge ihren Abschaum bereits emporgespritzt hatte, und las den Tobenden dieselbe mit lauter Stimme vor. Umsonst. Die Rotte schritt über diese zwischen sie und ihr Opfer gestellte papierene Schutzwehr hinweg, schreiend: „Aha, der Halunke ist also da? Er muß abgekragelt sein, er muß gehenkt werden!“

Mit Noth erreichten Smolka und sein Mitdeputirter Sierakowski noch vor der Bande das vierte Stockwerk wieder; allein Latour durfte es nicht wagen, sein früheres Versteck wieder aufzusuchen, weil der Gang, den er hätte durchschreiten müssen, schon von einzelnen Eindringlingen aufgespürt war. Er suchte daher in einem geheimen Gemach eine augenblickliche Bergung. Smolka, Fischhof und Sierakowski gesellten sich einen Bürgerwehroffizier, einen Offizier der akademischen Legion und einen Arbeiter und unternahmen mit eigener Lebensgefahr die Rettung des Generals. Wenn das Pack denselben in seinem Verstecke auffand, so war er unbedingt verloren. Die Reichstagsmitglieder verbürgten sich daher dem tobenden Gesindel, welches sie übrigens kaum respektirte, sie wollten den Minister herbeischaffen und denselben der Justiz überliefern, falls sich eine gehörige Anzahl von Männern mit Schwur und Handschlag verpflichtete, sein Leben zu schützen. Sofort drängten sich etwa 20 Bürgerwehrmänner und Arbeiter eifrig aus dem Pöbelknäuel, welcher den Korridor im vierten Stockwerk verstopfte, hervor und schwuren, zweifelsohne aus aufrichtigem Herzen, den Abgeordneten zu, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Latour hatte in seinem Schlupfwinkel diese Verhandlung gehört und trat jetzt heraus mit den Worten: „Hier bin ich. Ich habe Kugeln und Bajonnette nicht gescheut und fürchte auch

Dolche nicht; denn ich bin ein ehrlicher Mann und habe ein gutes Gewissen". Der alte Herr hatte auf seinem Standpunkte ganz recht. Er hatte als Monarchist von der strikten Observanz gehandelt und nur Katechismusmoralisten und sonstige „Ideologen" konnten es „unmoralisch" finden, daß er seine „Geschäftsverbindung" mit dem Kroatenban öffentlich abzuleugnen „sich veranlaßt gesehen". Man ist doch fürwahr nicht dazu Minister, immer und überall die Wahrheit zu sagen!

Von den Reichstagsmitgliedern und seinen geschworenen Beschützern umringt, wurde der unglückliche General, an dessen einer Seite sein Adjutant Graf Gondrecourt, an dessen anderer Fischhof sich hielt, die kleine Treppe, welche bei dem Brunnen im Hof ausmündete, hinabgebracht; höchst mühsälig, denn die Treppe war enge und bei jedem ihrer Absätze gesellten sich von den verschiedenen Theilen des Gebäudes her neue Scharen zu dem Zuge. Schon während dieses Herabsteigens mußte das Schlimmste befürchtet werden, denn das drohende Geheul des hinten nachdrängenden Gesindels verrieth nur zu deutlich, daß hier jede Beschwörung ein leerer Schall, jede Mahnung zur Gerechtigkeit oder zum Mitleid ein in dem wüsten Getobe ungehört verhallendes Wort sei.

Kaum hatte sein Geleite den Minister endlich auf den Hofraum gebracht, als das Scheußliche geschah. Das Hundepack warf sich mit Tigergebrüll auf sein Opfer. Vergeblich alle die Anstrengungen Smolka's, Fischhofs, Sierakowski's, Gondrecourts, der Bürgerwehrmänner und Arbeiter, sich zwischen die lechzende Meute und den gehetzten Greis zu werfen, diesen mit ihren Armen, mit ihren Leibern zu decken gegen die beim Erscheinen Latours losrasende Orgie der Barbarei.

In Wahrheit, eine solche, nicht ein vorherbedachtes, von langer Hand her angelegtes Verbrechen war der Mord des Generals. Ist doch aktenmäßig festgestellt, daß die drei nachmals ausgemittelten und zum Galgen verurtheilten Hauptmörder

(Brambosch, Jurkovic und Wangler) keineswegs mit mörderischen Absichten zum Kriegsgebäude gekommen, sondern erst von dem daselbst um sie hertobenden Mordwuthrausch angesteckt worden sind. Eine grausame Schicksalsironie lag darin, daß unter den drei bezeichneten Hauptmördern des Kriegsministers, den man als einen Mitverschworenen des Kroatenbanus tödtete, auch ein Kroate sich befand (Jurkovic).

Wann auf dieser unserer bekanntlich musterhaft eingerichteten Erde etwas Vernünftiges, Rechtes, Edles, Großes geschehen soll, dann drängen sicherlich hundert Zufälle hemmend und hindernd sich dazwischen; das Dumme dagegen, das Schlechte, Niederträchtige, Abscheuliche hat allzeit freie Bahn. Das Gute kann geschehen, das Böse muß geschehen.

Latour hielt sich, als er den Hofraum betreten hatte, nur noch mit Hilfe seiner Beschützer aufrecht. Unter einem vergitterten Fenster stellten sie sich noch einmal schirmend um ihn her. Es half nichts. Sie wurden weggedrängt, weggezerrt, weggestoßen und von rechtsher und linksher zielten mörderische Hiebe und Stöße auf das Opfer. In demselben Augenblick traf von hinten ein Hammerschlag und von seitwärtsher ein Säbelhieb den Kopf des Generals, worauf Hieb- und Stoßwaffen aller Art seinen Leib zermarterten. Er sank zu Boden. Aber die Kanibalen rissen den noch Lebenden empor, schlangen ihm eine Schnur um den Hals und henkten ihn an einen der Eisenstäbe des Fenstergitters. Die Schnur riß, doch die Wuth der Barbaren war noch nicht gesättigt. Sie schleiften die blutige, aber noch röchelnde Masse, welche Latour gewesen war, zum Hofe hinaus auf den freien Platz vor dem Kriegsgebäude und knüpften sie dort zum zweitenmal an einen Gaslaternenpfahl auf, welcher vor der Hauptwache stand.

Und die Grenadiere, welche die Hauptwache besetzt hielten, ließen das geschehen, Gewehr bei Fuß! Und der Hauptmann, welcher sie befehligte, rührte keinen Finger, sondern sagte achsel-

zuckend: „Der letzte mir zugekommene Befehl lautet, nicht einzuschreiten“. Ganz fabelhaft, aber doch buchstäblich wahr!

Auch dem also hängenden Leichnam fuhren die Kanibalen Kanibalisches anzuthun fort. Die Kleider waren dem Todten abgerissen, bis in den dunkelnden Abend hinein trieb das Hundepack Schimpf und Spott mit ihm und zerfetzte ihn mit Schüssen, Hieben und Stichen*). Gassenbuben umtanzten, Schandlieder johlend, den Marterpfahl, Gassendirnen schauten lachend und händeklatschend zu. In die Schwärze dieses Gräuels herein fiel nur ein Stral menschlichen Gefühls: — ein Legionär von der Aula kaufte in der Nachbarschaft ein Leintuch und bedeckte mit demselben die verstümmelten Ueberreste des Opfers ....

Derweil war der Reichstagssal der Schauplatz tumultarischer Scenen. Der Präsident Strobach hatte sich anfänglich geweigert, die von der Linken geforderte Sitzung zu eröffnen, weil die Zahl der anwesenden Mitglieder keine beschlußfähige sei. Endlich hatte er sich gefügt, als aber um 5 Uhr Smolka, Fischhof und Sierakowski hereinkamen und der letztgenannte die lakonische Meldung machte: „Latour ist todt; er hängt an einem Laternenpfahl am Hof“ — als zugleich mit dieser Schreckensbotschaft bewaffnete Arbeiter nicht nur auf den Galerien, sondern auch im Sale erschienen, da fühlte der Czeche Strobach den Präsidentenstuhl unter sich glühen, daß es nicht zum Aushalten war. Er stand daher auf, wand sich während des anarchischen Hin- und Herredens, welches sich an Sierakowski's Meldung und das Erscheinen der bewaffneten Arbeiter knüpfte, noch eine Weile zwischen dem Bureau und der Thüre herum und verfloß dann auf — Nimmerwiederkehr. Es wehte an diesem Tage überhaupt ein schneidend widerczechischer Luftzug in Wien. Begreiflich daher,

---

*) Depesche Kerns vom 7. Oktober: ... „Ich sah es selbst, wie der hängende Leichnam gestern Abend um 6 Uhr noch mit Bajonnetten durchstochen wurde.“ S. B. A.

daß die Häuptlinge der Czechen, die Rieger, Hawliczek und andere, bereits den Staub Wiens von ihren Stiefeln geschüttelt und gen Prag sich aufgemacht hatten, allwo sie dann mit den fahrenden Ministern Wessenberg und Bach konferenzelten. Das also von den Häuptlingen schon am 6. Oktober gegebene Beispiel muthigen Zurückweichens wurde in den zunächstfolgenden Tagen von der czechischen Mannschaft im Reichstage befolgt. Die Bänke der Rechten leerten sich demnach. An der Stelle des verflossenen Strobachs übernahm Smolka den Vorsitz und der Reichstag, welcher sich permanent erklärte, faßte in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober eine Menge von Beschlüssen. Er bestellte einen „Sicherheitsausschuß“, der in Gemeinschaft mit den Regierungsbehörden für die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen sollte; er erließ einen Aufruf „An das Volk“, worin dasselbe zur Gesetzlichkeit ermahnt und „die Sicherheit der Stadt Wien, die Unverletzlichkeit des Reichstages und des Throns und dadurch die Wohlfahrt der Monarchie unter den Schutz der wiener Nationalgarde gestellt wurde“; er beauftragte den Herrn von Pillersdorff, eine Adresse an den Kaiser zu entwerfen, worin dieser um Gewährung einer allgemeinen Amnestie, um Zurücknahme des Manifestes vom 3. Oktober und um Einsetzung eines volksthümlichen Ministeriums, in welchem die beiden „ehrlichen Männer“ Doblhoff und Hornbostl sitzen sollten, angegangen wurde; er entsandte den Verfasser dieser Adresse als Träger derselben unter Beigabe der Deputirten Skoda, Lubomirski, Hornbostl und Borrosch sofort nach Schönbrunn; er schickte auch eine Abordnung an den Grafen Karl von Auersperg, kommandirenden General von Niederöstreich, mit der Bitte, nichts gegen die Stadt zu unternehmen und von jedem Angriff auf das Volk abzustehen.

Der Herr General war diesem Wunsche schon Abends zuvorgekommen. Er gehörte nicht zu den Menschen, welche für kritische Situationen gemacht sind, d. h. zur Beherrschung der-

selben Fähigkeiten und Thatkraft genug besitzen. Er hielt sich an den Nachmittags ihm zugekommenen, von Wessenberg und Latour unterzeichneten Befehl: „Das Feuer ist allenthalben einzustellen“ — und unternahm auch dann nichts, als der im Kriegsgebäude verübte Gräuel ruchbar geworden. Entgegen der Ansicht des Fürsten Felix von Schwarzenberg, welcher vorschlug, am Abend vom josephstädter Glacis aus mit den Truppen durch das Franzthor in die Stadt einzustürmen, ließ Auersperg seine Streitkräfte vom Glacis aufbrechen und dieselben im Schwarzenberggarten und beim Belvedere Stellung nehmen, rathlos, was weiter zu thun.

4.

Spät in der Nacht gelangte die reichstägliche Abordnung nach Schönbrunn und sie wurde so huldvoll empfangen, daß man meinen könnte, das, was in Wien geschehen war, sei in dem kaiserlichen Sommerschlosse noch nicht vollständig bekannt gewesen. Da jedoch diese Annahme als unmöglich zu verwerfen ist, so muß man glauben, nur der gute Ferdinand selber sei zur Stunde, als die Deputation ihm aufwartete, noch nicht von der Ermordung Latours unterrichtet gewesen. Wäre er es bereits gewesen, er hätte sicherlich nicht mit solcher Ruhe und Fassung sich zu geben vermocht, wie er that. Was die Hofleute angeht, so hätten sie keine sein müssen, falls sie ihre Mienen und Zungen nicht soweit in ihrer Gewalt gehabt, um die Deputirten nicht merken zu lassen, wie man im Schlosse gestimmt sei und was man vorbereitete, gerade während die kaiserliche Majestät der Abordnung des Reichstags Versicherungen gab, welche nicht beruhigender hätten lauten können. Die Abgeordneten waren so glücklich, das nicht nur mündlich, sondern auch schwarz auf weiß gegebene Ver-

sprechen des gutmüthigen Monarchen, daß er ein neues „volksthümliches" Ministerium berufen werde, mit nach Wien zurücknehmen zu können. Se. Majestät hatte die Liebenswürdigkeit so weit getrieben, dem wiener Volke noch ein ausdrückliches Kompliment zu machen, sagend, er „hoffe, daß dasselbe zur Wiederherstellung eines geordneten und gesetzlichen Zustandes kräftig mitwirken werde".

Die Rückkehr der Deputation mit so tröstlichem Bescheid erregte große Freude im Reichstagssal, und als die Sitzung frühmorgens am 7. Oktober geschlossen wurde, behaupteten nicht wenige der Mitglieder, das Morgenroth einer besseren Zukunft aufgehen zu sehen. Aber, ach, „Morgenroth, Abendkoth".

Maßen die „ehrlichste Politik allzeit die beste", waren in Schönbrunn, während droben im Audienzzimmer der gute Ferdinand so versöhnlich und tröstlich zu den Reichstäglern geredet hatte oder reden gemacht worden, drunten in den Ställen die Pferde zur Flucht angeschirrt und war zugleich im kaiserlichen Kabinett ein Manifest in der Mache, welches, zusammengehalten mit den der reichstäglichen Abordnung gleichzeitig gegebenen Versicherungen das berühmte Axiom von der ehrlichsten Politik als der besten so zu sagen in Farbendruck illustrirte. Dieses Manifest ließ sich sehr scharf aus gegen die Ermordung Latours und zwar selbstverständlich mit vollem Recht, wenn auch die Phrase: „Wien ist mit Brand und Mord erfüllt" — mehr Dichtung als Wahrheit enthielt. Wirklich großartig, geradezu kolossal wurde aber die Manifestdichtung, wenn sie den Kaiser schließlich ausrufen ließ, er „verlasse die Nähe der Hauptstadt, um Mittel zu finden, der unterjochten Bevölkerung von Wien Hilfe zu bringen und die bedrohte Freiheit zu retten". Darum, „wer Oestreich, wer die Freiheit liebt, schare sich um seinen Kaiser!"

Nachdem dieses Aktenstück verfertigt und von dem immer dienstwilligen Unterschreiber unterfertigt war, machte sich der Hof vollends reisefertig und verließ zur siebenten Morgenstunde unter

dem Geleite einer Brigade von Kerntruppen Schönbrunn. Auch diese zweite Flucht schien wiederum ins glaubenseinige Tirol gehen zu wollen; allein in Wahrheit ging sie die Donau aufwärts bis Krems, überschritt am 9. Oktober daselbst den Strom, machte eine scharfe Wendung nach rechtshin und fand am 14. ihr Ziel in der mährischen Stadt und Festung Olmütz. Man mußte den Slaven ein Pfand allerhöchsten Vertrauens geben; sie hatten sich schon so sehr um das Haus Lothringen-Habsburg verdient gemacht! Inmitten einer slavischen Bevölkerung das kaiserliche Hoflager aufschlagen, hieß den Häuptlingen der Slaven sagen: Ihr sollt künftig in Oestreich die erste Geige, will sagen Gußle spielen.

Derweil der kaiserliche Fluchtzug zunächst gen Sieghardskirchen unterwegs war, erschien der Minister für alles, Herr Kraus, in der Vormittagssitzung des Reichstags und eröffnete, daß ein „Mann von der Hofburgwäche" ein kaiserliches Manifest überbracht hätte mit der Aufforderung, dasselbe gegenzuzeichnen, was ihm aber seine konstitutionelle Gesinnung und beziehungsweise Entrüstung zu thun nicht erlaubte. Er lege darum das Aktenstück auf den Tisch des Hauses nieder „zu beliebigem Gebrauche".

Aber lesen mußte man doch das Ding. Allgemeine Verblüffung darnach. Die „gemäßigt liberale" Mehrheit der Versammlung hatte sich so eben noch so wohlig gefühlt in der Gewißheit, mit Ihrer kaiserlich königlichen Majestät eigentlich doch e i n Herz und e i n e Seele zu sein. Und jetzt? Ja, wie stand denn nun eigentlich der Reichstag zum Kaiser? Wer auf diese Frage eine runde und nette Antwort hätte geben können! Aber, was da? Nur nicht verzagt! Der Parlamentarismus weiß für alles Rath. Ist der Kaiser fort, so haben wir doch noch einen kaiserlichen Minister und zwar einen Minister für alles und noch dazu einen Minister, welcher so eben korrekt und korrektest konstitutionell geredet hat, der allerliebste Gummi-Kraus! An den also

wollen wir uns halten und ihm auch, aus schuldiger Dankbarkeit, sofort die Forterhebung der Steuern für ein volles Jahr, sowie die beliebige Benützung des Bankkredits bewilligen. Dadurch geben wir uns erstens den Anschein, als hätten wir noch etwas zu bedeuten, und beurkunden zweitens, daß wir unsträflich loyal. Ueberhaupt ist es das Gescheiteste, wenn wir so thun, als wäre gar nichts vorgefallen, als gäbe es keinen 6. Oktober. Wir sind und bleiben Sr. kaiserlich königlichen Majestät allergetreuester Reichstag, debattiren weiter, parlamentiren Vormittags mit der Revolution und Nachmittags mit dem Hofe, richten heute eine Proklamation an das Volk und morgen eine Supplik an den Kaiser, kurzum, wie unser lieber Kraus ein Minister für alles ist, so sind wir unsererseits ein Reichstag für alles und für alle. „Medio tutissimi ibimus“.

5.

Der General, welcher nach der Meinung des Hofes die wiener Revolution zu bändigen bestimmt war, der Fürst von Windischgrätz, hatte sich diese Rolle schon zum voraus selber zugetheilt. Seitdem er das freilich sehr leichte Probestück, das prager Pfingststrohfeuerlein auszublasen, abgelegt, war er ein Hauptvertrauter der herrschenden Hofklike gewesen und hatte die Kaiserin, Ferdinands Frau, fortwährend mit ihm gebriefwechselt, — selbstverständlich hinter dem Rücken des „konstitutionellen“ Ministeriums, ja sogar hinter dem Rücken Latours. Dieser Briefwechsel, welcher unter anderen Fragen auch schon im Sommer die erörterte, ob man den guten Ferdinand abdanken machen sollte, hatte den Fürsten in seiner Ueberzeugung, zum Retter der Dynastie, des Throns und des Altars, der guten alten frommen

Zeit im Allgemeinen und der Junkerherrlichkeit im Besonderen förmlich prädestinirt zu sein, sehr bestärkt. Er hatte auch auf den Antritt seiner Retterrolle hin vorläufige Zurüstungen gemacht und insbesondere mit verschiedenen Generalen für gewisse Fälle Verabredung getroffen: alles hinter dem Rücken des „konstitutionellen" Ministeriums; denn „die ehrlichste Politik ist immer die beste".

Am 8. Oktober erschienen die beiden Czechenhäuptlinge Rieger und Hawliczek, flüchtig aus Wien angelangt, auf dem Hradschin bei Windischgrätz und brachten demselben die erste bestimmtere Kunde von dem zwei Tage zuvor in der Donaustadt Geschehenen. Am folgenden Morgen wurde er durch den Grafen Moritz Palffy verständigt, daß der Hof auf der Fahrt gen Olmütz begriffen sei, worauf der Fürst dem fahrenden Hofe sofort den Rath zugehen ließ, mit dem Reichstag in keinerlei Unterhandlung sich einzulassen und den Fürsten Felix von Schwarzenberg zum Minister zu ernennen. Dann machte er die meisten in Böhmen stehenden Truppen (10 Bataillone Infanterie, 3 Bataillone Jäger, 24 Schwadronen Reiterei, 54 Geschütze mit der nöthigen Bedienungsmannschaft) marschfertig gen Wien und sandte Eilboten nach Brünn und Krakau, um von den dort kommandirenden Generalen die schleunige Entsendung aller verfügbaren Truppen in derselben Richtung zu verlangen, welchem Verlangen mit möglichster Eile entsprochen wurde. Auch mit dem General Auersperg und mit dem Kroatenban setzte sich der Fürst in Verbindung und zwar als Oberbefehlshaber, da er schon seit Ende Juni's im Besitz eines kaiserlichen Handschreibens war, kraft dessen ihm „für den eintretenden Fall" der „unbeschränkte Befehl" über alle Truppen der Monarchie, mit Ausnahme der Armee Radetzky's, übertragen wurde. Am 16. Oktober ist dann der Inhalt dieses geheimen Handschreibens in einem öffentlichen Manifest ausgesprochen worden.

Derweil sammelte sich die Masse der aus Wien entwichenen

czechischen Reichstagsabgeordneten, durchsprenkelt mit sonstigen slavischen und schwarzgelben Deputirten, in Prag, that sich als Sonderreichstag auf und czechte gehörig, zum schmunzelnden Vergnügen der Herren Bach, Wessenberg und Stadion, welche ebenfalls in Prag eingekehrt waren und die Czecherei nach Kräften stachelten und steiften. Als der wiener Reichstag alle abwesenden Mitglieder aufforderte, binnen 14 Tagen wieder in seinem Schoße zu erscheinen, leistete die czechische Kollegialität in der Infamie das Aeußerste, indem der prager Sonderreichstag eine Erklärung ausgehen ließ, in welcher die wiener Linke deutlich genug als Verursächerin der Ermordung Latours bezeichnet war, ja sogar einzelne Mitglieder mit Namennennung der reaktionären Rache signalisirt wurden. Man sieht, die Herren Czechen machten sich immer würdiger, ihr Ideal, russische Leibeigene zu werden, verwirklicht zu sehen (vgl. Bd. I, S. 317).

Das Ideal militärischer Unfähigkeit konnte man zur gleichen Zeit in der Umgebung von Wien verwirklicht sehen und zwar in dem Lager des Herrn General von Auersperg und in dem Lager des Herrn Banus von Jellacic gleichermaßen. Der Stern des letzteren, welcher Stern nie etwas anderes gewesen als ein kümmerliches Talglicht, von dem Winde der Hofgunst momentan zu einer qualmenden Fackel an- und aufgeblasen, war in raschestem Sinken begriffen. Aus dem Mythus vom kroatischen Helden, Helfer und Heiland wurde die klägliche Wirklichkeit eines ordinären Subalternoffiziers. Vom ungarischen Boden flankenmärschlich auf deutschen geflohen, wußte sich der Banus weder zu rathen noch zu helfen und verbarg seine Rath- und Thatlosigkeit nur kläglich hinter Rauschbauschphrasen, welche er von seinem Hauptquartier Rothneusiedl ausgehen ließ („Als Staatsdiener bin ich verpflichtet, der Anarchie zu steuern; als Soldat zeigt mir der Donner der Geschütze meine Marschdirektion", und dergleichen Horribilikribrifaxereien mehr). Wäre es mit der obersten Leitung der revolutionären Kräfte in Wien nicht so elendiglich be-

stellt gewesen, wie es war, e i n umsichtig geordneter und energisch geführter Angriffsstoß von dorther würde den Kroatensachem sammt seinen krebsrothmänteligen Szeressanern und sonstigen naturkindlichen Barbaren aus dem Felde geblasen haben. Nur dem Unverstand und der Schlaffheit, welche, wie in Wien, so auch im ungarischen Lager obenauf waren, hatte es Jellacic zu verdanken, daß er nicht zwischen zwei Feuer genommen und zwischen denselben zerrieben wurde. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wenigstens nicht s o dumm war wie seine Gegner; denn er kannte die Gefährlichkeit seiner Lage besser als diese. Am 10. Oktober hatte er eine Zusammenkunft mit Auersperg und wurde dabei verabredet, daß der letztere seine Aufstellung im Schwarzenberggarten und Belvedere verlassen und seine Truppen mit denen des Banus vereinigen sollte. Dieser, welcher, wie wir wissen, stark war in „Flankenmärschen“, schlug dann vor, die beiden vereinigten Heerhaufen sollten mitsammen einen Flankenmarsch um Wien herum ausführen und sich donauaufwärts bis Krems „rückwärts koncentriren“, um dort den Anmarsch der Windischgrätzer aus Böhmen abzuwarten. In Folge dessen räumte Auersperg am 12. Oktober seine angegebene Stellung in so kopfloser Hast, daß Offiziere und Soldaten ihr Gepäck dahintenlassen mußten. Doch kam es nicht zu der flankenmärschlichen Flucht nach Krems, weil ja weder die Wiener noch die Ungarn etwas gegen die beiden kaiserlichen Generale unternahmen*). Man ließ denselben Zeit und Raum, in aller Gemüthlichkeit ihre Stellungen so zu wählen, zu nehmen und zu sichern, daß sie mit ihren Truppen Wien vom Süden und Westen

*) Daß man von Wien aus gerade dazumal etwas Rechtes unternehmen konnte, ist Thatsache. Die Stimmung konnte nicht besser sein. Depesche Kerns vom 13. Oktober: „Die Bewaffnung in der Stadt geht ununterbrochen fort und wird durch den allgemein kriegerischen Geist, der darin herrscht, kräftig unterstützt.“ **S. B. A.**

her halbzirkelig umspannten. Am 14. Oktober hatte Auersperg sein Hauptquartier in Inzersdorf, Jellacic in Zwölfaxing. Vom 11. Oktober an schossen sich wiener Streifscharen mit den Kroaten herum, welche, wie versichert wird, täglich ihre Offiziere fragten: „Gospodine, wann marschiren wir gegen Ola?“ unter welcher Aula sie sich irgendein fabelhaftes Monstrum vorstellten, wie sie denn auch des festen Glaubens gelebt haben sollen, sie stän-den statt vor Wien vor Budapesth, um solches zu stürmen und zu plündern, wobei sie sich nur verwunderten, wo denn die ge-stickten ungarischen Hosen hingekommen wären. Inzwischen haus'ten die „Natursöhne“ in der Umgegend, wie es von ihnen erwartet werden mußte. Die Rückwärtserei hat später, nach Sättigung ihrer Wuth, in einer wunderähnlichen Anwandelung von Scham für gut gefunden, alle Ausschreitungen und Ausschweifungen der Soldaten während der Belagerung und der Einnahme Wiens zu leugnen. Es ist aber ebenso notorisch als begreiflich, daß die mittels der Losung „Rache für Latour!“ fanatisirte Soldateska — keineswegs die Kroaten allein — das Rächeramt übte, wie sie es verstand. Dieses Verständniß wurde, der Meinung der Wiener zufolge, schon am 12. Oktober klargelegt durch die Auf-findung eines gräßlich verstümmelten Leichnams, welchen die ab-gezogenen Truppen Auerspergs im Schwarzenberggarten zurück-gelassen hatten*).

6.

Bevor Windischgrätz seinen in Marsch gesetzten Truppen zur Donau folgte, begab er sich nach Olmütz, wo er am 15. Okto-

---

*) Herr Berthold Auerbach hat in seinem „Tagebuch aus Wien“ (1849) unterm 12. Oktober (S. 91) als Augenzeuge darüber also ausgesagt: . . .

ber eintraf. Er war jetzo der Hort, Helfer und Heiland des Hofes und für einen solchen konnte man doch nicht weniger thun, als ihn zum Feldmarschall ernennen. Der windischgrätzische Feldmarschallnimbus ist freilich etliche Monate später, wie jedermann weiß, auf den ungarischen Pußten kläglich verblichen. Vorderhand jedoch stralte er hell, weil die Moga und Messenhauser nicht die Leute waren, seinen Glanz zu trüben.

Zweifelsohne hat während der Anwesenheit des neugebackenen Feldmarschalls am kaiserlichen Hoflager der Ge-

---

„Im Hofe der Aula braus'te und tos'te es wie ein Sturm. Man hatte die Leiche eines Studenten gebracht, die man nach dem Abzuge des Militärs vom Belvedere dort gefunden. Die Leiche war schauderhaft verstümmelt, die Zunge ausgeschnitten, die Augen ausgestochen, der Mund aufgeschlitzt bis zu den Ohren, die Nase abgehackt, der Bauch aufgeschlitzt, alle Raserei des zum Ungeheuer gewordenen Menschen war verübt. Ein Heulen und Racherufen, herzerschütternd wie noch nie, hörte ich hier. Die Frauen zerflossen in Thränen und Wehklagen und die Männer hoben ihre Waffen zum Himmel und schwuren Rache an dem Hause Habsburg. Ich sah einen alten wohlbeleibten Mann, die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und er konnte nur noch heiser die Worte rufen: „Rache an Habsburg! So läßt uns der g u t e Kaiser ermorden, weil ein Einziger ermordet worden." Ich sah hier das empörte Herz des gutmüthigsten Volkes und erkannte, wohin man es treiben kann durch schmählichen Verrath. „Zum Reichstag! Zum Reichstag!" erschollen plötzlich Stimmen und „Zum Reichstag!" schrie alles. Mit einer schwarzen Fahne vorauf trug man die Leiche hin, die Reichstagsmitglieder mußten sehen, wie die Truppen des Kaisers mit seinem Volke umgingen. Schuselka kam herab und beruhigte mit wenigen Worten das zum Aeußersten gereizte Volk, und als der Abgeordnete Fürst Lubomirski die Leiche sah, verfiel er plötzlich in Wahnsinn." Mit dieser Aussage halte man die Darstellung zusammen, welche der schwarzgelbe Dunder in seiner „Denkschrift über die wiener Oktoberrevolution" (S. 320 fg.) von diesem Abenteuer gibt und welche in die Spitze ausläuft, die „Leiche sei ohne Zweifel so zugerichtet worden, um das Volk zu erbittern". Selbstverständlich wird für diese aus der Luft gegriffene Behauptung nicht der Schatten eines Beweises beigebracht, während die Auffindung des geschändeten Todten im schwarzenbergischen Garten aktenbeweiskräftig festgestellt ist.

danke, den guten Ferdinand in den Stand zu setzen, ungestört von Unterschreibungs- und anderen Regierungsmühen der Blumenzucht sich widmen zu können, bestimmtere Gestalt gewonnen. Es gab Leute am Hofe, welche dem Kaiser sein märzliches „Ich laß nit schießen!“ nie verziehen hatten. Bei dem, was den Ansichten und Wünschen der Kamarilla zufolge nothwendig gethan werden mußte, um den alten Glanz von Thron und Altar wiederherzustellen, brauchte man einen Unterschreiber, welcher nicht so blutscheu war wie der Ich-Laß-Nit-Schießen-Botaniker.

Sodann mußte in Olmütz zur Sprache kommen, welches System gegenüber der ganzen Sachlage in Anwendung gebracht und eingehalten werden sollte, das der unmittelbaren oder das der mittelbaren, das der nackten Gewalt oder das der vorläufig noch konstitutionell verschämt verhüllten. Der Hof zerfiel über diese Frage in zwei Parteien. Die eine wollte, daß der Reichstag sofort aufgelös't, über ganz Oestreich der Belagerungszustand verhängt und Windischgrätz mit unbeschränkter Vollmacht, geradezu mit der Diktatur bekleidet würde. Die andere meinte, es sei doch klüger, vorderhand den konstitutionellen Schein zu wahren, den Reichstag, welcher ja ohnehin gerade dermalen so vortreffliche Dienste leistete, indem er mittels seiner Schwatzopiate die Kraft der Oktoberrevolution paralysirte, fortbestehen zu lassen, aber denselben, sobald es thunlich, aus der Hauptstadt hinweg und in irgendein obskures böhmakisches oder slovakisches oder hannakisches Nest zu verlegen, damit er sich daselbst mit Verfertigung von Verfassungsparagraphen harmlos die Zeit vertriebe. Die zweite Ansicht trug es über die erste davon, was sich wohl unschwer hauptsächlich aus der Rücksicht erklärt, daß dazumal das „rebellische“ Ungarn noch nicht niedergeworfen war. Der zum Premierminister bestimmte Fürst Felix von Schwarzenberg, ein ausgebrannter Genüßling mit glasigen Fischaugen, aber schlau, gewandt und resolut, hatte dringend zu dieser zeitweiligen Bei-

behaltung des konstitutionellen Formschwindels gerathen und war hierin unterstützt worden durch die Czechenhäuptlinge von Prag her, welche vor rückwärtsigen Ueberstürzungen warnten, weil sie es schon im Hinblick auf ihre eigene landsmännische Bauersame ungerathen finden mußten, daß der Hof seinen vormärzlichen Gelüsten allzu freien Lauf ließe. Selbst Windischgrätz fügte sich, unter der Bedingung jedoch, daß man ihn — die Eroberung von Wien vorausgesetzt — dort in seiner Weise für Ruhe und Ordnung, Thron und Altar arbeiten ließe und daß das in der Mache begriffene neue Ministerium keinen wichtigen Schritt thäte ohne sein Mitwissen und seine Zustimmung.

Ja, man war denn doch in Olmütz des Sieges über die „fluchwürdige Revolution" noch keineswegs so sicher, daß man ohne weiteres die Brummbaßsprache der Gewalt zu reden schon sich getraut hätte. Im Gegentheil, man flötete sanft und süß nach Noten, nach Märznoten. Denn „die ehrlichste Politik ist die beste". Der arme Kaiser Ferdinand hatte wiederum viel zu thun in jenen Tagen. Am 15. Oktober mußte er ein Manifest an die Bauern der Monarchie unterschreiben, worin denselben die Erhaltung ihrer Märzerrungenschaften auf's neue feierlich zugesichert wurde. Am 19. Oktober sodann erschien eine Tags zuvor von Sr. Majestät unterschriebene Proklamation, worin der Kaiser „mit seinem fürstlichen Worte den Völkern Oestreichs alle denselben gewährten Rechte und Freiheiten" verbürgte, sowie die vor der Oktoberrevolution vom Reichstage gefaßten Beschlüsse bestätigte und schließlich seinen „festen Willen" erklärte, daß das angefangene Verfassungswerk vom konstituirenden Reichstage fortgesetzt und vollendet werde.

Derweil man aber den guten Ferdinand dermaßen in der konstitutionellen Fistel zu den Völkern Oestreichs sprechen ließ, schickte sich der neue Feldmarschall an, mit Kanonenmäulern zu den Wienern zu reden. Während der Anschickung hiezu, ja sogar nachdem besagte Mäuler bereits sich aufgethan hatten, handirte der Reichstag noch immer

mit der dummen konstitutionellen Fiktion, resolvirte, dekretirte, referirte, deputirte, protestirte, schickte Boten nach Olmütz, nach Frankfurt, an Auersperg, an Jellacic, horchte dahin, wisperte dorthin, unterhandelte hier, beschwor dort, wiegelte auf, wiegelte ab, wollte alles vermitteln und vermantschte alles. Wäre dieses parlamentarische Gezappel nicht so schädlich gewesen, wie es in Wahrheit war, man hätte vor Lachen darüber Thränen vergießen mögen. Es war aber entschieden schädlich, weil es die Thatkraft der wiener Bevölkerung, welche unglücklicher Weise in dieser Versammlung die höchste Autorität erblickte, mittels Einflößung der kretinischen Mixtur „Revolution auf gesetzlichem Boden", die auch anderwärts so unheilvoll gewirkt hatte, einschläferte und vergiftete. Es war eine ganz verrückte Situation, daß eine Versammlung, welche innerhalb der Stadt die oberste Entscheidung ansprach und übte, außerhalb der Stadt so ohnmächtig und einflußlos war wie eine Sammlung von Gipsfiguren. Herr Kraus, welcher mit Vorwissen und Bewilligung des Hofes seine Allerweltsministerrolle spielte, lenkte den Reichstag an dem Gängel- und Gaukelbande der Legalität.

Freilich waren noch zwei andere Behörden da, welche mit und neben dem Minister Kraus und neben dem Reichstage regierten, was das Zeug hielt: der am 7. Oktober eingesetzte Gemeinderath und der Studentenausschuß. Allein beide hinderten einander mehr, als sie sich in die Hände arbeiteten, und appellirten und rekurrirten dann doch wieder in allem und jedem an den Reichstag, der seinerseits an den Allerweltminister appellirte und rekurrirte. Noch einmal: eine gegen ihren Kaiser empörte, gegen die sie belagernden Truppen desselben fechtende Stadt in letzter Instanz von einem kaiserlichen Minister regiert — die purste Verrücktheit! Rabelais und Swift hätten Tolleres nicht zu ersinnen vermocht und jedenfalls war diese ungemüthliche Anarchie die Gipfelung des „tollen" Jahres.

Aber aus dieser tragischen Narrethei glänzt eine Thatsache

hervor wie ein Stern aus Wolken: die Uneigennützigkeit, Gutmüthigkeit und Opferwilligkeit der kleinbürgerlichen und proletarischen Bevölkerung von Wien. Nachdem sich die langangesammelte und künstlich vermehrte Elektricität des Volkszorns am 6. Oktober in einem Mordblitz entladen hatte, trat die angeborene wienerische Gutherzigkeit und Leichtlebigkeit wieder voll in ihr Recht. Ebenso der wienerische Humor, welcher insbesondere in der „Mobilgarde“ seine Vertreter hatte. Dieses Korps vereinigte die jüngeren und beweglicheren Kräfte der Bürgerwehr, sowie auch die habenichtsigeren, was weder der Munterkeit noch der Tapferkeit desselben Abbruch that. Es war ein lustiges Volk, diese Mobilen, und Robert Blum hat wohl zum letzten mal in seinem Leben gelacht, als so ein Mobiler am 26. Oktober mitten im Kampfgetöse mit vollendeter Virtuosität das Pfeifen, Surren und Brummen der verschiedenen Geschosse auf ihrer Flugbahn und bei ihrem Einschlagen nachmachte. Daß es in einer belagerten und bombardirten Stadt an einzelnen Excessen unmöglich fehlen konnte, ist leicht einzusehen; allein solche Vergehungen wurden rasch und strengstens geahndet, wie denn ein Mobiler, der einem Weibe Gewalt angethan, auf der Stelle erschossen worden ist. Daß es aber in einer belagerten und bombardirten Stadt noch niemals so ordentlich und ehrlich zu- und hergegangen, wie es im Oktober von 1848 in Wien zu- und herging, vermag nur die Parteiverbohrtheit zu leugnen. Was vermögen aber die Lügen der Parteiverbohrtheit und der Angstphilisterei gegen Thatsachen wie die, daß, obzwar das Volk Herr der ganzen Stadt war, die Schätze der Bank, welche ein einziger Mann bewachte, vollkommen sicher blieben und daß an dem gar nicht bewachten Palaste des Windischgrätz, während dieser Wien bombardirte, nicht eine Fensterscheibe zerbrochen, nicht ein Klingelgriff abgerissen wurde? Fürwahr, ein großer Führer hätte mit dieser Bevölkerung Großes vollführen können. Jammerschade um die vielen herrlichen Kräfte, die hier nutzlos zu Grunde gingen.

Gar nichts Löbliches ist dagegen von der ländlichen Bevölkerung in der Umgegend von Wien zu sagen. Die Bauern ließen ihren rohen Egoismus in seiner ganzen Ruppigkeit sehen. Alle Bemühungen Kudlichs und anderer, die Bauerschaft zu bewegen, sich zu einem „Landsturm" zusammenzuthun und dem bedrängten Wien Hilfe zu leisten, scheiterten kläglich. Es war ganz eitel, den Bauern auseinanderzusetzen, wie unberechenbar wichtig es sei, die Hauptstadt nicht der Säbelbrutalität verfallen zu lassen. „Was geht das uns an?" sagten sie; „wir haben keine Robot mehr und das andere ist uns gleich". Damit noch nicht genug: die bäuerisch-pfiffige Herzlosigkeit stand auch nicht an, aus der Bedrängniß Wiens möglichst großen Vortheil zu ziehen. Je mehr die Einschließung der Stadt und damit auch die Noth in derselben zunahm, um so unverschämtere Wucherpreise forderten die Bauern für ihre Marktprodukte. Von weither kamen den Wienern allerdings viele Sympathiebezeugungen zu. Die Städtebevölkerungen von Deutschöstreich mußten ja fühlen, daß Wien trotz all der dort waltenden Unklarheit den Kampf gegen slavischen Despotismus führte. Allein zumeist ließen sie es eben auch bei leeren Sympathiebezeugungen bewenden. Thatsächliche Hilfe, d. h. Zuzüge bewaffneter Mannschaft schickten in nennenswerther Weise nur Brünn, Graz und etwa noch Salzburg.

Daß die Wiener auch von dem Schwatzklubb in Sankt Paul zu Frankfurt, sowie vom deutschen Reichsverweser und Reichsministerium etwas hofften, erweis't unwiderleglich ihre kindliche Naivetät. Reichsverweser und Reichsministerium schmerlingelten, d. h. sie sandten am 13. Oktober die zwei Parlamentsnullen Welcker und Mosle als „Reichskommissäre" mit einer „Mission des Friedens und der Versöhnung" nach Wien oder eigentlich nach Olmütz, welche Mission einer der traurigsten Spässe war, welche das Jahr 1848 gesehen hat. Man trieb mit diesen Reichskommissären allenthalben Ulk, am offenkundigsten im windischgrätzischen Hauptquartier; sie aber waren so reichskommissärisch

vernagelt, daß sie nicht einmal merkten, wie man sie ulkte und uzte.

Im deutschen Plapperment wurde am 12. Oktober durch den Oestreicher Berger der Dringlichkeitantrag eingebracht, „die Versammlung möge anerkennen und erklären, daß der konstituirende Reichstag und die heldenmüthige Bevölkerung Wiens sich um das Vaterland wohlverdient gemacht" — fiel aber natürlich durch. Daraufhin beschlossen die beiden Fraktionen der Linken, ihrerseits eine Sympathiebezeugungsdeputation nach Wien zu entsenden, und bestellten dieselbe aus den Herren Blum, Fröbel, Hartmann und Trampusch. Wie der letztere zur Ehre dieser Sendung kam, wußte kein Mensch und er selber am wenigsten zu sagen. Die Abordnung gelangte am 17. Oktober nach Wien und wurde mit großem Halloh empfangen. Im Uebrigen vermochten die frankfurter Deputirten innerhalb Wiens der Oktoberrevolution im Grunde gerade so wenig zu nützen, als die außerhalb herumduselnden „Reichskommissäre" derselben zu schaden vermochten. Als der Kampf losgebrochen war, konnten es Blum, Hartmann und Fröbel nicht ehrenhaft finden, sich demselben zu entziehen. Sie traten also in ein von dem tapfern Haugk, einem gewesenen kaiserlichen Offizier, organisirtes Elitekorps.

Ob Robert Blum aus Hoffnung, ob aus Verzweiflung nach Wien gegangen? Man weiß es nicht. Wahrscheinlich ging er im Oktober nach Wien, um den ungeheuren Fehler zu sühnen, welchen er im September in Frankfurt begangen hatte, als er statt die revolutionären Kräfte zu entfesseln dieselben vielmehr lahmlegen half. Aber die Reue kam zu spät. Die wiener Oktoberrevolution war schon allzusehr verfahren, um noch ins richtige Geleise gelenkt werden zu können. Und war überhaupt Blum der Mann dazu, so eine Lenkung zu unternehmen und durchzuführen? Nein. Er ging an der eigenen wie an der Halbheit der ganzen Bewegung von 1848 zu Grunde, einer der beklagenswerthesten Blutzeugen für die Wahrheit von Saint-Just's Aus-

spruch: „Ceux qui font les révolutions à demi, ne font que creuser leurs tombeaux“. Aber freilich, derselbe Citoyen Saint-Just hat sich auch nur sein Grab gegraben, indem er eine ganze Revolution mitmachte.

7.

Derweil die von Windischgrätz in Bewegung gesetzten Truppenmassen vom Norden und Osten her Wien sich näherten, um die Umschließung der Stadt zu vollenden, was am 19. Oktober geschehen war, begann auf den Reichstagsbänken in der kaiserlichen Reitschule die Verschwindsucht so merklich zu grassiren, daß nur nothdürftig die beschlußfähige Anzahl von Mitgliedern zusammenblieb. Zugleich sah sich die Versammlung sehr wider ihren Willen mehr und mehr genöthigt, einigermaßen „Konventle“ zu spielen. Sie tröstete sich darüber mit der lächerlichen Selbstbelügung, daß sie keineswegs mit dem Kaiser im Kriege sei, sondern nur Wien vor dem Jellacic und dem Windischgrätz schütze, welche Generale „den Willen des Kaisers mißachteten“, demnach so zu sagen Rebellen seien, deren „Vollmachten“ folglich der Reichstag von rechtswegen für „ungiltig“, deren Maßnahmen er für „ungesetzlich“ erklären müßte und wirklich erklärte.

Natürlich mußten in dieser Erklärung der wiener Gemeinderath, der Studentenausschuß, das demokratische Centralkomité, sowie die sämmtlichen nichtschwarzgelben Bestandtheile der Bürgerwehr die Aufforderung erblicken, den Widerstand gegen die „rebellischen Generale“ zu organisiren und zu leisten. Um so mehr, da ja das kaiserliche Finanzministerium nicht anstand, die vom Reichstage behufs dieser Organisation und Leistung bewilligten Geldmittel beizuschaffen, obzwar nur „vorschußweise“. So

wurden dem Gemeinderathe zunächst 200,000 Gulden vorgeschossen. Die betreffende Beschlußfassung in der Reitschule hatte ein konservatives Mitglied — es gab noch solche rarae aves daselbst — für seine Person also motivirt: „Wenn wir die bezahlen, welche hereinschießen, so sehe ich nicht ein, warum wir nicht auch die bezahlen sollten, welche hinausschießen.“ Der ganze Babelwirrwar der wiener Oktobertage ist in diesem Votum enthalten.

Die oberste Leitung der Vertheidigung Wiens war beim Oberkommando der Bürgerwehr. Verschiedene Inhaber dieser Stelle — Streffleur, Scherzer, Braun, Spitzhitl — waren seit dem 6. Oktober dampfgeschwind aufgetaucht und noch dampfgeschwinder wieder untergetaucht. Angesichts nun der herandrohenden Entscheidung schlugen die demokratischen Vereine zum Oberkommandanten vor den gewesenen kaiserlichen Oberleutnant und jetzigen Literaten Wenzel Messenhauser und am 12. Oktober ernannte das kaiserliche Ministerium des Innern im Einverständniß mit dem reichstäglichen Sicherheitsausschuß den Vorgeschlagenen wirklich zum provisorischen Befehliger der wiener Nationalgarde. Die Wahl war so eine himmelschreiend verfehlte, daß sich eigentlich alle Pflastersteine von Wien hätten dagegen empören sollen. Der arme Messenhauser ist die gutmüthigste, ehrlichste, uneigennützigste, blondeste Oestreicherseele von der Welt gewesen; aber einen schlechteren Oberkommandanten Wiens unter den obschwebenden Umständen zu finden, war schlechterdings unmöglich. An Muth zwar hat es ihm keineswegs gefehlt — bewies er doch schon superlativischen Muth dadurch, daß er sich nicht besann, an einen Platz zu treten, wo er so ganz und gar nicht am Platze war. Da hätte es eines Mannes bedurft mit einer Seele von Stahl und einer Hand von Eisen, eines Durchgreifers und Niedertreters, welcher an seine Aufgabe gegangen wäre mit dem Bewußtsein, daß hier alles gewagt werden müßte, um etwas zu gewinnen, und welcher nicht davor zurückgeschrocken sein würde, Wien, so es

nöthig, zu einem Sagunt oder Saragossa zu machen. Statt ein solcher Mann zu sein, war Messenhauser — ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit seiner militärischen Befähigung — ein wohlmeinender Sentimentalerling, ein lyrischer Träumer und Phantast, völlig besessen von dem Narrenwahn, alle Menschen seien im Grunde so gutmüthige Kerle wie er selbst. Auch als Oberkommandant lyrisirte und bombastisirte er weiter, wie er es als Novellist getrieben hatte. Seine oberkommandantlichen Stilübungen waren häufig ganz läppisch und täppisch, geradezu kindisch. Seine Schwäche wurde durch seine Umgebung — er hatte nicht einmal Willenskraft genug, notorische Schwarzgelbe aus seinem Stabe zu entfernen — mißleitet und mißbraucht. Wenn sich sein Gebaren ab und zu etwas energischer anließ, so war er nur das Sprachrohr des Willens seines ersten Feldadjutanten, des gewesenen Jägerleutnants Fenner von Fenneberg, in dessen Adern — wie er wenigstens selber sich zu rühmen pflegte — kein treuunterthänig-tirolisches, sondern vielmehr italisch-heißes Blut rollte. Fenneberg, welcher sich nach seinem Austritt aus der Armee etliche Jahre auf dem Felde der süddeutschen Tagespresse herumgetummelt hatte, lebte der Ueberzeugung, daß, wer den Zweck wollte, auch die Mittel wollen müßte und daß man mit Sentimentalität und Lyrik in einer Revolution nicht weit käme. An Talent und Willen überragte er Messenhauser weit, ohne doch weder an Gaben noch an Charakter auch nur annähernd zu jener Höhe hinanzuragen, auf welcher ein Mann stehen mußte, der aus dem wiener Oktober etwas Rechtes machen konnte.

Etwas, viel sogar von dem Zeuge zu einem solchen Manne hatte der polnische General Bem, welcher seine Schule in den napoleonischen Feldzügen begonnen und im polnischen Insurrektionskriege von 1830—31 vollendet hatte. Gleich vielen seiner Landsleute war er nach dem 6. Oktober nach Wien geeilt. Diese Polen müssen ja überall, wo die Trommel der Revolution gerührt wird, mitdabeisein, kämpfende Proteste gegen das Ver-

brechen der Theilung ihres Vaterlandes, fechtende Beweise, daß, wie es im „Dombrowskiego“ heißt, „Polen noch nicht todt, solange Polen leben“. Bem erklärte, er sei nach Wien gekommen, um „als Mitglied der lemberger Nationalgarde den hohen Reichstag zu unterstützen und die Truppen, welche sich gegen denselben empört hätten, mit allen Kräften zu bekämpfen“. Messenhauser, welcher den General wohl von früher her gekannt haben mag, übertrug demselben die Organisation und Leitung der Vertheidigung sämmtlicher Linien und Außenwälle der Stadt und Bem hat sich, wie bekannt, dieser Aufgabe vollständig gewachsen gezeigt. Allein weiter vermochte er es nicht zu bringen. Um seine Eigenschaften als Soldat und Revolutionsmann zur vollen Entfaltung und Wirksamkeit zu bringen, hätte seine Stellung eine diktatorische sein müssen; aber hieran war bei dem jämmerlichen Gaukel- und Schaukelspiel, welches der Reichstag trieb, natürlich nicht zu denken. Auch ist dem Polen hinderlich gewesen, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig war. Aufhenken („aufänkén“) und erschießen („erschießén“) waren die ihm geläufigsten deutschen Worte. Er praktizirte dieselben auch bei passender Gelegenheit unbedenklich und wußte sich überhaupt in gehörigen Respekt zu setzen, sogar bei den Mobilsten unter den Mobilen. Im Uebrigen sagt man ihm nach, er habe schon wenige Tage nach seiner Ankunft in Wien erkannt, daß es unmöglich, die Stadt mit gewöhnlichen Mitteln lange gegen die kaiserlichen Truppen zu halten. Er mußte auch einsehen, daß, wie die Sachen lagen, nicht zu hoffen sei, man würde zu außergewöhnlichen Mitteln greifen, und deßhalb bereitete er sich bei Zeiten auf den Ausgang des Abenteuers vor, indem er verschiedene östreichische Offizieruniformen seinem Gepäcke beilegte, um passende Verkleidungen bei der Hand zu haben.

Es ist aber ganz thöricht, zu glauben und zu sagen, ein so scharfverständiger Mann, wie dieser Pole gewesen ist, hätte aus bloßer Lust am Wirrwar die Vertheidigung einer für die Dauer

als unhaltbar erkannten Stadt mitgeleitet. Bem hatte einen ganz vernünftigen Grund, die Vertheidigung Wiens zu versuchen, nämlich die bestimmte Erwartung, die Ungarn müßten und würden alles daran setzen, die wiener Demokratie nicht dem Windischgrätzismus unterliegen zu lassen. Es war ja das den Magyaren vom eigensten Interesse geboten. Hinter einem siegreichen und mächtigen Ungarn aber sah der Pole die lebendigbegrabene Polonia wieder aus ihrem Grabe sich erheben. Bem wußte daher ganz gut, was er that, als er versuchte, Wien halten zu helfen, bis die Magyaren Entsatz brächten. Er irrte nur darin, daß er wähnte, das Vernünftige müßte geschehen, während wie immer das Unvernünftige geschah, weil es geschehen mußte.

8.

Windischgrätz traf am 19. Oktober von Olmütz her in Lundenburg ein, wo er zunächst sein Hauptquartier aufschlug, um von dort am folgenden Tag eine Proklamation „An die Bewohner Wiens“ zu richten, worin er bekanntgab, daß er „mit allen Vollmachten ausgerüstet sei, um dem dermalen herrschenden gesetzlosen Zustand ohne Zeitverlust ein Ziel zu setzen“, und schließlich die Hauptstadt sammt Vorstädten und Umgebung in Belagerungszustand erklärte. Am 22. Oktober hatte er sein Hauptquartier in Stammersdorf und hier gab er einer Abordnung des wiener Gemeinderaths Audienz in einer Weise, daß über seine Absichten kein Zweifel mehr bleiben konnte. Er forderte die sofortige und unbedingte Uebergabe der Stadt und vollständige Entwaffnung der Bevölkerung. Auch nach dieser Erklärung des Fürsten beging der lyrische Messenhauser noch die hyperlyrische Naivetät, in einer Zuschrift an Windischgrätz, als an den „Be-

fehlshaber der am linken Donauufer sich koncentrirenden Truppen", diesen aufzufordern, die Zufuhr von Lebensmitteln nach Wien nicht zu hemmen und nicht die „ungeheure Verantwortung auf sich zu laden, das nahebevorstehende Versöhnungswerk zwischen Monarch und Volk durch vorgreifende Akte der Feindseligkeit zu stören". Schon um dieses kindlichen Dokumentes willen hätte Windischgrätz, falls er, von Menschengefühl gar nicht zu reden, auch nur eine blasse Vorstellung von Humor besessen, den unfreiwilligen Humoristen Messenhauser nicht erschießen lassen dürfen.

Am 22. Oktober hatten auch die zwei Kahlmäuser von deutschen Reichskommissären, die Herren Welcker und Mosle, die Ehre, zu Stammersdorf vor den kaiserlichen Feldmarschall gelassen zu werden, nachdem sie sich's an der „Generalstafel" hatten wohlschmecken lassen. Der ihnen im Zimmer des Fürsten gereichte Nachtisch war um so unschmackhafter. Welcker stellte sich in Positur und rednerte den Windischgrätz staatslexikonisch an. Allein der Angerednerte fuhr mitten in die Phrasenwelckerei hinein mit der unangenehmen Bemerkung: „Es scheint fast, als ob Sie für die wiener Volkssouverainetät Partei nähmen". Darob erschrak der weiland radikale Staatslexikoner, maßen er sich erinnern mußte, daß er selber noch vor wenigen Monaten die Volkssouverainetät heftig gepredigt hatte, und salbaderte dem Fürsten einiges vom Reichsverweser und von ihren, der Reichskommissäre, Vollmachten vor. Worauf Windischgrätz: „Reichsverweser? Geht mich nichts an. Ihre Vollmachten? Brauche sie gar nicht zu sehen. Oestreich bedarf der Paulskirche nicht; es wird den Kampf um sein Bestehen allein ausfechten". Damit konnten die Herren Reichskommissäre abgehen; seufzend, vermuthlich. Trotz dieses Abgefahrenseins hatte aber Herr Welcker die Stirne, am 29. November in der Paulskirche lang und breit von den Bewilligungen zu deklamiren, welche Windischgrätz in Folge der reichskommissärlichen Dazwischenkunft den Wienern gemacht habe, — eine welcker'sche Dichtung von A bis Z.

Während die kaiserlichen Generäle in aller Gemächlichkeit ihre Maßnahmen zur völligen Einschließung Wiens trafen und zur Ausführung brachten, herrschte drunten an der Leitha in der Stimmung und in den Operationen der ungarischen Armee das kläglichste Schwanken. Mitschuld daran war freilich das zwitterhafte Gebaren des östreichischen Reichstags, welcher hinsichtlich eines festen und entschiedenen Handinhandgehens mit den Ungarn nicht schlüssig werden konnte. Die ungarische Nationalversammlung hatte schon am 10. Oktober eine Erklärung an den wiener Reichstag gerichtet, worin sie thatsächlich die Hilfe Ungarns anbot. Aber die Versammlung der Halblinge in der Hofreitschule hatte dies Anerbieten dem Gemeinderath übermittelt, der Gemeinderath übermittelte es wiederum dem permanenten Reichstagsausschuß und dieser ließ die ganze Sache gemüthlich liegen, weil er „keine Zeit zur Erörterung derselben habe"!!! Wenn aber die Herren von der Permanenz Fexe waren oder wenigstens wie solche sich darstellten, so brauchten es die Ungarn darum nicht ebenso zu machen. Sie mußten, um sich selber zu retten, alles aufbieten, Wien zu retten, sogar wider den Willen der Wiener. Es war ein ungeheurer Mißgriff des ungarischen Reichstags, am 14. Oktober zu erklären, daß, „da die östreichische Nation sich des Beistandes unserer Truppen nicht bedienen will", die ungarische Armee auf die Beschützung des eigenen Vaterlandes sich zu beschränken habe.

Diesem Beschlusse gegenüber machte sich aber die Räthlichkeit, ja die Nothwendigkeit, die Gränze zu überschreiten und den Wienern Hilfe zu bringen, sofort wieder geltend. Kossuth — sein Todfeind Görgei hat es bezeugt — erkannte diese Nothwendigkeit ganz klar und sein Fehler ist nur gewesen, daß er nicht zur rechten Zeit sein ganzes unermeßliches Ansehen darangesetzt hat, seine richtige Ansicht durchzusetzen. Seinem Antriebe war es zweifelsohne zuzuschreiben, daß die Ungarn, trotz des Reichstagsbeschlusses vom 14. Oktober, schon drei Tage hernach

und dann wieder am 21. Oktober den Gränzfluß überschritten, um Jellacic anzugreifen. Allein beide male wurde dieser Offensivversuch wieder aufgegeben; das zweite mal unter dem Vorgeben, daß man erst Kossuth abwarten müßte, welcher mit einer Verstärkung von 12,000 Mann und mehreren Batterien unterwegs sei. Der General Moga war eben — der General Moga, d. h. er verhielt sich zu einem Befehlshaber des ungarischen Heeres, wie er in dieser Lage hätte sein sollen, gerade so, wie sich der gute Messenhauser zu einem Oberkommandanten verhielt, wie einen solchen Wien gerade im Oktober von 1848 brauchte.

Der Präsident des Landesvertheidigungsausschusses von Ungarn führte wirklich die angegebene Verstärkung in Moga's Lager, worauf in Nikelsdorf ein großer Kriegsrath stattfand, um die brennende Frage des Tages zu entscheiden. Kossuth — so erzählt Görgei — eröffnete die Berathung mit einer darauf berechneten Rede, die Ueberschreitung der Landesgränze zu Gunsten des belagerten Wiens als eine für Ungarn moralische Nothwendigkeit, jeden Gedanken an deren Unterlassung als einen unehrenhaften hinzustellen. „Noch steht Wien — so schloß er seine Rede — noch ist der Muth seiner Bewohner, unserer treuesten Verbündeten gegen die Angriffe der reaktionären Feldherrn, ungebrochen. Allein ohne unsere Hilfe müssen sie dennoch unterliegen, denn sie kämpfen einen zu ungleichen Kampf. Darum lassen Sie uns eilen, meine Herren, eine Schuld abzutragen, welche uns, eingedenk dessen, was wir unsern Brüdern in Wien verdanken, geheiligt erscheinen muß. Wir müssen den Wienern zu Hilfe! die Ehre der Nation erheischt dies von uns". Görgei nahm, als seine älteren und im Range höher stehenden Kameraden schwiegen, das Wort, um sich aus militärisch-technischen Gründen — von politischen verstünde er nichts, sagte er — gegen eine Angriffsbewegung auszusprechen. Die Sachlage kam ihm dabei zu statten, namentlich auch die ganz unzweifelhafte numerische Ueberlegenheit der kaiserlichen Truppen, welche in der Stärke

von 100,000 Mann oder darüber in den verschiedenen Lagern um Wien her standen und 265 Geschütze hatten, während die ungarische Armee an der Leitha kaum mehr als 20,000 geübte Soldaten, ebensoviele Landstürmler und etwa 50 Kanonen zählte. „Aber — fragte Kossuth, nachdem Görgei seine Auseinandersetzung beendigt hatte — wie hoch schlagen Sie denn die Begeisterung an, welche meine Ansprache der Truppen hervorzurufen vermag?“ Und Görgei dagegen: „Im Lager und unmittelbar nach der Anrede sehr hoch, nach erlittenen Strapazen und angesichts des Feindes sehr gering“.

Kossuth vermochte in Nikelsdorf nicht durchzudringen. Moga und mit ihm gewiß die größere Anzahl der höheren Offiziere hatten von der unberechenbaren politischen Wichtigkeit des von Kossuth gewollten und gewünschten Unternehmens keine Vorstellung; auch konnte man es diesen Männern kaum verübeln, wenn sie sich noch immer mehr denn halb als kaiserlich königliche Offiziere fühlten und deßhalb Bedenken trugen, gegen einen kaiserlichen Feldmarschall zu fechten. Was aber den gemeinen Mann im ungarischen Heere betraf, so hätte der ebenso gut eine Gleichung dritten Grades zu lösen vermocht wie das Problem, warum denn er, der Magyar, für die Rettung von diesem Wien seine Haut zu Markte tragen sollte. Es kümmerte ihn keinen Pfifferling, dieses Wien, denn, sagte er, seinen Schnurrbart zwirbelnd: „Es gehört ja nur dem Deutschen!“ Trotz alledem gab der ungarische Agitator, welcher hinter dem fallenden Wien schon das fallende Budapesth erblicken mochte, noch nicht nach. Im ungarischen Lager zu Parendorf setzte er noch einmal die Hebel seiner Logik und seiner Beredsamkeit an und allmälig gelang es ihm, Offiziere und Soldaten für seine Ansicht zu gewinnen. Von Parendorf aus hat er auch am 25. Oktober eine Botschaft an Windischgrätz abgehen lassen, eine Art Ultimatum, worin gefordert war die Entwaffnung des Kroatenheers, sowie die offene und unzweideutige Anerkennung der vom König unlängst sanktio-

nirten Verfassung Ungarns und endlich die Aufhebung der Belagerung Wiens. Bei Bewilligung dieser Bedingungen würde die ungarische Armee die Leitha nicht überschreiten.

Der Träger dieser Botschaft war der Honvedoberst Ivanka. Er kehrte nicht wieder nach Parendorf zurück, denn er wurde mit grober Verletzung des Völkerrechts im Lager des Kroatenbanus zurückgehalten. Der kaiserliche Feldmarschall fand es nicht der Mühe werth, das ungarische Ultimatum zu beantworten, sondern sagte nur: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht". Die Ungarn haben ihm das nachmals heimgezahlt, mit Zinsen. Vorderhand beseitigte die Aufnahme, welche Kossuths Vorschläge im kaiserlichen Lager gefunden, jede Opposition im ungarischen. Kossuth schien daher — so meldet Görgei — bloß noch „nähere Nachrichten von Wien abwarten zu wollen; als aber statt deren immer nur der Donner des groben Geschützes von der Hauptstadt bis zu uns herüberdrang, da hieß es endlich, es sei keine Zeit mehr zu verlieren, und die Vorrückung begann am 28. Oktober."

Es war zu spät und die rechte Zeit schon verloren.

9.

Der Belagerer Wiens hatte derweil sein Hauptquartier nach Hetzendorf verlegt und erließ von hier am 23. Oktober abermals eine Proklamation, in welcher der Stadt und ihren Vertheidigern eine Unterwerfungsfrist von 48 Stunden gegeben und im einzelnen blutroth auseinandergesetzt war, was der Herr Fürst unter Belagerungszustand und Standrecht verstand. „Erschießén! Aufänkén!" würde Bem gesagt haben. Die Versammlung in der Reitschule orgelte zur Antwort auf dieses Proklam wieder einmal ihre Protestmelodie ab und mit Wissen und Willen

des Sicherheitsausschusses begab sich am folgenden Tage Herr von Pillersdorff nach Hetzendorf, um einen Sturm auf des Feldmarschalls harten Sinn zu versuchen. Selbstverständlich ließ Windischgrätz den weiland Märzminister schon als solchen abfahren, noch derber, wo möglich, denn zwei Tage zuvor die kahlmäusenden Reichskommissäre. Mit dem Bescheide des Fürsten: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht, sondern ich fordere unbedingte Unterwerfung" — konnte Pillersdorff hingehen, woher er gekommen. Der Reichstag erklärte an demselben 24. Oktober, das in der Proklamation des Fürsten vom 23. „bekundete Verfahren sei nicht nur ungesetzlich, sondern ebensosehr feindlich gegen die Rechte des Volkes wie des erblichen konstitutionellen Throns". Am folgenden Tage beantwortete der arme Messenhauser den Windischgrätzismus vom 23. Oktober mit einer fürchterlich langen Messenhauserei, worin unter vielem anderen auch dieses gesagt war: „Mitbürger! Nie hat ein übermüthiger Brennus sich in so schauerlicher Hochfahrt als Feind des ganzen Menschengeschlechtes erklärt. Nie sind die gerechten Wünsche und Ansprüche eines mündigen Volkes erbarmungsloser in den Staub getreten worden. Das sanfteste Gemüth, der sorglosefte Träumer, der armseligste Gedankenmensch (sic!) muß über eine solche Sprache mit brennendem Zorn und unauslöschlicher Entrüstung erfüllt sein. Mitbürger! Auch ich erkenne in der Sprache des Fürsten Windischgrätz als einzelnes Individuum einen Verrath, eine Sünde gegen die Natur. Was müssen meine Empfindungen als derjenige sein, der von dem hohen Reichstage mit dem Auftrage betraut worden, unsere herrliche Stadt, zur Zeit die merkwürdigste des ganzen Erdkreises, gegen einen solchen Feind in Vertheidigungszustand zu setzen? Mitbürger, urtheilt!" Ja wohl, urtheilt!

Auch droben in Olmütz wurde in jenen Tagen im Proklamiren wieder Erkleckliches geleistet. Am 22. Oktober nämlich erging daselbst eine von Wessenberg gegengezeichnete Proklama-

tion, worin „Wir Ferdinand der Erste, konstitutioneller Kaiser von Oestreich, König von Ungarn u. s. w." uns bewogen fanden, „anzuordnen, daß der Reichstag seine Sitzungen in Wien alsobald unterbreche" — und „Wir berufen denselben auf den 15. November nach der Stadt Kremsier, wo er in der Lage sein wird, sich ungestört und ununterbrochen seiner Aufgabe der Ausarbeitung einer den Interessen unserer Staaten entsprechenden Verfassung ausschließlich widmen zu können".

Während man aber in Olmütz noch konstitutionell gaukelte, hatte der absolutistische Ernst vor den Linien von Wien angehoben. Nachdem das Geplänkel schon seit Wochen gegenseitig im Gange gewesen, begannen am 23. Oktober die Kanonen mitzusprechen. Die Geschütze der Belagerer scheinen zuerst von Ottakring her gegen die hernalser Linie gespielt zu haben. Zum großen Aerger eines Dienstmädchens, welches auf dem Walle Wäsche zum Trocknen aufgehangen hatte und, als die Kugeln dort einzuschlagen begannen, über den Windischgrätz und das „dumme Herschießen" scheltend hinauflief, um die Wäsche abzunehmen, welchem heldischen Thun die zuschauenden Bürgerwehrleute lachenden Beifall spendeten. Weit ernsteren Charakters als hier erwies sich der begonnene Kampf an der nußdorfer Linie und bei den Taborbrücken. Am letzteren Orte ging er bis in die Nacht hinein fort und das Gebrülle der Geschütze scholl dumpf bis zur Aula hinein, wo Robert Blum gerade eine große Rede hielt, in deren Verlauf er für sich selber wie für seine frankfurter Mitdeputirten die Verpflichtung übernahm, in Wien zu bleiben und mitzukämpfen. In dieser Nacht schlugen auch die ersten Feuersbrünste — ein Holzmagazin in der Spittelau und das Gasthaus „Zum Auge Gottes" vor der nußdorfer Linie waren während der Gefechte am Abend in Brand gerathen — zum düstern Spätherbsthimmel auf und diese Illumination nahm dann von Nacht zu Nacht größere Dimensionen an.

Ein heißer Kampftag war der 26. Oktober, wo den ganzen

Tag über auf der ganzen Linie von Nußdorf bis St. Marx gestritten wurde. Am Abend des Tages hatten die kaiserlichen Truppen die Brigittenau und den Prater in ihrer Gewalt, hatten die Vertheidiger Wiens in die inneren Vorstädte zurückgedrängt und konnten, wie Sachverständige mit Bestimmtheit behaupten, durch die Jägerzeil bis zur Ferdinandsbrücke oder gar noch über diese in die innere Stadt eindringen. Allein es geschah nicht. Der Feldmarschall scheint an diesem Abend entweder zu dem Axiom „der Tapferkeit bester Theil ist Vorsicht“ — sich bekannt oder aber schon so fest sich vorgenommen zu haben, die Hauptsache am 28. Oktober zu thun, daß er nicht mehr davon abgehen wollte. Er nahm daher am Abend des 26. seine Truppen sogar theilweise aus den gewonnenen Stellungen wieder zurück und wollte überhaupt die Gefechte dieses Tages nur für eine „Rekognition“ angesehen wissen. Das Beste in der Vertheidigung geschah da, wo der alte Bem war; allein allenthalben fanden es denn doch die Truppen viel schwerer, mit den wiener Bürgerwehrleuten, Studenten und Arbeitern fertig zu werden, als sie sich eingebildet hatten.

In Wahrheit, nur die Verleumdung hat die Tapferkeit der Vertheidiger Wiens anzutasten gewagt. Der hier vorhandene Kämpferstoff hat sich trotz der höchst mangelhaften Organisation und großentheils unzulänglichen Führung als ein guter bewährt. Aus diesem Oktober-Wien hätte ein großer Mann Großes zu machen vermocht trotz alledem. Aber, ach, wo war in jenem Oktober, wo war überhaupt im Jahre 1848 ein wahrhaft großer Mann, ein Nummer-Eins-Mann? Nirgends.

10.

Zur achten Morgenstunde am 28. Oktober eröffnete Windischgrätz auf der ganzen von seinen Truppen gehaltenen Belagerungslinie ein heftiges Geschützfeuer, welches sich bis gegen Mittag hin noch fortwährend steigerte. Dem kaum begonnenen gab von der Stadt her das Geroll der Alarmtrommeln und das Geheul der Sturmglocken Antwort. Der alte Stephansdom hatte sich's schwerlich jemals träumen lassen, daß einst so ein Tag kommen würde, wo die große Brummglocke seines Thurmes das Signal geben würde zum allgemeinen wiener Sturmgeläute „für die deutsche Freiheit“.

Denn das ist doch — Mandarinen und Bonzen mögen sagen, was sie wollen — zwar nicht der klare Gedanke, aber doch der richtige Instinkt gewesen, welcher die wiener Oktoberrevolution gemacht hatte, und daß die Deutschen das bedrängte Wien so schmachvoll im Stiche ließen, vermehrt die Anzahl, die Unzahl der traurigen Beweise aus dem Jahre 1848, wie aus dem ganzen Verlauf ihrer Geschichte, daß sie zu selbstständigem Handeln schlechterdings unfähig und nur zum Kommandirtwerden da sind. Wann dereinst, wie Pessimisten prophezeien, da, wo jetzt Deutschland, ein slavisch-czarischer Sumpf sein wird, dann mag die Zeit kommen, wo da und dort noch ein einsamer Patriot des Kleinbürgerthums und Proletariats von Wien, wie es im Oktober von 1848 war, trauervoll dankbar gedenken und seufzend flüstern wird: Ihr hattet d o ch recht!

Während der allgemeinen Kanonade formirten die Belagerer ihre Sturmkolonnen, um damit gegen die schwächsten Punkte vorzugehen, gegen die Niederungen am Donaukanal, die erdberger und kleinnußdorfer Linie, sowie gegen die Leopoldstadt. Der auf der Höhe des Stephansthurmes auslugende Beobachtungsposten meldete diese Vorbereitungen und es wurden die möglichen Gegenvorkehrungen getroffen. Der Hauptangriffstoß

war, wie mit Sicherheit zu erwarten, gegen die Jägerzeil gerichtet, demnach gegen ein Vorstadtviertel, welches „von einem ungeheuren Troß bediensteter und pensionirter Beamten, alten Militäristen und reichen Philistern bewohnt“, d. h. von seinen Bewohnern nicht vertheidigt war. Allein Bem war ja da mit den Mobilen und dem Elitekorps. Zwei gewaltige Barrikaden deckten die Jägerzeil, die eine beim Praterstern, die zweite bei der Einmündung der Sterngasse aufgethürmt. Auf dieser kommandirte Bem selber, umringt von der Blüthe der wiener, gratzer, salzburger und brünner Jugend. Die Praterstern-barrikade erlag rasch dem Ansturm der Windischgrätzer, welche sofort von dorther eine Batterie in Thätigkeit setzten und die Jägerzeil, sowie die Sterngassebarrikade mit einem Kugelregen begossen. Zwei Stunden lang währte dieses Granaten- und Kartätschenfeuer, worauf eine aus Grenadieren verschiedener Regimenter formirte Sturmkolonne den Anlauf auf das unerschütterte Bollwerk unternahm. Dreimal vergebens. Es war ein mörderisches Kämpfen und die Truppen hatten große Verluste, weil nicht allein von den Zinnen der Barrikade, sondern ringsher aus allen Fenstern, Dach- und Kellerlucken ein heftiges Feuer auf sie sprühte.

Derweil war aber, gegen 3 Uhr Nachmittags, die „Landstraße“ in die Gewalt der Angreifer gefallen. Eine halbe Stunde später erschienen ihre vordringenden Kolonnen von der Weißgerbergasse und der Hauptstraße her am Rande des Glacis, brachten zwei Batterien vor und warfen Granaten nach der inneren Stadt hinein. Die Jägerzeil und überhaupt die Leopoldstadt waren demnach nicht mehr zu halten. Die Sterngassebarrikade mußte von ihren Vertheidigern geräumt und ein eiliger Rückzug hinter den Donaukanal angetreten werden. Der tapfere Haugk rettete bei diesem Rückzug noch etliche Geschütze über die Brücke in die innere Stadt hinüber.

Das Gesammtresultat des 28. Oktobers war, daß Windisch-

grätz am Abend sich als Sieger fühlen konnte, wie er auch that. Die kaiserlichen Truppen hatten die ihnen gestellte Aufgabe erfüllt. Sie befanden sich im vollen Besitze der Vorstädte Landstraße, Rennweg, Leopoldstadt und Jägerzeil, standen also hart vor den Wällen der inneren Stadt.

In diesen Vorstädten nun begann, als die Nacht hereingebrochen war, jene Gräuelwirthschaft von seiten der Soldaten, welche zu leugnen selbst in der Wolle schwarzgelb gefärbte Berichterstatter nicht unternommen haben. So ein Zeuge sagt z. B. über das Gräßliche, was in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober in der Johannagasse geschah: — „Erst gegen 4 Uhr früh hörte das Plündern und Würgen auf und die Soldaten wurden zusammengezogen. Am 30. Oktober führte man 57 Leichen aus dieser einzigen Gasse fort, die Leichen solcher nicht mitgerechnet, welche das Militär aus den Häusern geholt, über dem Walle auf den Feldern erschossen und auch daselbst begraben hatte. Man hält sie alle für schuldlose Opfer, denn waren auch einige darunter Nationalgardisten, so konnte ihnen das nicht sträflich sein. Sie waren außer Dienst, trugen keine Waffen. So viel ist gewiß, daß von allen 57 Todten nicht einer in der Gegenwehr gefallen, und ebenso sicher ist, daß keines der Häuser in der Johannagasse durch das Bombardement angezündet wurde, sondern einzig und allein durch die Rache und den Muthwillen der Soldaten, mitunter auf das Geheiß der Offiziere"*). Ein anderer Berichterstatter, den angezogenen an Schwarzgelbheit, wo

*) Dunder, Denkschrift, S. 769. Der Verfasser hat mit verdankenswerther Redlichkeit S. 756—778 alle die schrecklichen Einzelnheiten der soldatischen Gräuelwirthschaft während dieser Schreckensnacht gesammelt. Slaven waren die Verüber dieser Gräuel, aber keineswegs Kroaten, sondern vorzugsweise Czechen und Galizier von den Regimentern Latour und Baumgarten. Einer Jägerkompagnie hatte der Oberst anempfohlen, ja geradezu befohlen, „sobald sie nach Wien kämen, das Kind im Mutterleibe nicht zu verschonen." Dunder, 777.

möglich, noch übertreffend, ist doch ebenfalls ehrlich genug, zu bekennen, daß es „von seiten der siegestrunkenen Soldaten überhaupt gräulich zuging“*).

In der Nacht „sah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke gestellt“, sagt ein Augenzeuge. Schon zwischen 6 und 7 Uhr Abends waren vom Stephansthurm herab nicht weniger als 26 Brandstellen signalisirt. Nach eingebrochener Dunkelheit schwamm die Luftschicht über der Stadt in allen Abstufungen feuriger Glut, vom düsteren Gelbroth bis zur dunkelsten Blutröthe.

Und vor den Thoren stand die rothe Reaktion, zum Einbruch bereit.

11.

Der 28. Oktober war ohne Frage der entscheidende Tag. Allerdings hatte ein großer Theil der Vertheidiger, welche die innere Stadt, sowie die Vorstädte Wieden, Schottenfeld, Neubau, Josephsstadt noch hielten, den Muth keineswegs verloren, obzwar Proviant wie Munition schon vom 27. Oktober an sehr knapp waren, und Mobilgarden, Arbeiter und übergetretene Soldaten wollten nicht dulden, daß man von Waffenstreckung und Uebergabe spräche. Allein in der überwiegenden Masse der Bevölkerung war unstreitig die Ueberzeugung obenauf, daß weiterer Widerstand vergeblich und alles aus und vorbei sei.

Auch die Führung wurde von diesem Gefühl angefaßt und

*) G. v. S . . . . . n: Geschichte Oestreichs vom Ausgange des Oktoberaufstandes, I, 271. Für die Vorgänge innerhalb des belagerten Wiens ist der fleißige Dunder durchweg der Gewährsmann des Herrn v. S . . . . . n.

gab demselben nach. Nach Vertobung des Kampflärms an den Linien rathschlagten die Führer im Hauptquartier des Oberkommando's in der Stallburg. Messenhauser gab die Erklärung ab, es sei nach den Ergebnissen des heutigen Tages an eine Weiterführung der Vertheidigung nicht mehr zu denken. Er schlage daher vor, eine Abordnung an den Feldmarschall zu senden, um denselben um die Gewährung „halbwegs menschlicher“ Uebergabebedingungen anzugehen. Es erhob sich kein nennenswerther Widerspruch und wurden sofort 4 Abgeordnete bezeichnet, welchen auf Messenhausers Aufforderung der Gemeinderath 3 seiner Mitglieder beigab. Auch der Reichstag wurde eingeladen, an der Deputation sich zu betheiligen, verweigerte aber seine Betheiligung. Die Herren vom Parlamentarismus waren plötzlich zu der Einsicht gekommen, daß „die Sache den Reichstag nichts anginge“, welche Einsicht ganz in der Ordnung, denn die „Sache“ war ja eine verlorene.

Bem hat an diesen Verhandlungen nicht theilgenommen. Er hatte nach dem Verlust der großen Barrikade auf der Jägerzeil sofort erkannt, daß es mit Wien zu Ende und demnach seine Rolle daselbst ausgespielt sei. Nachdem er seinen erschöpften Leib durch einen mehrstündigen Schlaf gestärkt hatte, fuhr er nach Mitternacht auf die Wieden, wo er in den Gasthäusern „Zum Apfel“ und „Zum Lamm“ noch zwei Tage verbrachte, um dann aus Wien zu verschwinden. Sei es, daß er, wie einige wollen, als kaiserlicher General verkleidet am hellen Tage mit einer Ordonnanz hinter sich davongeritten; sei es, daß er, wie andere sagen, bei nächtlichem Dunkel in einem Nachen die Donau hinabgeschwommen; sei es, wie dritte behaupten, daß er sich gar in einem Sarge durch die Linien hatte schmuggeln lassen. Genug, er tauchte in Ungarn wieder auf und hat dann im folgenden Jahr in Siebenbürgen den Oestreichern und Russen sehr „z'leidg'wercht“, schweizerisch zu reden.

Beim Tagesgrauen des 29. Oktobers schrieben Blum und

Fröbel in der „Stadt London“ ihr Gesuch um Entlassung aus dem haugk'schen Elitekorps nieder. Auch Blum hatte demnach jede Hoffnung, daß sich der Kampf weiterführen ließe, aufgegeben.

Im Laufe des Vormittags suchte die an Windischgrätz entsendete Abordnung den Fürsten in seinem Hauptquartier Hetzendorf, traf ihn aber nicht dort, sondern auf dem laaer Berg. Er erklärte kurzab, er wollte eine Waffenruhe von 12 Stunden bewilligen unter der Voraussetzung, daß kein Angriff auf seine Truppen stattfände. Im Uebrigen erwarte er, daß die Stadt noch im Laufe des Tages sich unterwerfen werde. Als einer der Deputirten ein Wort zu Gunsten der Erhaltung der akademischen Legion wagte, schnitt es ihm der Feldmarschall ab mit dem Scheltsatz: „Nein, diese Rotzbubenwirthschaft muß aufhören!“ — eine Windischgrätzisirung des „Vae victis!“ welcher man Deutlichkeit nicht absprechen konnte.

Derweil bandwurmte der arme Messenhauser drinnen in der Stadt wieder einmal als Proklamator, indem er darzuthun sich bemühte, daß und warum den kaiserlichen Truppen nicht länger zu widerstehen sei. Auf dem Schwulste seiner Auseinandersetzung schwamm wie ein Fettauge auf einer Wassersuppe der zwar sehr triviale, aber unbestreitbar wahre Satz: „Mit Redensarten schlägt man keinen Gegner“. Schließlich machte er bekannt, daß nach der Rückkehr der Abordnung aus dem feindlichen Hauptquartier die sämmtlichen bewaffneten Korps abstimmen, Kompagnie für Kompagnie abstimmen sollten, ob Fortführung des Kampfes oder Unterwerfung stattfinden müßte.

Daraufhin geflügelte und keineswegs sanftmüthige Berathungen unter den Bewaffneten. „Hitzköpfe! Tollhäusler! Unheilstifter!“ scholl es hier, „Schwarzgelbe! Feiglinge! Verräther!“ schrie es dort. An einem Rathschlag des Studentenausschusses nahmen auch Blum und Fröbel theil und beide sprachen für die Kapitulation. Zur gleichen Stunde wollte man

vom Stephansthurm aus bei Schwechat herankommende Truppenmassen bemerkt haben. Natürlich hieß es: Die Ungarn kommen! Messenhauser bestieg selber den Thurm, mit ihm sein Stab. Man sah keine Ungarn in jener Richtung, sondern nur kaiserliches Volk. „Es ist alles aus", sagte der Oberkommandant im Herabsteigen.

Um 4 Uhr Abends kamen die delegirten Vertrauensmänner der verschiedenen Korps im Hofe der Stallburg zusammen und hielten dann im großen Redoutensal ihren Rath, wobei es gerade so herging, wie es bei derartigen Berathungen über eine verlorene Sache allzeit und überall herzugehen pflegt, d. h. tumultuarisch, unerquicklich und unersprießlich. Als Resultat der Endabstimmung verkündete schließlich Messenhauser, daß die Mehrheit für Kapitulation sei, konnte aber nur mühsälig durch diese Mehrheit mit heiler Haut zum Sale hinausgebracht werden, um dem Gemeinderath das Ergebniß anzuzeigen. „Verräther!" zeterte es ihm nach. Ach, das wurde jetzt ein sehr geläufiges Wort in Wien. In dem anarchischen Durcheinander der nächsten Tage ist aber offenbar das ekelhafteste Ingrediens die Feigheit des wiener Philisters gewesen, d. h. der auf den verschiedenen Sprossen der Brozenskala stehenden Spülichtmenschen, welche, soweit das Ungezieser nicht ausgewandert war, zur Stunde noch vor jedem Kalabreser von der Aula tief sich bückten, um ein paar Tage später den Speichel jedes rothmänteligen Barbaren von Szeressaner zu lecken. Auch dieses war jedoch ganz in der Ordnung und müßte man sich nur verwundern, so es anders gewesen wäre; „denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht".

Am späten Abend ließ Messenhauser ein Plakat anschlagen, welches die im Redoutensal geschehene Abstimmung kundgab und die Thatsache, daß alles aus sei, überflüssig weitschweifig paraphrasirte, im gewohnten Stil. „Jetzt, da es kein diplomatisches Geheimniß mehr ist, das ich mit bekümmertem Herzen in meiner Brust zu verschließen hätte, kann ich unsere Schwäche offen dar-

legen, nämlich: mit der angestrengtesten Thätigkeit, mit Verschwendung von Geldmitteln haben wir nur soviel Munition erzeugen können, daß nur noch für 4 Stunden allgemeiner Vertheidigung Vorrath da ist." Das Plakat wurde vielerorten vom Volke herabgerissen mit Glossen dieser Art: „Der Betrüger! Jetzt kriecht er zum Kreuz. Hat er nicht früher schon gewußt, daß wir kein Pulver haben?" Ein Nationalgardist fragte seinen Nebenmann: „Warum will man die Stadt übergeben"? — „Aus Mangel an Munition". — „Nein, schrie ein dritter, aus Ueberfluß an Verrath!" Da und dort wurden wohl auch wilde Drohungen laut. Ein Legionär rief aus: „Zündet der Kaiser unsere Vorstädte an, warum sollten wir seine Hofburg nicht einäschern?" Es blieb bei der Drohung. Fenneberg stellte Mobilgarden zum Schutze des Kaiserpalastes auf. Von den am 6. Oktober zum wiener Volk übergegangenen Soldaten hörte man, wie sie zu zwei und zwei die Verabredung trafen, einander gegenseitig zu erschießen, wenn die Uebergabe der Stadt erfolgte.

Zwei Stunden vor Mitternacht machte sich eine Abordnung des Gemeinderaths, durch ein Mitglied des Studentenausschusses verstärkt, nach dem Hauptquartier des Feldmarschalls auf den Weg, um demselben die bedingungslose Unterwerfung der Stadt anzuzeigen. Sie langte spät in Hetzendorf an. Ihr Sprecher entledigte sich seines Auftrags, machte aufmerksam, daß es wohlgethan wäre, die Truppen möglichst bald einrücken zu lassen, und richtete dann noch einige Bitten „an die Herzensgüte des Fürsten". Diese Bitten wünschten Gnade für die abgefallenen Soldaten, freien Abzug für die akademische Legion, Pässe für alle, welche Wien oder Oestreich verlassen wollten. „Nein, nein", rief Windischgrätz aus, „das kann nicht sein!" Er stieß sich namentlich an der zweiten der vorgebrachten Bitten. Dann bedenkend, daß er noch nicht in der Stadt drinnen, fügte er hinzu: „Ich werde alles thun, was sich mit meiner Ehre und mit meinem Gewissen verträgt." Wie nichtssagend diese Versicherung, konn-

ten die Deputirten daraus entnehmen, daß Windischgrätz ihnen dringend aufgab, dafür zu sorgen, daß solche Personen, die er als in erster Linie seiner Rache verfallen bezeichnete, ja nicht entkämen.

Es war inzwischen Morgen geworden, und während die Abordnung mit ihrem untröstlichen Bescheide nach der Stadt zurückkehrte, schickte der Feldmarschall nach Olmütz die Blitzdepesche: „Wien hat sich unbedingt unterworfen; die kaiserlichen Truppen besetzen heute die Stadt."

12.

„Heute", d. h. am 30. Oktober von 1848, wurde aber noch nichts daraus.

Im Laufe des Vormittags verbreitete sich nämlich in der Stadt abermals die Kunde: „Die Ungarn kommen!" und dieser Hoffnungstral entwölkte sofort wieder die düsteren Gesichter. Frühmorgens hatte man merkwürdig viele „Angströhren" in den Straßen gesehen, sogar auf den Köpfen von Legionären und Mobilen; etliche Stunden später waren die Cylinder wieder verschwunden und grassirte der Kalabreser wie in seinen stolzesten Tagen.

Die Ungarn kamen nun freilich nicht, machten aber doch einen Versuch, zu kommen, obzwar wieder nur einen schwächlichen. Man war im kaiserlichen Lager seit der Sendung Ivanka's auf diesen Versuch gefaßt und hatte Windischgrätz an den Kroatenban den Befehl erlassen, daß dieser nur einen Theil seiner Streitkräfte gegen Wien verwenden, den andern aber gebrauchen sollte, die Leithalinie scharf im Auge zu behalten.

So fand denn das ungarische Heer, nachdem es am 28. Oktober die Leitha und am 29. die Fischa überschritten hatte, um Wien zu Hilfe zu kommen, die kaiserlichen Truppen wohlvor-

bereitet auf seinem Wege, als Moga am Morgen des 30. Oktobers zum Angriff auf die östreichischen Stellungen bei Schwechat und Mannswerd vorschritt. Anfangs mit Erfolg. Auf dem rechten Flügel ging der verwegene Honvedmajor Graf Guyon an der Spitze eines Bataillons Szekler und eines Bataillons pesther Freiwilligen so energisch vor, daß er Mannswerd im Sturme nahm und den überlegenen Feind, Gränzer und Szeressaner, hinauswarf. Das magyarische Centrum richtete seinen Angriff auf Schwechat und war ebenfalls im Vorschreiten begriffen, als ihm Moga Halt gebot, aus Besorgniß, seinen linken Flügel durch kaiserliche Kavallerie umgangen zu sehen. Damit kam das Ganze erst ins Stocken und dann ins Schwanken und die totale Unfähigkeit des Generals, eine Schlacht zu lenken, barst so handgreiflich aus, daß sich nicht ohne einen Anschein von Wahrscheinlichkeit in der Armee und im Lande das Geschrei verbreiten konnte, Moga habe bei Schwechat das ganze Heer dem Windischgrätz in die Hände spielen wollen. Der Herr General wäre aber hierzu viel zu untüchtig gewesen; er war eben auch eine jener vielen Nullen, welche im Jahre 1848 auf Stellen standen, wo Nenner hingehört hätten.

So einer wäre zur Zeit, als bei Schwechat mehr nur kanonirt als gekämpft wurde, auch drinnen in Wien sehr am Platze gewesen. Gewiß hätte es sich dann ermöglichen lassen, von der Stadt aus eine Anstrengung zu machen, welche dem ungarischen Entsatzversuch zur Unterstützung gereichen konnte. Es geschah nichts der Art und die Magyaren, Kossuth voran, haben dieses Nichtgeschehen nachmals als Grund angegeben, warum sie von Schwechat, nachdem ganze Bataillone ihres Landsturms eine wahre Virtuosität im Davonlaufen entwickelt hatten, retirirten, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben*). Am 31. Oktober

*) Das Treffen bei Schwechat war nur ein beiderseitiges vergebliches Warten. „Wartete Jellacic auf das Hervorbrechen des Fürsten Lichtenstein (mit der kaiserlichen Reiterei, welche auf die linke Flanke der Ungarn

stand die ungarische Armee schon wieder hinter der Leitha. Ihr mißlungener Hilfebringungsversuch war ein großes Unglück für Wien. Denn er blies dort den schon völlig gesunkenen Widerstandswillen noch einmal zu einer fieberischen Thätigkeit an, wodurch natürlich die Erbitterung der kaiserlichen Generale und Soldaten, vorab des Feldmarschalls selbst, entsprechend gesteigert wurde. Es heißt nur den menschlichen Leidenschaften, wie sie einmal sind, gerecht werden, wenn man behauptet, daß gar manche „Begnadigung" zu Pulver und Blei im November unterblieben sein würde, wenn Windischgrätz schon am 30. Oktober, wie er zum voraus triumphirend nach Olmütz gemeldet hatte, in Wien hätte einziehen können. Verletzte Eitelkeit ist eine Pfäffin: sie verzeiht nie.

Inzwischen hatte der trügerische Hoffnungsstral in Wien seine Wirkung gethan. Volkshaufen wälzten sich mit dem Rufe: „Die Ungarn sind da! Eljen! Kossuth kommt!" durch die Straßen, die schon verödete Aula wimmelte und wuselte wieder plötzlich von bewaffnetem Leben, die Arbeiter nahmen ihr Wehr wieder auf, eine Bande von mehr oder weniger häßlichen Amazonen marschirte über den Burgplatz, das Gewehr auf der Schulter, Studenten warfen sich auf Pferde, um auch in den Vorstädten, soweit dieselben noch nicht von den kaiserlichen Truppen besetzt waren, die frohe Botschaft zu verkünden und zu neuem Widerstande aufzufordern, und an den Straßenecken erschien ein überschwängliches Plakat, zu „einem letzten glorreichen Kampf" auffordernd und den Schlußtrumpf ausspielend: „Es

---

fallen sollte), so wartete Kossuth (der zugegen war) auf das Hervorbrechen der Wiener. Jeden Augenblick hoffte er die Kolonnen der Aufständischen im Rücken der kaiserlichen Truppen ausfallen zu sehen, das Krachen ihrer Geschütze zu vernehmen." G. v. S . . . . . n, a. a. O. I, 353. Die vollständige Nullität, sowie der üble Wille Moga's erhellen am deutlichsten aus Görgei's Referat über das schwechater Treffen. M. L. u. W. i. U. I, 74 fg.

wird auf allen Punkten der Erde unser schönster Titel sein, zu sagen: Ich war ein Wiener! Ich war dabei!"

Der arme Messenhauser konnte als grundgutmüthiger Mensch nichts abschlagen als sein Proklamationenwasser. Seiner besseren Einsicht zum Trotz ließ er sich durch die in der Stallburg auf ihn gemachten Bestürmungen bewegen, das Oberkommando fortzuführen oder wieder aufzunehmen, wenigstens halb und halb. Dem Ansinnen, sofort einen Ausfall ins Werk zu richten, setzte er den Einwurf entgegen, man müßte doch vorher wissen, wie es sich denn eigentlich mit dem Kommen der Ungarn verhielte. Zu diesem Zwecke bestieg er um 11 Uhr Vormittags den Stephansthurm, nachdem er noch bemerkt hatte, man „sei mit den Ungarn schon oft angeschmiert worden; auch sei die Kapitulation bereits abgeschlossen" — wie denn gerade zu dieser Stunde draußen in Hetzendorf Abgeordnete des Gemeinderaths mit Windischgrätz über die Modalitäten des Einzugs der Truppen verhandelten. Blum und Fröbel hatten schon zuvor den Thurm bestiegen und jener hatte im Hinaufsteigen geäußert, er glaube nicht an das ungarische Heil und die Wiederaufnahme des Widerstandes sei gewiß fruchtlos.

Droben in dem Thurmwächterlugaus sammelte sich nach und nach eine zahlreiche Gesellschaft um Messenhauser; auch Smolka war da, der Präsident des Reichstags, ebenso Mitglieder des Gemeinderaths und Offiziere der akademischen Legion. Die Fernrohre wurden eifrig gehandhabt und je weniger der Nebel zu sehen gestattete, um so mehr wollten die Leute sehen und gesehen haben. Drunten auf dem Domplatze wimmelte und wogte es von Volk, nach frohen Botschaften von droben lechzend. Messenhauser, welcher die Kapitulation gehalten wissen wollte, war nicht dafür, irgendeinen Bericht hinunterzugeben, welcher falsche Hoffnungen erregen und dadurch die Verwirrung steigern könnte. Dann ließ er sich aber doch bewegen, ein Blatt Papier hinunterzuschicken mit den von ihm darauf geschriebenen Worten:

„Man sieht deutlich ein Gefecht hinter Kaiser-Ebersdorf, ohne die kämpfenden Truppen oder den Gang des Treffens ausnehmen (unterscheiden) zu können." Diese doch ganz inhaltslose Kunde that drunten richtig die Wirkung, dem Widerstandswunsch neues Leben zu geben, so sehr, daß einzelne Scharen auf eigene Faust den Kampf gegen die Truppen da und dort wieder eröffneten. So draußen an der lerchenfelder und an der mariahilfer Linie. Um 1 Uhr Nachmittags kam eine zweite Botschaft vom Thurme herab: — „Die Schlacht scheint sich gegen Oberlaa und Inzersdorf zu ziehen. Der Nebel verhindert eine klare Ansicht. Bis jetzt scheinen die Ungarn im siegreichen Vorschreiten begriffen zu sein. Im Falle ein geschlagenes Heer sich den Mauern der Stadt nähern sollte, so wird es Pflicht aller Wehrkörper sein, sich auch ohne Kommando unter das Gewehr zu stellen."

Dieser Beisatz konnte unmöglich anders gedeutet werden als: Falls die kaiserlichen Truppen durch die Ungarn an die Mauern Wiens gedrängt werden, wollen wir, die Wiener, mit aller Macht auf sie hinausfallen und ihre Niederlage vollenden. Daß aber in dieser Absicht, schon in der bloßen Absicht ein Bruch der Kapitulation enthalten war, wird kein unbefangener Urtheiler bestreiten wollen. Zur Entschuldigung läßt sich freilich etwa anführen, daß die Kapitulation eine ganz formlose war, ja sogar diesen Namen eigentlich gar nicht verdiente, da ja Windischgrätz im Grunde gar nichts gewährleistet, keine Bedingungen bewilligt, sondern nur in ganz nebelhafter Weise davon geredet hatte, die Wiener würden ihn milder finden, als sie erwartet hätten. Die nachmals als nicht unrichtig bewährte Ansicht der Wiener über die windischgrätzische „Milde" hat jedenfalls die meisten, welche die am 29. Oktober schon bei Seite gestellten Waffen am 30. wieder aufnahmen, zu ihrem verzweifelten Beginnen bestimmt.

Die Hoffnungen dieser Kämpfer, welche von den Basteien der inneren Stadt aus, wie da und dort in den Vorstädten und

an den Linien, das Feuer wieder eröffneten, stiegen beträchtlich, als um 2 Uhr ein dritter Zettel vom Stephansthurme herabkam, welcher besagte, die Schlacht ziehe sich seit einer halben Stunde offenbar näher gegen Wien heran, was ja nur in Folge eines siegreichen Vorschreitens der Ungarn geschehen konnte. Die Wahrheit war aber, daß es nicht geschah und daß das vermeintliche Vorschreiten ein wirkliches Rückschreiten gewesen ist. Windischgrätz, welcher vom laaer Berg aus dem schwechater Treffen zusah, sagte, als er in seinem Rücken die Kanonen von den Basteien Wiens donnern hörte: „Jetzt muß die Stadt bombardirt werden und Messenhauser wird hängen." Daß er es übrigens nicht auf den armen Messenhauser allein abgesehen hatte, beweis't die Thatsache, daß schon etliche Stunden früher in Hetzendorf seine Bevollmächtigten von den mit ihnen unterhandelnden Deputirten des Gemeinderaths vor allem die Auslieferung von 14 namentlich bezeichneten Männern forderten, worunter Messenhauser, Haugk, Fenneberg, Gritzner, Becher. Man sieht, die „Milde" des Feldmarschalls hatte sich schon vor dem „Kapitulationsbruch" deutlich angekündigt.

Inzwischen war es in dem Thurmwartstübchen auf dem Sankt Stephan ziemlich leer geworden; denn als sich die Illusion, daß die Ungarn näher und näher kämen, nicht mehr hatte halten lassen, war einer nach dem andern hinabgeschlichen. Desto wilder und turbulenter ging es drunten her, am turbulentesten im Studentenausschuß, allwo sich alles zusammenthat, zusammenwirrte, zusammenknäuelte, was überhaupt noch wie Leitung und Lenkung aussah. Messenhauser war nahe der höchsten Spitze des Stephansthurmes auf dem hölzernen Balkon zurückgeblieben, mechanisch seinen Tubus handhabend. Er war ganz zusammengeknickt. Nur Herr Berthold Auerbach und der Reichstagsdeputirte Goldmark waren noch bei ihm. Das sinnverwirrende Getöse, welches die Stadt erfüllte und in welchem tausenderlei Schreie, Alarmgetrommel, Geschützekrachen, Sturm-

geläute und Waffengeklirr zusammenquollen, drang dumpf herauf. Und Bote auf Bote kam aufwärts gestürmt mit dem Verlangen, Messenhauser sollte den Befehl zum Angriff auf die Leopoldstadt geben. Er gab den Befehl nicht, verbot aber auch den Angriff nicht. Und wieder kam ein Student, keuchend und roth vor Hast, und brachte eine schriftliche Aufforderung vom Studentenausschuß, Messenhauser sollte sein Oberkommando niederlegen. „Was sagen Sie dazu?“ fragte er die Herren Goldmark und Auerbach, welche beide meinten, er müßte der Zumuthung sich weigern, maßen er ja sein Amt nicht vom Studentenkomité, sondern vom Reichstag und Ministerium erhalten hätte. Messenhauser schrieb mit Bleistift seine Weigerung auf ein Blatt Papier, und als der Bote weggegangen, unterhielt er sich mit Auerbach über Pläne zu dramatischen Arbeiten, welche er künftig auszuführen beabsichtigte.

Eine heraufkommende Abordnung des Studentenausschusses machte diesen Träumereien ein Ende. In schroffer Weise wurde Messenhauser aufgefordert, sofort als untauglich und energielos, wie er sei, abzudanken; Fenneberg sei statt seiner zum Oberkommandanten ausersehen und müßte es sein. Zuletzt sagte man ihm geradezu: Abdankung oder Tod! Der Bedrohte gab nach, erklärte, er wollte drunten im Hauptquartier in der Stallburg seine Abdankung vollziehen, und verließ den Thurm.

Fenneberg war inzwischen von den Legionären, den Mobilen und Arbeitern bereits als Oberkommandant ausgerufen worden und gebärdete sich als solcher, bildete einen neuen Generalstab und versammelte in der Aula einen Kriegsrath, welcher aber nur zu dem wenig tröstlichen Schlusse kam, falls „es mit den Ungarn nicht ganz aus und vorbei sei, so lasse sich die Stadt noch 4 Tage halten; andernfalls sei jede Vertheidigung nutzlos.“

Das Chaos begann. Messenhauser hatte seine Abdankung dem permanenten Reichstagsausschuß angezeigt; die Herren von der Permanenz riethen ihm mehr mittels Winken als Worten,

sich mit Fenneberg zu verständigen, und versanken hierauf in Dunkel und Schweigen. In der Stallburg wollte man von dem „Terroristen“ Fenneberg nichts wissen, ebensowenig im Gemeinderath, welcher an Messenhauser die Aufforderung richtete, nicht zu weichen. Der Nichtsabschlagenkönner konnte auch dieses nicht abschlagen und that wieder, als wäre er noch Oberkommandant. Allein da Fenneberg fortfuhr, auch so zu thun, ließ sich Messenhauser bestimmen, denselben zum Mitoberkommandanten anzunehmen, was bei einer persönlichen Zusammenkunft der beiden, welche nachtschlafender Weile im Gasthause „Zum rothen Igel“ stattfand, ausgemacht wurde.

Der liberale Träumer und der radikale Phantast theilten sich demnach in ein Nichts, denn etwas anderes ist dieses wiener „Oberkommando“ zur Stunde nicht mehr gewesen. Von Organisation und Plan war bei dem Widerstand, welcher noch geleistet wurde, überhaupt keine Rede mehr. Der einzelne Mann und die einzelne Schar handelten überall nach eigenem Ermessen und es war dieses Handeln nur noch das krämpfige Zucken der wiener Oktoberrevolution in ihrer Agonie.

13.

Frühmorgens am 31. erschien nach einer unter sinn- und zwecklosem Getobe verflossenen Nacht wiederum eine Abordnung des Gemeinderaths in Hetzendorf, um den Feldmarschall zu vermögen, seine Truppen so rasch wie möglich in die Stadt rücken zu lassen, um Pöbelexcesse zu verhüten. Der Fürst erwiderte, er müßte sich zuvor vollständig zum Meister der Vorstädte machen und gewärtige, daß inzwischen auch in der inneren Stadt die Waffenniederlegung vor sich ginge.

Der Gemeinderath und das Oberkommando hätten dies gerne zuwegegebracht, hatten aber zu diesem Behufe nichts als Worte. Messenhauser, Fenneberg, Haugk erließen Kundmachungen und Aufrufe, die allesammt darauf hinausliefen, es sei nichts mehr zu machen und man müsse sich in das Unvermeidliche fügen. Allein die tobende Menge wollte nicht hören, nicht sehen und die Basteien wimmelten von bewaffnetem Volk, welches in anarchischem Gewusel wähnte, den Truppen den Eintritt in die Stadt wehren zu können.

Um Mittag waren die Truppen, die gebändigten Vorstädte hinter sich, auf dem Glacis aufmarschirt. Aber das Signal zu ihrem Einrücken, das Aufhissen der schwarzgelben Fahne auf dem Sankt Stephan blieb aus. Der Gemeinderath hatte die Fahne geschickt, aber sie wurde auf dem Domplatz in tausend Stücke zerrissen. Der Gemeinderath sandte eine Deputation zum Burgthor hinaus, um dem Feldmarschall Wien feierlich zu übergeben; allein hinter den Deputirten wurde das Burgthor wieder zugeschlagen und verrammelt. Sofort wurden auf den Basteien die Kanonen gegen die Truppen losgebrannt, die Sturmglocke auf dem Stephansthurm schlug an und die tolle Herausforderung wurde von den Truppen auf der Stelle angenommen.

Windischgrätz ließ seine schon zuvor in Bereitschaft gehaltenen Batterien spielen und das Bombardement hob an, Nachmittags 3 Uhr. Die Stadt, insbesondere die Gegend um die Stallburg und die Reitschule her, wurde mit Vollkugeln, Bomben, Granaten, glühenden Bällen und Raketen überschüttet. Feuer schlug da und dort auf, das Getöse war so furchtbar, als „bräche der jüngste Tag herein". Das Hinausschießen der Vertheidiger verhallte gegen dieses Hereinschießen „wie das schwache Stammeln eines Kindes gegen das Rollen des Donners", sagt der Ohrenzeuge Pichler. „Schlag auf Schlag wie ein riesiges Anpochen an einen Felsenberg dröhnte es und über den Häuptern flogen die Brandraketen zischend hin", meldet

der Ohrenzeuge Auerbach. Die Mitglieder der Reichstagspermanenz befanden sich wohl in der allerungemüthlichsten Lage in ihrem am Josephsplatze gelegenen Sitzungszimmer. Einer der Permanenten, Füster, erzählt: „Es war, als lagerten zwanzig Gewitter über Wien; so blitzte und donnerte es mehrere Stunden hindurch". Und ein anderer, Schuselka: „Die Schüsse prasselten so nahe bei uns und die Kugeln fielen so dicht auf dem Josephsplatz nieder, daß starke Nerven dazu gehörten, die ruhige Fassung zu behaupten".

Das Bombardement wirkte, wie erwartet werden mußte. Nachdem es etliche Stunden geras't hatte, war die Kraft des Widerstandes gelähmt, gebrochen, zerstoben. Die Basteien, die Plätze, die Straßen waren leer. Nur da und dort hielt sich noch ein Häuflein verzweifelnd zusammen, aufrecht und in Waffen. Um 5½ brach das erste Kroatenbataillon durch das eingeschossene Burgthor in die Stadt.

Die letzten Augenblicke des Bombardements und der Gegenwehr, die letzten Athemzüge der wiener Oktoberrevolution hat der Augenzeuge Hartmann so geschildert: — „Auf dem Bauernmarkte hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet und hielten sich in den innersten Räumen der Häuser. Ueber den großen menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Junge. Der trug eine große schwarzrothgoldene Fahne, der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm; er schritt vorwärts, gemessenen Gangs und schlug den Generalmarsch und er schlug, als wollte

er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe wecken. Und der Knabe mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Wir blieben starr bei diesem Schauspiel und Thränen traten uns in die Augen. Lieber Freund, sagten wir ihm endlich, lassen Sie das; es ist alles aus. Nein, antwortete der Alte, sie müssen heraus, sie müssen noch einmal heraus: die Sache darf nicht verloren sein! So sprechend ging er immer weiter und schlug die Trommel, daß sie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig seine Fahne und sah nach allen Seiten, ob sie nicht kämen. Sie kamen nicht .... Die Abenddämmerung senkte sich schon leise herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da schwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz stille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an 30 Studenten und Proletarier. Laufend sahen sie rückwärts, als ob sie besorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher mit dem Degen in der Hand desselben Weges, gefolgt von einer noch kleineren Schar. Auch sie sahen sich um, während sie raschen Schrittes über den Graben gingen. Nicht zwei Minuten darauf erschienen die Kaiserlichen auf dem Platze des Grabens, eine Kompagnie mit gefälltem Bajonett, aber ängstlich nach den Fenstern links und rechts blickend und fortwährend „Gut Freund! Gut Freund!" rufend. Die Offiziere schwenkten ihre Degen grüßend zu den Fenstern hinauf und riefen ebenfalls „Gut Freund!" Das Volk, welches die Soldaten plötzlich umgab, verhielt sich still. Da geschah aber etwas Ueberraschendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich hundert Fenster, die seit drei Wochen verschlossen und verhüllt gewesen, — sie füllten sich, hunderte von Taschentüchern wehten den Soldaten entgegen und „Vivat der Kaiser!" erscholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erstickte die loyalen Rufe in Gegenwart, selbst in der Mitte der Sieger, die so eben, freilich sehr schüchtern ihren Triumpheinzug hielten. Und das

pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eisenplatz. Von dorther kamen noch einige Schüsse. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er sich aufgestellt und empfing die Sieger mitten in der besiegten Stadt mit einer letzten Salve. Dann ward es still. Die Nacht sank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama und die Orgie der Rache begann"*).

14.

Am 1. November blähte sich eine kolossale schwarzgelbe Fahne auf dem Sankt Stephan. Der schwarzrothgoldene Märztraum Wiens, welcher zuletzt in das Oktoberfieber umgeschlagen, war ausgeträumt.

Sachverständige meinten, die besagte schwarzgelbe Fahne hätte beträchtlich rascher und mit viel geringeren Opfern auf den Stephansthurm gebracht werden können, so der Herr Fürst von Windischgrätz ein anderer General gewesen wäre, als er war. Dem mag so sein; gewiß aber ist, daß der Herr Fürst ganz der rechte Mann dazu war, das „Wehe den Besiegten!" tüchtig zu praktiziren und die schwarzgelbe Rache am Schwarzrothgold gründlich zu vollstrecken, — so gründlich, daß der Holzkopf Cavaignac in Paris, der Junischlächter, in heller Freude in dem östreichischen Feldmarschall einen Mitgesellschaftsretter begrüßte.

Das Standrecht herrschte souverän in Wien und die Denunciation wurde förmlich aufgemuntert, ja prämirt, was ganz überflüssig war; denn die gränzenlose Niederträchtigkeit des aus seinen Schlupfwinkeln wieder hervorgekrochenen wiener Philisterthums schwelgte in Angeberei.

---

*) Demokratische Studien (1861), S. 213 fg.

Wohl denen, welchen es gelang, durch die Linien zu entkommen, bevor der Mordgriff des Standrechts sie faßte*). In ganz abenteuerlicher Weise entkam Fenneberg: in einem Backtrog unter einer Teigschichte liegend wurde er vor die Linie getragen. Messenhauser, die blonde Träumerseele, stellte sich aus freien Stücken dem Standgericht. Er wurde am 16. November erschossen. Becher acht Tage später.

Im ersten Taumel der Rachsucht gingen die Verhaftungen so ins unsinnig Massenhafte, daß in den ersten Tagen des Dezembers 1540 Personen aus der Haft entlassen werden mußten, weil schlechterdings nichts auf sie zu bringen war. Die Thätigkeit des Standrechts ging bis zum 9. Mai von 1849 fort. Sie förderte als Resultat eine Liste von 145 Verurtheilungen zu Tage, in welcher Liste das „Erschießen" und „Hängen" mit „Gassenlaufen", „schwerem Kerker" und „Schanzarbeit" abwechselt**). Vollstreckt wurden 24 Todesurtheile. Wie viele Gefangene während der Kämpfe vom 26. bis 31. Oktober von der Soldateska ohne weitere Förmlichkeit massakrirt worden sind, wird wohl niemals aktenmäßig festzustellen sein. Ebenso wenig die Zahl der Opfer, welche unmittelbar nach der Einnahme der Stadt „auf höheren Befehl" vor den Linien füsilirt wurden. Man schätzt, daß in der Vertheidigung Wiens von den Vertheidigern 5—6000 gefallen seien. Der Gesammtverlust der Truppen ist amtlich auf 56 Offiziere, 1142 Soldaten und 70 Pferde angegeben.

Am 9. November ging in Wien das düstere Gerücht um, Robert Blum sei frühmorgens erschossen worden. Am folgenden Tage

*) M. C. Gritzner, einer dieser Glücklichen, hat in den ersten Kapiteln seines Buches „Flüchtlingsleben" (1867) eine sehr anschauliche Schilderung der Drangsale und Gefahren gegeben, von welchen so ein Entkommen umringt war.

**) Die ganze Liste ist gedruckt bei Dunder, S. 903 fg.

meldete die amtliche „Wiener Zeitung“ — es gab nur noch diese, der Belagerungszustand hatte die gesammte übrige Presse aufgefressen — daß Blum, „Buchhändler aus Leipzig, wegen aufrührerischer Reden und bewaffneten Widerstandes gegen die kaiserlichen Truppen zum Tode durch den Strang verurtheilt und in Ermangelung eines Freimannes die Sentenz mit Pulver und Blei durch Erschießen am 9. November vollzogen worden“.

Zugleich mit Blum war auch Fröbel verhaftet und ebenfalls zum Tode durch den Strang verurtheilt worden. Windischgrätz begnadigte ihn aber, wie es hieß und wie Fröbel selber glaubte, einer von ihm früher verfaßten Flugschrift wegen, welche östreichfreundlich aussah*). Die Sache ist aber wohl diese, daß der Herr Fürst an einer Nummer „Deutsches Parlamentsmitglied“ in seiner Todesrubrik genug hatte. Man mochte dem Slaven auch begreiflich gemacht haben, daß er durch die Tödtung Blums das Deutschthum und den Demokratismus ganz anders treffen würde als durch die Tödtung Fröbels. Böse Zungen wollten sogar nachmals behaupten, Windischgrätz, den selbst seine ausgeschämtesten Speichellecker nicht gerade für einen Hellseher hielten, habe Herrn Fröbel laufen lassen, weil er doch hellsichtig genug gewesen, in dem damaligen Republikaner den künftigen Leibpublizisten des Herrn von Schmerling zu erkennen.

Daß Blum in der Morgenfrühe des 9. Novembers auf der Brigittenau die Todeskugeln mannhaft und gefaßt empfing, weiß

---

*) Herr Fröbel scheint übrigens der Schutzkraft seiner östreichfreundlichen Flugschrift nicht sehr getraut zu haben; denn er sprach schon vor dem Beginn des Bombardements den Schutz der schweizerischen Gesandtschaft an. Depesche Steigers (Nachfolgers von Kern) vom 14. November: „In Beziehung auf den zum Strang verurtheilten, aber begnadigten Julius Fröbel theile ich mit, daß derselbe einen Tag, bevor das Bombardement gegen Wien eröffnet war, zu mir kam, indem er den Schutz der schweizerischen Gesandtschaft in Anspruch nehmen wollte, vorgebend, daß er züricher Bürger sei“. S. B. A.

jedermann. Die deutsche Demokratie wird ihres Märtyrers eingedenk bleiben.

Sein Tod hat zu einem der widerlichsten Auftritte in dem langen Possenspiel des ersten deutschen Parlaments Veranlassung gegeben. Daß Blums Erschießung in Hinblick auf das zum Schutze der Parlamentsmitglieder erlassene „Reichsgesetz“ vom 30. September 1848 ein Standrechtsmord gewesen, war sonnenklar. Der Ermordete hatte auch so fest auf diesen Gesetzesschutz vertraut, daß er, nachdem der windischgrätzische Schrecken auf Wien gefallen, gar nicht an Flucht gedacht. Er war auch erst am 4. November verhaftet worden. Aber freilich, der östreichische Justizminister Bach wußte den Mord zu rechtfertigen dadurch, daß er erklärte, das „Reichsgesetz“ vom 30. September sei in Oestreich niemals verkündigt worden und überhaupt — jetzt, wo das Schwarzgelb siegreich vom Sankt Stephan wehte, ging man mit der Sprache heraus — anerkenne Oestreich ein Gesetzgebungsrecht der frankfurter Versammlung nicht.

Auf einen am 14. November durch Ludwig Simon gestellten Antrag hin wurde zwei Tage später in der Paulskirche so zu sagen einmüthig beschlossen, „gegen die Tödtung des Abgeordneten Blum feierliche Verwahrung einzulegen und das Reichsministerium zur Bestrafung der unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden aufzufordern“. Eins der windigsten Windeier, welche jemals in Sankt Paul gelegt worden sind. Wer sollte denn diesen hochtrabenden Beschluß ausführen? Reichsverwesung und Reichsministerium. Reichsverweser war ein schwarzgelber Erzherzog und Reichspremierminister ein schwarzgelbster „Edler von“. Dieser Edle von Schmerling konnte dann auch seinen guten Humor über eine so kolossal naive Zumuthung so wenig verbeißen, daß er während der Verhandlungen über dieselbe dem Ermordeten vom 9. November den Witz ins Grab nachschleuderte: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um“. Er hatte gut witzeln und höhnen, er kannte ja die Plappermentsmehrheit,

welche richtig vor der Kühnheit ihres Beschlusses vom 16. November so erschrak, daß sie nichts mehr davon wissen wollte und sogar aus blasser Furcht, revolutionär zu erscheinen, nicht einmal mehr wagte, eine ebenfalls beantragte und beschlossene parlamentarische Todtenfeier für Blum wirklich zu begehen.

15.

Die Staberl-Komödie der Fortsetzung des östreichischen Reichstags ging zu Kremsier in der Hannakei am 22. November in Scene. Die Mitglieder der deutschen Linken hatten den deutschen Duldermuth, mitzustaberln, d. h. sich von den übermüthigen Czechen verhöhnen und tyrannisiren zu lassen. Im Uebrigen war diese ganze Kremsier-Farce bald versunken und verschollen.

Daß der siegreiche Säbel von jetzt an in Oestreich den Takt schlug, war natürlich und sogar nothwendig. Die Massen des Volkes hatten sich zu den neuen Ideen ebenso gleichgiltig-träge und theilnahmelos verhalten wie anderwärts, die liberalen Führer so unfähig, feige und zweideutig wie allenthalben. Der Versuch, den Konstitutionalismus zu gründen und zu handhaben, war kläglich gescheitert, dagegen waren die nationalen Widerborstigkeiten der Bevölkerungen Oestreichs in ganzer Schärfe zum Vorschein gekommen. Wer sollte dieselben niederhalten, wenn nicht der allmächtige Säbel? Für Oestreich, wie es nun einmal war, konnte es nur e i n e Magna Charta geben und die hieß Belagerungszustand. Einen ganz und gar nur nach mittelalterlichen Maximen und Praktiken zusammengebrachten und bis zur Märzkatastrophe mittelalterlich gebliebenen Staat — welcher Begriff übrigens für Oestreich gar nicht paßt — kann man

nicht von heute auf morgen unter die moderne Schablone bringen.

Wäre Ungarn im November von 1848 ebenfalls schon niedergeworfen gewesen, wie Wien, d. h. Deutschöstreich es war, so hätte man am Hoflager von Olmütz sicherlich der konstitutionellen Gaukelei sofort den Laufpaß gegeben. Dafür bürgte schon die Schaffung des neuen Ministeriums, in welchem der Fürst Felix Schwarzenberg die erste und der Graf Franz Stadion die zweite Stelle einnahm. Neben diesen zwei entschiedenen Absolutisten wurden in das neue Kabinett zugelassen der Allerwelt-Kraus, dem man doch für seine Mitlahmlegung der Oktoberrevolution ein bißchen Erkenntlichkeit bezeigen mußte, und der handirliche Bach, in welchem der leitende Hofkreis den richtigen Kautschukmann erkannt hatte, der gelenkig genug, aus einem weiland Märzminister ein künftiger Konkordatsminister zu werden, gegen „anständige Verköstigung" versteht sich. Bruck wurde Handelsminister und ein Ritter von Thinnfeld Ackerbauminister.

Das am 21. November zustandegekommene Ministerium Schwarzenberg-Stadion gab am 27. sein Programm aus, an dessen Spitze eine konstitutionelle Grimasse stand, welche zu schneiden den beiden Hauptministern schwer genug angekommen sein mag. Sie hielten sich dafür schadlos, indem sie im weiteren Verlauf des Aktenstückes den unlängst von Radetzky in einem vom 9. November datirten Schreiben aufgestellten Satz: „Oestreich wird sich eher von Deutschland als von Oestreich trennen" — also variirten: „Erst wenn das verjüngte Oestreich und das verjüngte Deutschland zur neuen und festen Form gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen". In's Slavische übersetzt hieß es das: Wir kümmern uns keinen Deut mehr um Deutschland. Die Czechen hatten also vollauf Ursache, diese Stelle des ministeriellen Programms, als sie im improvisirten Reichstagssale zu Kremsier zur Vorlesung kam, mit Beifall zu überschütten. Der Anstand hätte

es nun freilich erfordert — wenigstens konnten „Pedanten" so meinen — daß die östreichischen Deputirten aus der Paulskirche in Frankfurt sofort heimberufen worden wären; denn wie sollten sie dort noch eine deutsche Reichsverfassung mitmachen helfen, welcher zum voraus jede Geltung und Bedeutung für Oestreich abgesprochen war, und das Ministerium Schwarzenberg-Stadion überhaupt nur ein internationales Verhältniß zwischen Oestreich und Deutschland in nebelgraue Aussicht stellte? Allein dieses Ministerium hatte anderes zu thun als mit den Gesetzen des Anstandes und der guten Lebensart sich zu schaffen zu machen. Zudem verschlug es ja gar nichts, die Oestreicher den paulskirchlichen Nationalschwatz noch fernerweit mitschwatzen zu lassen und konnte die Thatsache dieses Mitschwatzens vielleicht auch noch zu einer Handhabe werden, die schließliche Gestaltung der deutschen Sache im östreichischen Sinne zu bestimmen.

Die Einsetzung des Ministeriums vom 21. November war die Einleitung zum eigentlichen Finale der östreichischen Oktoberbewegung. Dieses Finale spielte im erzbischöflichen Palast in Olmütz, wo derzeit die kaiserliche Residenz, zur achten Morgenstunde am 2. Dezember. Die kaiserliche Familie war versammelt, der Hof in Gala, und um der bevorstehenden Haupt- und Staatsaktion die richtige zeitgemäße Weihe zu geben, waren auch die beiden „Siegeshelden" Windischgrätz und Jellacic, welchen vor etlichen Tagen Czar Nikolai eine Belobigungsnote zugefertigt hatte, aus Wien herbeschieden worden.

Es handelte sich darum, den im Kreise der Eingeweihten längst vorbereiteten Thronwechsel zu vollziehen. Kaiser Ferdinand war ein gewissenhafter Herr und man brauchte bei der jetzo inaugurirten Politik einen obersten Repräsentanten der Staatsgewalt, welcher sich nicht durch Erinnerungen an verpfändete Worte und feierliche Versprechungen unbequem machte.

Drüben in Kremsier war später am Tage der Reichstag zu einer außerordentlichen Sitzung versammelt. Nach langem

Harren der Versammlung erschien der Ministerpräsident Schwarzenberg und brachte diese Erklärung vor: „Heute hat in Olmütz ein Akt von weltgeschichtlicher Bedeutung stattgefunden. Kaiser Ferdinand hat unwiderruflich abgedankt, sein Bruder, der Erzherzog Franz Karl auf sein Nachfolgerecht verzichtet und dessen Sohn als Kaiser Franz Joseph der Erste den östreichischen Thron bestiegen".

Der neue Kaiser war am 1. Dezember „großjährig" erklärt worden. Er zählte 18 Jahre. Kaiser, Könige, Herzoge und Fürsten, bis zum Großherrn von Flachsenfingen herab, genießen des löblichen Vorrechts, reif, mündig, großjährig zu sein in einem Alter, wann andere Menschenkinder noch in den Knabenschuhen herumlaufen. Es ist dies zweifelsohne eines der sinnreichsten Dogmen der monarchischen Religion, so sakrosankt-mysteriös wie nur irgendein Dreieinigkeit- oder Unbefleckte-Empfängniß-Mysterium. Wenn schon in Republiken die alte Geschichte „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand" — tagtäglich neu wird, was muß Gott anständiger Weise erst in Monarchieen solchen verleihen, welchen er Kronen gibt! Es ist fürwahr nicht auszudenken. Man muß schon ein Somnambulerich sein, um von diesem Mirakelhaften auch nur eine blasse Vorstellung bekommen zu können.

Von einer selbstständigen Regierung des achtzehnjährigen Kaisers, an welchem man neben kriegerischem Muth auch noch andere gute Eigenschaften rühmte, konnte im Ernste natürlich gar keine Rede sein. Am 5. März von 1849 wurde eine Art von Verfassung für Gesammtöstreich oktroyirt und am folgenden Tage darauf, nachdem während der Nacht Goldmark, Kudlich, Violand und Füster wohlweislich aus Kremsier entwichen waren, dem Reichstagsschattenspiel soldatisch-barsch ein Ende gemacht. Später hat man dann, wie bekannt, dieses Phantom von Verfassung in die historische Rumpelkammer geworfen und ist zum „korrekten" Absolutismus, zur guten alten frommen Metternichtigkeit ohne

konstitutionelle Mentalreservation zurückgekehrt. Dabei mochten die Deutschöstreicher, falls ihnen das Lachen nicht überhaupt vergangen war, schadenfroh darüber lachen, daß jetzt auch den Herren Czechen und übrigen Slavenbrüdern der „Dank vom Hause Oestreich" gezollt wurde, in Gestalt eines Fußtritts, über dessen Wohlangebrachtheit kein Zweifel aufkommen konnte.

XI.

Berliner November.

1.

„Die schwarzgelbe Fahne flattert triumphirend auf dem Sankt Stephan“. Hei, das klang schön, klang in hellfrohen Durtönen gen Potsdam hinauf, allwohin die Märzpost: „Das schwarzrothgoldene Banner ist auf der wiener Hofburg aufgepflanzt“ — so molltontraurig erklungen war, daß der tafelnde König Messer und Gabel niederzulegen allerhöchst sich bewogen gefunden hatte. Das war aber schon so lange her, daß nur noch Leute, welche an langem Gedächtniß litten, davon sprachen. Im „Katechismus für den deutschen Unterthan, wie er sein soll“ — lautet bekanntlich der Artikel 1111: „Ein regelrecht beschränktunterthanverständiger Deutscher erinnert sich niemals an etwas, an was seine von Gottes Gnaden angestammten Könige, Groß- und Kleinherzoge, Ganz-, Halb-, Viertel-, Zehntel- und Hundertstel-Fürsten nicht erinnert sein wollen“.

Ja, in den ersten Novembertagen von 1848 gab es fröhliche Gesichter im Schlosse zu Potsdam. Nun der schwarzgelbe Contrerevolutionstrumpf mit solchem Erfolg ausgespielt worden, warum sollte der schwarzweiße nicht ebenfalls ausgespielt werden? Kein Grund, fürwahr, warum nicht. Laßt den Marschall

Druff seine Schuldigkeit thun! Was Se. Excellenz der Windischgrätz konnte, kann Se. Excellenz der Wrangel auch.

Die guten Oestreicher haben sich im Jahre 1866 sehr lächerlich gemacht, als sie weinerlich schmälten, die Preußen seien ihnen überall zuvorgekommen „mit affenartiger Geschwindigkeit". Viel weniger lächerlich wäre es gewesen, wenn sie im Jahre 1848 gesagt hätten, die Preußen seien hinter ihnen hergekommen mit affenartiger — Geschwindigkeit nicht gerade, aber doch Gelehrigkeit.

In Wahrheit, der berliner November war ein Abklatsch vom wiener Oktober, abgerechnet das Schießen aus Kanonen und Büchsen, das Werfen von Bomben und Granaten, sowie die „Begnadigungen zu Pulver und Blei". Die Berliner waren denn doch zu gebildete Leute, zu wohlerzogene Unterthanen, um es bis zur Anwendung derartiger drastischer Argumente kommen zu lassen. Bei ihnen reichte man aus mit dem Belagerungszustand ohne Belagerung. Sie ertrugen auch den Belagerungszustand mit bester Manier und trösteten sich mit des weiland königlich preußischen Staatsphilosophen Hegel Hanswurstorakelspruch: „Alles Wirkliche ist vernünftig".

Krone und Volk in Berlin und Preußen hatten sich ja im März nur ein bißchen mißverstanden. Jetzt, im November, fanden sie beide das richtige, ganze und volle Verständniß wieder, d. h. die Krone befahl und das Volk gehorchte.

Man muß übrigens dem preußischen Volke, zumal in den „alten" Provinzen, die historische Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es in seiner Masse von dem „Schwindelhaferbrot" des „tollen" Jahres gar nicht gegessen hat. Nur die Bevölkerungen der Städte, insbesondere der größeren, waren „auflüpfisch", was mit unpreußisch völlig identisch, und die Gelehrten der Umkehr dachten sinnreich und korrekt, als sie alles Ernstes vorschlugen, alle Städte unerbittlich auf eine bestimmte Einwohnerzahl zurückzuführen und fortan keine mehr über das von der „Mit-

Gott-Für-König-Und-Vaterland-Kreuzzeitung" genauer anzugebende königlich preußische Normalmaß hinauswachsen zu lassen. Die Bauern in den Marken, in Pommern u. s. w. hatten von einer „Konstitution" ungefähr dieselbe Vorstellung wie die russischen Soldaten beim petersburger Dezemberaufstand von 1825 und es bedarf in Wahrheit schon eines hohen Grades von Verbildung, um von dem konstitutionellen Nebel überhaupt eine Vorstellung haben zu können. Die sogenannten Märzerrungenschaften waren demnach im Volke, das nur von Kommando und Gehorsam wußte, ohne Boden, und wenn man damals in Berlin über die guten Wirsitzer spottete, weil sie den Prinzen von Preußen zu ihrem Abgeordneten für die Nationalversammlung erkoren, so war das ein sehr einfältiges, weil ganz unpreußisches Gespötte. Die Wirsitzer erwiesen durch diese ihre Wahlthat, daß sie das Preußenthum viel besser verstanden als alle die berliner Kladderadätscher, Buddel- und andere Maier. Während dem preußischen und dem deutschen Liberalismus erst durch das Jahr 1866 der Staar soweit gestochen und der Dippel sofern gebohrt worden ist, daß er zur Einsicht kam, die beste Karte und Konstitution sei das Haus Hohenzollern, haben die trefflichen Insassen des wirsitzer Wahlkreises diese Einsicht allbereits i. J. 1848 bekundet und dadurch eine unvergänglich schöne und kulturgeschichtlich merkwürdige Illustration zu dem freilich etwas abgegriffenen schiller'schen Diktum geliefert: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth".

Der Prinz von Preußen erschien als Abgeordneter von Wirsitz, nein, als Prinz von Preußen am 8. Juni in der Nationalversammlung. Er hatte in England seine Zeit nicht auf Aneignung des konstitutionellen Jargon und des parlamentarischen Galimatthias verwandt. Er bestieg in Generalsuniform, mit dem Degen an der Seite, die Rednerbühne und hieß „die aus allen Provinzen und allen Ständen hier versammelten Herren herzlich willkommen". Das hieß sagen: Wir, die Hohenzollern,

haben euch gerufen und wir werden euch, sobald es uns gefällt, auch wieder fortschicken; denn wir kommandiren und ihr gehorcht: so war, ist und wird sein der Brauch in Preußen — „Mit Gott für König und Vaterland!" Mit diesem Losungswort des echten Preußenthums ging der Prinz ab und es gehörte eine tüchtige Dosis von Traumduselei dazu, nach diesem Auftritte noch zu wähnen, in den Räumen der Singakademie oder im königlichen Schauspielhause, wohin die „Nationalversammlung" später übersiedelte, gäbe es ein so märchenhaftes Ding wie eine preußische Volkssouveränetät.

2.

Das Festhalten an dieser Chimäre hat auch die Thätigkeit der ehrlichen Vorschrittspartei in der Versammlung ganz unerquicklich und unersprießlich gemacht. Wer kann wirksam handeln, wenn er auf Flugsand steht? Gewiß repräsentirten die Führer und Sprecher dieser Partei, die Jakoby, Waldeck, Temme, Elsner, Stein, Reichenbach, d'Ester, Borchardt, Jung, Berends und andere, den Polen Cieszkowski nicht zu vergessen, eine achtungswerthe Summe von Intelligenz und auch das muß diesen preußischen Demokraten zur Ehre nachgesagt werden, daß sich in ihren Reihen keine solchen Apostaten und Judasse vorfanden wie in denen der süddeutschen Demokratie: sie hatten keinen Mathy aufzuweisen. Denn die Ohm, Gödsche und Mitschurken, welche später unter Begünstigung von seiten der Regierung das Verrätherei- und Angebereigeschäft getrieben haben, gehörten einer so niedrigen Ordnung der Zoologie an, daß von ihnen hier keine Rede sein kann. Allein die preußischen Demokraten verkannten ganz und gar die Natur des preußischen Staates, für welche der

fanatische Royalist Ernst Moritz Arndt das sehr bezeichnende Wort „königisch" erfunden hat, weil die Worte königlich und monarchisch ihm nicht ausreichend schienen, das Ineinandergewachsensein von Königthum und Preußenthum auszudrücken. Die Linkser in der Singakademie redeten immerfort vom preußischen Volke und hatten doch in Wirklichkeit nichts hinter sich als die Bummler und Gassenschreier Berlins. Sie wähnten, das preußische Verfassungswerk bis hart an die Gränzmarke der Republik vorrücken zu können, während es doch nur von der Krone abhing, ob diese überhaupt so ein Ding wie eine Verfassung haben wollte oder nicht.

Den Sommer über ließ man die Demokraten und ihren Anhang mit diesem Wahne spielen, weil die potsdamer Wiederstrammungskur noch nicht vollendet war. Genau im Verhältnisse zum Vorschritt dieser Kur wurden die demokratischen Mühwaltungen, Anstrengungen und Abzappelungen, nicht in den Sumpf der Rückwärtserei zu versinken, immer kläglicher anzusehen. Je heftiger das Gezappel, desto rapider das Hinabplumpsen. Je großwortiger der Demokratismus, desto mächtiger der Absolutismus. Der schließliche Appell der „Volksvertretung" an das Volk fand keine andere Antwort als das „königische" Kommandowort: Packt euch!

Die Linke konnte sich schon im Juni überzeugen, daß sie nicht einmal in der Nationalversammlung, geschweige außerhalb derselben, ihre Anschauungen obenauf zu bringen vermöchte. Als am 8. Juni Herr Berends den Antrag einbrachte, die „Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl um's Vaterland verdient gemacht hätten" — da malte der Herr Ministerpräsident Kamphausen sofort das rothe Gespenst in erschrecklichen Dimensionen auf die Salwand und am nächsten Tage wurde in Folge dessen der im Grunde ganz harmlos gemeinte und so zu sagen nur als Fühlhorn herausgesteckte berend'sche Antrag mit 196

gegen 177 Stimmen verworfen. Nach Beendigung der Sitzung gab es dann draußen widerliche Auftritte, an denen sich allerdings nicht allein die Bummler und Krakeeler von Profession thätlich betheiligten, sondern auch zahlreiche berliner Bürger aus den Mittelklassen, welche zu dieser Zeit noch sich einbildeten, auf ihre „glorreiche Revolution“ stolz zu sein, und in dem gemeldeten Abstimmungsresultat eine Beschimpfung derselben erblickten. Mitglieder der Rechten wurden beim Hinausgehen mit Schmähungen überhäuft, gestoßen und geschüttelt und die Minister selbst entgingen nur mittels studentischen Schutzes der Bekanntschaft mit den schlagenden Beweisgründen der Menge.

Zu derartigen Travestieen der Revolution vermochte es der berliner „Volksgeist“ zu dieser Zeit allenfalls noch zu bringen, weiter zu nichts mehr. So eine Travestie ohne Tragweite und Ziel war auch der Zeughaussturm in der Nacht vom 15. zum 16. Juni, veranlaßt durch die schon so lange schwärende Erbitterung der Arbeiter gegen das bürgerwehrliche Vorrecht der Bewaffnung. Hätte das berliner Proletariat geschickte Organisatoren und tüchtige militärische Führer gehabt, so würde Berlin noch vor Paris eine Junischlacht erlebt haben. So aber war die Erstürmung und Plünderung des Zeughauses, welche eine Menge von Zündnadelgewehren in die Hände von Proletariern brachte, die, maßen die Handhabung noch ein amtliches Geheimniß, nichts damit anzufangen wußten — nur ein pöbelhafter Bummelwitz der geräuschvollsten Sorte, eine Dummheit, welche der Mehrheit der Bürgerschaft Berlins den Geschmack an der „glorreichen Revolution“ tief verleidete.

3.

Inzwischen war das Ministerium Kamphausen wie damals in Berlin so vieles andere „kläterig" geworden. Der Mohr von Köln hatte seine Dienste gethan und konnte gehen, wie denn überhaupt zu dieser Zeit die märzministerlichen Herren Mohren gehen zu können allbereits und allerorten anfingen. Am 15. Juni schob die Nationalversammlung den vom Ministerium vorgelegten Verfassungsentwurf sanft beiseite, der Zeughauskrawall gab dieser parlamentarischen Schlappe noch mehr Gewicht und am 20. Juni zeigte Herr Kamphausen seinen und seiner Kollegen Rücktritt an.

Fünf Tage später war das neue Ministerium Auerswald-Hansemann oder vielmehr Hansemann-Auerswald gebildet, in welchem Kühlwetter das Innere, Schreckenstein den Krieg, Märker die Justiz übernahm. Die übrigen Minister wählte man aus der Rechten und den Centren der Nationalversammlung: Milde erhielt den Handel, Gierke den Ackerbau, Rodbertus den Kultus. Der letztgenannte trat schon nach etlichen Tagen wieder aus, weil er deutscher als preußisch war und mit seinen Amtsgenossen in betreff der Stellung Preußens zum deutschen Parlament nicht stimmte. Am 26. Juni brachte Herr Hansemann das Programm der neuen Verwaltung vor, welche sich als ein „Ministerium der That" bezeichnen zu hören liebte und selber so bezeichnete. Warum? wissen weder Menschen noch Götter. Der ziel- und zwecklosen Krawalle und Putschversuche gab es ja unter diesem Ministerium nicht weniger als unter dem vorigen und auch das Verfassungswerk kam nicht besser vorwärts. Die beste nicht nur, sondern geradezu einzige That des „Ministeriums der That" ist eine Redethat gewesen, gethan von dem Justizminister Märker zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe, also eine That von

zweifelhaftem Verdienste, weil nicht abzusehen, warum die Gesellschaft irgendwelches Bedenken haben sollte, gemeinschädliche Menschen-Bestien oder Bestien-Menschen vom Erdboden wegzuwischen, wie man Gift- und Raubthiere wegtilgt. Derartige Bestien-Menschen zu Menschen-Menschen machen zu wollen oder zu können, ist ja doch nur eine empfindsame Marotte.

Ein Konflikt der Nationalversammlung mit dem Kabinett hatte schon mehrmals gedroht, kam aber erst im August zum hellen Ausbruch und zwar dann, als die gegensätzliche Stellung von Bürgerthum und Soldatenthum der Erörterung sich aufdrängte. Die nächste Veranlassung hiezu gaben mehr oder weniger blutige Reibungen zwischen Soldaten und Volk, welche da und dort vorgefallen waren. Ein besonders blutiger Zusammenstoß hatte am 31. Juli in Schweidnitz stattgefunden, wobei 14 Bürgerwehrmänner von den Soldaten todtgeschossen waren, selbstverständlich auch wieder nur aus purem „Mißverständniß“. Denn maßen die Preußen sammt und sonders „ein Volk in Waffen sind“, so ist es schlechterdings unmöglich, daß dieses Volk anders als aus Mißverständniß sich unter einander todtschösse. In gänzlicher Verkennung des militärstaatlichen Charakters Preußens redeten die Linkser in der Nationalversammlung von der Nothwendigkeit einer ungesäumten und gründlichen Reform des Heerwesens im Allgemeinen und des Offizierstandes im Besonderen und so demoralisirend hatte der konstitutionelle Schwindel bereits auf das Preußenthum zu wirken angefangen, daß sogar die Mehrheit wunderlich genug diese Nothwendigkeit anzuerkennen Miene machte.

Am 9. August beschloß demzufolge das preußische Parlament, der Kriegsminister sollte in einem Armeebefehl die Offiziere vor der Betheiligung an rückwärtsigen Machenschaften warnen und es zugleich solchen Offizieren, welche sich in die neuen konstitutionellen Staats- und Rechtsverhältnisse nicht hineinzufinden vermöchten, zur Ehrenpflicht machen, ihren Abschied zu nehmen.

Das „Ministerium der That“ that aber nichts in der angezeigten Richtung. Als dann am 20. August bei Gelegenheit eines der üblichen Katzenmusikkonzerte dem nominellen Ministerpräsidenten die Fenster eingeschmissen wurden, brachte es ein Versammlungsgesetz, d. h. ein Widertumultgesetz ein und gab am 4. September die Erklärung ab, daß es den Beschluß der Versammlung vom 9. August nicht zur Ausführung bringen werde. Sofort stellte der Abgeordnete Stein den Antrag, die Minister zur Ausführung jenes Beschlusses, d. h. zur Erlassung des angegebenen Armeebefehls anzuhalten, und dieser Antrag wurde am 7. September mit 219 gegen 143 Stimmen angenommen.

Die Linke machte sich von der Bedeutung dieses Sieges über das Ministerium die überstiegensten Vorstellungen. Der Graf Reichenbach sagte zu der am Abend des Tages vor dem Klubbhaus seiner Partei (Hotel Mylius) versammelten Menge: „Der heutige Sieg in der Nationalversammlung ist erst die Verwirklichung der Revolution; das Volk und seine Vertreter haben sich geeinigt. Halten wir diese Vereinigung fest und wir können die Feuerschlünde verachten, die vor den Thoren Berlins stehen.“ Warum nicht gar? Als ob man Feuerschlünde mit Phrasen zustopfen könnte!

Von dem Nichtzugestopftsein derselben hätten sich die berliner Demokraten tagtäglich überzeugen können, so sie sich ein bißchen in der Umgegend von Berlin umsehen wollten. Denn es zog sich gerade in diesen Tagen ein Ring von nahezu 50,000 Soldaten mit Beigabe hinlänglich vieler „Feuerschlünde“ allmälig mehr und mehr und enger und enger um die Hauptstadt zusammen, während mitten in dieser Hauptstadt schon im August ein „Junkerparlament“ seine Verhandlungen und Beschlüsse — Beschlüsse vom trübsten feudalistischen Wasser — keck den Verhandlungen und Beschlüssen der Singakademiker entgegengestellt hatte, wohl wissend, daß ein Centner Feudalismus die Krone der Hohenzollern weniger beschwere als ein Hundertstelloth Demokratismus. So hatte ja

auch Friedrich der Große die Sache angesehen, indem er sich mit dem Junkerthum dahin verglich, daß dieses, um in dem Weitergenuß seiner feudalen Privilegien zu bleiben, offizierlich und bureaukratisch sich organisiren lassen und also die beiden Hauptbebel in der Staatsmaschine des aufgeklärten Despotismus abgeben mußte.

4.

Herr Hansemann und Kollegen nahmen am 9. September ihre Entlassung, korrektest-konstitutionell dem Votum der Nationalversammlung vom 7. September weichend. Das Vergnügen eines kleinen Machenschäftchens der Perfidie konnten sich hierbei die konstitutionellen Herren nicht versagen. Ganz parthermäßig nämlich schossen sie, im Fliehen rückwärts gewandt, den Verdächtigungspfeil auf die Mehrheit der Nationalversammlung, diese wollte sich quasi als ein Konvent aufthun. Die Spitze des Pfeils war zwar mit der Baumwollephrase des ministeriellen Entlassungsgesuches umwickelt: „Unserer Ansicht nach muß das Prinzip, daß die Festsetzung von Verwaltungsmaßregeln der Nationalversammlung nicht zustehe, aufrecht erhalten werden, weil ohne dasselbe die konstitutionelle Monarchie nicht bestehen kann" — wurde aber dessenungeachtet bitter empfunden.

Draußen freilich in Potsdam sehr angenehm. Man war dort Herrn Hansemann und Komp. für diesen Partherschuß sehr dankbar. Denn wenn sogar ein bürgerlicher Ministerpräsident — was Herr Hansemann ja thatsächlich gewesen war — mit einer solchen „übergreifenden" Volksvertretung, mit einem solchen Quasi-Konvent nicht regieren zu können erklärte, so brauchte man doch wahrlich mit solchen Uebergreifern und Konventlern nicht länger Umstände zu machen. Der ganze Vorgang war übrigens

ein vorbildlicher für den preußischen Konstitutionalismus der Zukunft. Die Lehre von der Theilung der Gewalten ist überhaupt nur ein theoretischer Schwindel oder eine schwindelhafte Theorie. In ihrer Anwendung auf den Militärstaat Preußen vollends kann sie nur der baarste Humbug sein. Dieser Militärstaat darf nie ein Parlament dulden, welches so verrückt ist, zu wähnen und zu fordern, daß seine Beschlüsse ausgeführt werden sollten und müßten, es wäre denn, daß diese Beschlüsse zum voraus mit der Regierung abgekartet würden. So lange es ein echtes Preußen gibt, wird die konstitutionelle Verfassung daselbst nie etwas anderes sein als ein „zeitgemäßer" Formalismus, als ein moderner Arabeskenschnörkel um das altpreußische Staatswappen her, als eine politische Kinderklapper für das große Bourgeoisiekind. Die Preußen machen sich auch über das Wesen ihres Konstitutionalismus keine Illusionen: dazu sind sie zu scharfverständig. Aber dem Auslande gegenüber muß man anstandshalber so thun, als machte man den Schwindel ganz ernsthaft mit . . .

In Potsdam stand unbedingt schon im August und September der Entschluß fest, mit dem ganzen „revolutionären Unwesen" möglichst bald abzufahren. Schade nur, daß die militärischen Vorbereitungen noch nicht vollendet waren, und noch mehr schade, daß die wiener Oktoberrevolution störsam dazwischenfuhr. Wenn das Märzfeuer da drunten an der Donau wieder so heftig aufloderte, konnte es möglicher Weise auch an der Spree wieder unter der Asche hervorschlagen. Also noch ein Weilchen Geduld; denn — sagte Friedrich Wilhelm der Vierte — „Geduld überwindet Sauerkraut". Also lassen wir das parlamentarische Sauerkraut noch ein bißchen gähren und dampfen und sich einbilden, es sei das Haupt- und Staatsgericht in Preußen. Bald wird kommen der Tag, wo man den ganzen Kohl auf die Gasse wirft.

Die Stimmung des leitenden Hofkreises machte sich freilich

im Organ desselben Luft, in der Kreuzzeitung, welche in jenen Tagen wiederholt in ihren Spalten die „Furie“ Republik schreckhaft ihr Schlangenhaar schütteln und ihre Brandfackel schwingen ließ. Auch redete sie davon, daß, wenn die Krone vor den Anmaßungen der Nationalversammlung jetzt zurückwiche, dieser Rückzug „wahrscheinlich nur in England aufhören würde“. In den Provinzen ging die Rückwärtserei noch viel deutlicher mit der Sprache heraus. Ein pommer'sches Junker- und Bonzenblatt triumphirte: „Bereits sind alle Vorkehrungen getroffen, um jeden Augenblick das Bombardement von Berlin beginnen zu können“. In offizierlichen Kreisen sprach man, und zwar nicht gerade in sammetbehandschuhten Ausdrücken, von der Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Abdankung des Königs, weil derselbe nicht der Mann, das vormärzlich preußische Königthum wieder herzustellen. Man that Friedrich Wilhelm dem Vierten unrecht: d a z u war er schon der Mann. Er brauchte ja auch nur die frommen Herren und Damen seiner vertrauten Umgebung machen zu lassen. Die Frommen kennen überall und allzeit am besten die Wege nach rückwärts ins Dunkel, wo sich so allerliebst munkeln läßt. Sie sind bekanntlich auch stark in der Kunst, durch Widersprüche sich nicht beirren zu lassen, und nahmen also auch d e n Widerspruch auf sich, zugleich den liberalen Redensäuseler Beckerath und den Marschall Druff nach Potsdam zu entbieten.

Der gute Beckerath, am 15. September aus Frankfurt anlangend, sollte ein neues Ministerium bilden und man ließ ihm das harmlose Vergnügen, ein liberales Programm comme il faut aufzustellen. Ohne Zweifel war der liberale Fabrikherr von Krefeld nur verschrieben worden, um durch Aufstellung seines Programms allen echten Preußen die kolossale Unverschämtheit des Liberalismus handgreiflich zu demonstriren. Denn an demselben 15. September, wo Herr Beckerath eintraf, erging die Kabinettsordre, kraft welcher der König den Marschall Wrangel

zum „Oberbefehlshaber in den Marken" ernannte und zwar mit Verleihung einer Machtvollkommenheit, wie sie ein preußischer Unterthan bislang noch niemals besessen hatte. Am 17. September erließ der Marschall einen Armeebefehl, worin er so diktatorisch sich äußerte, als wäre er ein Blücher, welcher den Bonaparte im Bauche hätte. Die Kreuzzeitung begrüßte den Armeebefehl jubelnd als „die erste That der Regierung seit dem März". Noch deutlicher ließ sich der Herr Marschall fünf Tage später bei einer Truppenmusterung in Berlin aus, bei welcher Gelegenheit er vor dem neugierig herumstehenden „Volke" standredete. Er ließ da das geflügelte Wort fliegen, Berlin sei in Folge der Revolution so heruntergekommen, daß „Gras in den Straßen wachse", und wrangelte sich schließlich zu dem Kraft-effekt hinauf: „Meine Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Lauf!"

Und siehe, die Berliner merkten sich das und schrieben auf ihre Fahne: „Passiver Widerstand."

5.

Herr Beckerath konnte schon am 17. September wieder nach Frankfurt abreisen. Sein Programm war selbstverständlich bei Hofe verworfen worden. Am 21. sodann kam aus Potsdam ein königlicher Kabinettsbefehl, welcher die Einsetzung eines neuen Ministeriums kundthat. Man nannte dasselbe nach seinen zwei Hauptpersonen das Ministerium Pfuel-Eichmann.

Am folgenden Tage erschien das neue Kabinett in der Nationalversammlung, welche seit dem 19. September im königlichen Schauspielhause komödirte, und der Ministerpräsident General Pfuel gab die Erklärung ab, die Regierung werde „auf

dem betretenen konstitutionellen Wege fortschreiten und reaktionären Bestrebungen mit aller Macht entgegentreten". Sodann durch Kirchmann über die Bedeutung des wrangel'schen Armeebefehls interpellirt, kommentirte er dieses seltsamliche Aktenstück in beruhigendster Weise. Der Herr „Oberbefehlshaber in die Marken" sei eben ein alter Soldat, mit dessen Ausdrucksweise man es nicht genauer nehmen dürfe als mit seiner Orthographie. Jedenfalls stehe der Marschall unter den Befehlen des Kriegsministers und Kriegsminister sei er, Pfuel.

Zwei Tage darauf erließ der Herr Marschall, welcher überzeugt war, daß seine Orthographie die richtige, einen Tagsbefehl, worin er die um Berlin her stehenden Truppen aufforderte, sich marschfertig zu halten und auf 24 Stunden mit Lebensmitteln zu versehen.

Es wurde aber noch nicht marschirt; denn ein Abwinken kam von Potsdam und am 25. September fand auch die lang herumgezogene Geschichte mit dem Erlaß an die Armee eine leidliche Erledigung, indem der Ministerpräsident den von der Hand des Herrn von Unruh niedergeschriebenen Entwurf zu einem solchen Erlaß annahm und zu dem seinigen machte. Das Ministerium fuhr, mit Ausnahme des Herrn Eichmann, fort, zu dem konstitutionellen Spiel eine gute Miene zu machen und den Vorwurf, ein rückwärtsiges zu sein, entschieden abzulehnen. „Wir sind kein Ministerium der Reaktion — rief am 29. September der Finanzminister Bonin im königlichen Schauspielhause aus — wir werden mit aller Entschiedenheit die Rechte des Volkes schirmen, wo dieselben angegriffen werden sollten".

Das Hinhaltungsministerium Pfuel brachte demnach die Sachen in erträglichen Frieden in den Oktober hinüber. In der Nationalversammlung begannen die großen Redenturniere über den von der hiezu bestellten Kommission vorgelegten Verfassungsentwurf. Hier that sich aber nun sofort die ungeheure Kluft wieder auf, welche zwischen dem wirklichen Preußen und einem

konstitutionellen Preußen klafft. Es wurde am 12. Oktober durch ein Mitglied der Linken, Schneider, beantragt, in der an die Spitze des neuen Staatsgrundgesetzes zu stellenden Eingangsformel den Titel „Von Gottes Gnaden" zu streichen, weil derselbe wohl dem absoluten König eignete, nicht aber dem konstitutionellen anstände. Der Antrag wurde angenommen mit 217 gegen 134 Stimmen, ein Resultat, welches draußen in Potsdam nicht wenigen Leuten große Freude bereitete. Denn darüber, wußte man, würde der König nicht hinwegkommen, das müßte er als eine persönliche Beleidigung empfinden. Wie richtig diese Rechnung, wurde drei Tage später deutlich kund, als im Schlosse Bellevue verschiedene Abordnungen dem Könige Glückwünsche zu seinem Geburtstage darbrachten. Der Präsident der Nationalversammlung, Herr Grabow, sprach in seiner Anrede die Hoffnung aus, daß die neuen Institutionen die alten Bande zwischen Dynastie und Volk noch fester knüpfen würden, und der König benützte seine Gegenrede, um auf den Beschluß vom 12. Oktober eine sehr deutliche Antwort zu geben. „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir etwas vor anderen Völkern voraushaben: eine Macht, die man dort (in Frankreich) nicht mehr zu kennen scheint, eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden. Danken Sie Gott, daß Sie noch eine Obrigkeit von Gottes Gnaden haben!" Herr Grabow sah in peinlicher Verblüffung zu Boden. Da rief ihm der König zu: „Halten Sie den Kopf oben! Ich habe noch einen starken Arm!" Zu einer Deputation der berliner Bürgerwehr sagte er: „Vergessen Sie nicht, daß Sie die Waffen von mir haben!" Entschiedener konnte das glücklich wieder gestrammte Vollbewußtsein des Absolutismus nicht sich offenbaren.

6.

Die Linke der Nationalversammlung gewährte einen wahrhaft komischen Anblick, wenn sie sich zu dieser Oktoberzeit zu gebaren fortfuhr, als blühten noch die Märzenveilchen. So am 16. Oktober, wo wiederum über die Verkündigungsformel der Verfassung hin- und hergeschwatzt wurde und zwei Linkser den Antrag aufwarfen, diese Formel müßte lauten: „Wir Friedrich Wilhelm der Vierte, König von Preußen, verkünden hiermit die von den Vertretern des Volkes beschlossene Verfassung". Denn wir sind ja eine konstituirende Versammlung, wir sind die Mandatare der in dem Ballon der Phrase direkt aus Nubikukulien geholten preußischen Volkssouveränetät. Der Antrag wurde freilich mit großer Mehrheit abgeworfen; denn nicht allein die Rückwärtser auf der Rechten, sondern viele Liberale, welche an den garstigen Wechselbalg aus Windblasenheim, genannt Konstitutionalismus, ehrlich glaubten oder doch zu glauben sich einbildeten, fanden derartige 48ger Aprilspäßchen jetzt nicht mehr zeitgemäß.

An demselben Tage tobte in verschiedenen Straßen der Stadt ein Arbeiterkrawall, welcher von der Bürgerwehr nur mit Mühe bewältigt wurde und auf beiden Seiten Todte und Verwundete hinterließ. Die Arbeiter verklagten dann die Bürgerwehr bei der Nationalversammlung, welche die Petition zu den Akten legte, d. h. sie überwies dieselbe dem Justizminister „zu geeigneter Erwägung", wobei während der Verhandlungen darüber um das Schauspielhaus her wieder viel Geschrei, Gepfeife und Gegrunze verübt wurde. Drinnen im Hause ging es nicht eben viel sanfter her, als darauf im Fortgang der Verfassungsdebatte die Verhältnisse des Großherzogthums Posen zur Sprache kamen. Der leidenschaftliche Hader, welcher bei dieser Gelegenheit zwischen der Rechten und der Linken losbrach, verleidete Herrn

Grabow den Vorsitz, zu welchem nach seinem Rücktritt Herr von Unruh berufen ward. Vicepräsident wurde Herr Waldeck.

Diese Wahlresultate brachten die Verblendung der Linken über die Sachlage auf den Gipfel. Weil sie zur Stunde über eine Mehrheit von ein paar Dutzend Stimmen verfügte, wähnte sie über Preußen verfügen zu können. Sie hätte wissen müssen, daß Aprilsonne und Frauengunst verläßlicher sind als parlamentarische Mehrheiten. Am Morgen des 2. Juni von 1793 hatten die armen Wolkenwandler von Girondisten die Mehrheit des Konvents entschieden für sich; am Abend desselben Tages waren sie von derselben Mehrheit geächtet. Aber gesetzt auch, die Mehrheit der Versammlung im Schauspielhause blieb felsenfest, was hatte es zu bedeuten? So viel wie nichts. Es stand ja hinter ihr kein Volk, sondern nur die berliner Bummlerschaft. Und nicht einmal diese ehrlich und aufrichtig, denn es untersteht kaum noch einem Zweifel, daß das fistulirende, spektakelnde, Fahnen, Fackeln und Stricke schwingende Pack, welches während der letzten Oktobertage das Schauspielhaus blockirte, von heimlichen Hetzern der Rückwärtserei geleitet wurde. Man wollte „mit der Revolution brechen“ und bei derartigen Bruchoperationen geht es bekanntlich überall und allzeit sehr unsauber her. Um jedoch gerecht zu sein, muß man auch eingestehen, daß gerade in diesen Tagen das altpreußische Junker-, Soldaten- und Beamtenthum Grund hatte, zu sagen: Man will mir an's Leben; ich bin im Falle der Nothwehr, Noth kennt kein Gebot und darum helfe, was helfen mag.

Je trostloser und drohender nämlich für die Mehrheit der Nationalversammlung die Sachen sich anließen, um so heftiger ging sie ins Zeug, durch kühne Antragstellung und tapfere Beschlußfassung Preußen zu demokratisiren, welches doch davon schlechterdings nichts wissen wollte. Diese guten Linkser merkten nicht, daß ihre radikalen Anträge und Beschlüsse weiter nichts waren als die konvulsivischen Zuckungen eines im Todeskampfe

sich hin- und herwerfenden Sterbenden. Es ist, als hörte man aus dieser Versammlung den Verzweiflungsschrei herausgellen: „Morituri, popule, te salutant!“

In der Morgensitzung vom 31. Oktober wurde mit 200 gegen 153 Stimmen beschlossen: „Der Adel ist abgeschafft.“ Und weiter mit 208 gegen 115 Stimmen: „Die Führung adeliger Titel und Prädikate ist untersagt.“ Und ferner mit 196 gegen 140 Stimmen: „Die Orden und alle Titel, welche nicht ein Amt bezeichnen, sind aufgehoben.“ In der Abendsitzung kam, während draußen aufgestellte Bürgerwehrbataillone die Krakeelokratie nur mühsälig im Zaume hielten, ein Antrag von Waldeck zur Berathung, welcher verlangte, die preußische Regierung sollte mit allen ihren Mitteln und Kräften zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit einschreiten.

Und darüber berieth man alles Ernstes in Berlin zur selbigen Stunde, wo die Kroaten siegreich in das eroberte Wien einbrachen; zur selbigen Stunde, wo man draußen in Potsdam der Nachricht von diesem Einbruche sehnsüchtig entgegenharrte! Allah ist groß und die Narrheit ist seine Prophetin.

Zwar wurde der waldeck'sche Antrag abgelehnt, aber dafür dieser von Rodbertus formulirte mit 261 gegen 52 Stimmen angenommen: „Die Regierung Sr. Majestät soll aufgefordert werden, bei der deutschen Centralgewalt schleunige und energische Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Oestreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Existenz des Reichstags in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergestellt werde.“

Das hieß, während schon die Flamme zum eigenen Dach herausschlug, mit einer Feuerspritze auf Umwegen zum brennenden Nachbarhause eilen. Aber so epidemisch wirkte das zappelnde Delirium des preußischen Parlamentarismus, daß selbst der Ministerpräsident Pfuel dem rodbertus'schen Antrag zustimmte.

Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause in später Abendstunde trieb die versammelte Bummlerschaft mit den Mitgliedern der Rechten allerhand Ulk in Worten, jedoch keinen thatsächlichen.

7.

Es ging dem Ende zu. Der November war da mit seinem Laubfall.

Am 1. November schlich in Berlin die bange Sage herum, der Alp des Windischgrätzismus läge auf Wien. Draußen in Potsdam wußte man 24 Stunden später schon Bestimmteres und Genaueres. Die Stunde der „rettenden Thaten" hatte geschlagen.

Am 2. November hielt die Nationalversammlung eine Sitzung. Dem Vorsitzenden gingen zwei Schreiben zu. Als er den Inhalt zur Kenntniß der Versammlung brachte, erfuhr diese, daß in dem einen der General Pfuel anzeigte, er habe seine Entlassung genommen, und daß in dem andern der General Brandenburg, Oheim des Königs, ein Hohenzoller mit einem Schrägbalken im Wappen, Sohn Friedrich Wilhelms des Zweiten von dem Fräulein von Dönhoff, meldete, er sei mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Das hieß ankündigen, daß jetzo ohne weiteres Zögern „mit der Revolution gebrochen werden sollte". Die Person des neuen Ministerpräsidenten gestattete hierüber nicht den leisesten Zweifel.

Herr Arntz beantragte nun eine Adresse an den König, welche durch eine Abordnung der Versammlung nach Potsdam zu tragen wäre. Es sollte darin ein förmlicher Protest gegen die Ernennung des Grafen Brandenburg ausgesprochen werden, welche

Ernennung geradezu als staatsgefährlich, weil „unzweifelhaft" den Ausbruch einer Revolution hervorrufend, gekennzeichnet wurde. Also eine Berufung von dem „nicht wohlunterrichteten" Monarchen an den besser zu unterrichtenden, welcher schließlich gebeten ward, „dem Lande durch ein volksthümliches Ministerium eine neue Bürgschaft zu geben, daß Ew. Majestät Ansichten und die Wünsche des Volkes im Einklange stehen". Die Adresse wurde im angedeuteten Sinn und Stil entworfen, mit allen gegen 3 Stimmen angenommen und Abends 6 machten sich 21 aus allen Fraktionen der Versammlung erwählte Abgeordnete damit nach Potsdam auf den Weg.

Sie hatten Mühe, Gehör zu erlangen. Der königliche Flügeladjutant, Herr von Manteuffel, weigerte sich anfänglich, sie auch nur beim Könige zu melden, maßen ja „seit dem März Deputationen bei Sr. Majestät nur in Gegenwart eines Ministers vorgelassen würden". Endlich wurde dieser hohnvolle konstitutionelle Skrupel durch ein aus Berlin einlaufendes ministerielles Telegramm beseitigt und die Audienz hatte statt.

Schon das finstere Schweigen, womit der König die Abordnung empfing, mußte dieser zeigen, daß sie vergebens gekommen. Herr von Unruh fragte, ob es Sr. Majestät genehm sei, die Adresse der Nationalversammlung zu vernehmen. Friedrich Wilhelm nickte steif und schweigend. Während der Präsident das Aktenstück vorlas, zuckte der Monarch erst mit den Achseln und kehrte dann dem Vorleser den Rücken zu. Widerwillig empfing er nach beendigter Lesung das Blatt, drückte es in der Hand zusammen und wandte sich mit einer stummen Verneigung zum Gehen. Bestürzt, wie er ist, zögert Herr von Unruh einen Augenblick, den König anzusprechen. Da tritt Herr Jakoby vor und sagt mit ruhiger Festigkeit: „Wir sind nicht allein gesendet, um Ew. Majestät diese Adresse zu überbringen, sondern auch, um Ihnen im Namen der Nationalversammlung Aufklärung zu

geben über die Lage des Landes. Wollen Ew. Majestät uns Gehör schenken?"

„Nein!" versetzte Friedrich Wilhelm heftig und ging der Thüre zu, aber bevor er in derselben verschwand, schlugen die Worte Jakoby's an sein Ohr: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen."

Die Thüre fuhr hinter dem Monarchen zu und die Abordnung war ohne Antwort entlassen.

Das loyale Preußenthum hat sich vor Entsetzen und Wuth über die Aeußerung Jakoby's, welche ihren Urheber berühmt machte, förmlich auf den Kopf gestellt und mit den Füßen gezetert. Was, also zu einem Gesalbten des Herrn sprechen? Und vollends ein Jude, ja ein Jude hatte also zu einem hochchristlichen Könige gesprochen? Blasphemie! „Der Jude wird verbrannt" oder sollte es doch von staats- und rechtswegen werden!

Jeder richtige Preuße — und die allgemeine Kasernendressur sorgt ja dafür, daß unrichtige Preußen nur sporadisch vorkommen können — jeder richtige Preuße sieht und fühlt fortwährend den Krückstock des großen alten Fritz über sich schweben und das nennen sie emphatisch ihr „Staatsbewußtsein". Außerhalb Preußens, wo man dieses Stockscepterstaatsbewußtsein nicht hat, fand man das Wort Jakoby's weder so schauderhaft verwegen noch gar so blasphemisch. Menschen- und Weltkenner konnten dasselbe auch nicht sehr originell finden, maßen es nur eine Thatsache aussprach, welche „so gemein wie Brombeeren". Im Uebrigen hätte sich Friedrich Wilhelm der Vierte, falls er weniger Phantasiemensch und mehr Verstandesmann gewesen, gar nicht so sehr darüber zu erbosen gebraucht. Er wäre ja ganz in seinem Rechte gewesen, wenn er gesagt hätte: Bah, es ist nicht weniger das Unglück der Völker als der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen, und Sie selbst, mein lieber Herr Jakoby, sind ja so unglücklich, die Wahrheit nicht hören zu wollen, daß Ihre

preußische Volkssouveränetät ein tolleres Märchen ist, als irgendeins im Talmud steht.

Die Wahrheit ist, daß die Wahrheit in Königspalästen, Edelhöfen, Bürgerhäusern und Proletarierhütten gleich schlecht aufgenommen wird. Kein Wunder auch: das arme Ding ist ja nackt, bringt nichts mit und hat nichts zu geben als sich selbst. Eine saubere Bescheerung! Auf mit der Thüre und hinaus mit dem Nichtsnutz!

8.

Drei Mitglieder der Deputation — deren überwiegende Mehrheit natürlich das Auftreten Jakoby's höchlich mißbilligte — die Herren Kühlwetter, Mätzke und Gierke, wußten sich nach Einbruch der Nacht noch eine Privataudienz bei Friedrich Wilhelm zu verschaffen. Sie wurden artig empfangen und der König ließ sie ihre Bitten vorbringen, er möchte doch die Abordnung nicht ohne Bescheid nach Berlin zurückkehren lassen. Halbscherzend gab er zur Antwort: „Ich kann ja ohne Anwesenheit verantwortlicher Minister gar keinen Bescheid geben. Sehen Sie, ich bin konstitutioneller als Sie selber.“ Dann, mit einem nicht eben huldvollen Lächeln plötzlich in einen andern Ton überspringend, fügte er aufbrausend hinzu: „Ich habe mich einmal auf dieses verdammte konstitutionelle Schein- und Schaukelsystem eingelassen und so will ich denn auch vorderhand noch dabei bleiben. Sie, meine Herren, sind 5 Monate alt; für Ihre Verhältnisse ist das schon ein ganz hübsches Alter. Aber meine Dynastie ist 4 Jahrhunderte alt, eben so alt ist auch die ständische Gliederung und, so wahr Gott lebt, meine Herren, Sie sollen sie wieder haben!“

Die verblüfften Zuhörer fanden für gut, diese königliche Auslassung einstweilen hinter dem Doppeltgatter ihrer Zähne zu verwahren. Die mittelalterlich-feudale Ratte vom Vormärz rumorte demnach immer noch unter der Schädeldecke des Monarchen? Gewiß, so that sie. Wenn aber das „verdammte konstitutionelle Schein- und Schaukelsystem" dem König in der Seele zuwider war, so wird ein unbefangener Urtheiler ihm dieses nur zur Ehre anrechnen. Er hatte einen löblichen Abscheu davor, das zu sein, was Napoleon wachtstubengrob ein „konstitutionelles Mastschwein" genannt hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte war eine richtige deutsche Hamletnatur. Er wollte Thaten thun und hatte doch nur Worte. Er fühlte in sich den Beruf, einen rechten König vorzustellen, und hatte doch nicht das Zeug dazu. Ein bekannter Bibelspruch zeichnet ihn unübertrefflich: — „Der Wille war stark, aber das Fleisch war schwach"....

Am Nachmittag vom 3. November ging der Nationalversammlung eine königliche Antwortbotschaft auf ihre Adresse von gestern zu. Schon die Eingangsformel „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen" — signalisirte den Inhalt, welcher besagte, daß es bei der Neubildung des Ministeriums durch den General Grafen von Brandenburg, welcher „der festen Begründung und gedeihlichen Entwickelung der konstitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit seine Kräfte widmen wird", bleiben müßte.

Die nächsten Tage verstrichen unter unfruchtbaren Bemühungen der Linken, durch Stellung von zuversichtlichen Anträgen zu imponiren, und unter vertraulicher Verständigung der Rechten mit dem neuen in der Bildung begriffenen Kabinett. Zur gleichen Zeit war in der Stadt und ihrer Umgebung viel militärische Regung und Bewegung wahrzunehmen, die Kasernen wurden reichlich verproviantirt, die Soldaten mit Munition versehen. Alle vom Präsidenten der Nationalversammlung ge-

machten Versuche, die Ausführung des in Potsdam endgiltig Beschlossenen hintanzuhalten, waren eitel.

Am 9. November war „Brandenburg in der Kammer", d. h. das neue Ministerium stellte sich der Nationalversammlung vor, 4 Mann hoch: der Herr Ministerpräsident selber, der Freiherr von Manteuffel (Inneres), der Freiherr von Ladenberg (Kult) und der General von Strotha (Krieg)*). Es würde schwer, wenn nicht geradezu unmöglich gewesen sein, eine ausgeprägtere Repräsentanz des richtigen preußischen Soldaten- und Beamtenstaats aufzufinden, als diese 4 Herren bildeten.

Man wußte schon, was kommen sollte. Der Vorsitzende ließ durch einen der Schriftführer eine königliche Botschaft verlesen, worin mit Bezugnahme auf die tumultuarischen Auftritte vom 31. Oktober die Nationalversammlung, um die Ruhe und Freiheit ihrer Berathungen zu sichern, nach Kremsier, will sagen nach Brandenburg verlegt und bis zum 27. November vertagt wurde. „Wir fordern daher — lautete der Schluß des Aktenstückes — die Versammlung auf, ihre Berathungen nach geschehener Verlesung unserer gegenwärtigen Botschaft sofort abzubrechen." Aus dem Kabinettstil ins Deutsche übersetzt: Packt euch!

In das verlegene Schweigen wollte der Herr Ministerpräsident hineinreden. Der Vorsitzende machte ihn aufmerksam, daß er vorher seine Erlaubniß nachsuchen müßte. Als dann Herr von Unruh die Versammlung fragte, ob sie den Abbruch der

*) Das Ministerium wurde erst später ergänzt. Als es die Macht hatte, zweifelten die klugen Leute, welche anfänglich Bedenken getragen, in dieses Kabinett zu treten, nicht mehr an seinem Recht. Ein Herr von Rintelen hat bei dieser Gelegenheit das i. J. 1848 so vielfältigst illustrirte Sprüchwort von der „deutschen Gesinnungstreue, Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit" auch seinerseits hübsch illustrirt, indem er, der am 2. November die Mißtrauensadresse gegen ein Ministerium Brandenburg mit nach Potsdam getragen hatte, unter Brandenburg Justizminister wurde.

Sitzung beschließen wollte, erhob sich Graf Brandenburg wieder, erbat sich das Wort und sagte mit lauter Stimme: „Die Botschaft Sr. Majestät des Königs befiehlt den sofortigen Schluß der Berathung. Jede Fortsetzung derselben ist daher ungesetzlich. Ich protestire dagegen im Namen der Krone."

Sprach's und verließ mit seinen Herren Kollegen die Ministerbank und den Sal, gefolgt von 77 Mitgliedern der Rechten. Bürgerwehrmänner auf den Tribünen begleiteten diesen Abgang mit dem an den Präsidenten der Nationalversammlung gerichteten Ruf: „Verhaften! Verhaften!"

Es ist möglich, daß, falls der Präsident der Versammlung augenblicklich einen äußersten Entschluß gefaßt und der um das Schauspielhaus her aufgestellten Bürgerwehr die Verhaftung der Staatsstreichsminister befohlen hätte, diese Verhaftung bewerkstelligt und dadurch das Signal zu einer berliner Novemberrevolution gegeben worden wäre. Aber gewiß ist, daß in diesem Falle Berlin inmitten der richtigpreußischen Provinzen gerade so verlassen gestanden und gerade so traurig geendet haben würde wie Wien im Oktober. Es war aber keine Gefahr einer berliner Novemberrevolution vorhanden. Die Nationalversammlung war nicht dazu gemacht, einen kühnen Thatwurf zu wagen. Sie vertrödelte die entscheidende Stunde mit Wortschaumschlägerei und blöden Rechtsverwahrungen, während das Ministerium seine „rettenden Thaten" rücksichtslos weiterthat.

9.

Zur Mittagszeit am folgenden Tage rückten starke Truppenkolonnen durch das potsdamer, hallische und brandenburger Thor in die Stadt und ließen beim Vorbeimarsch unter den

Linden stolz ihre Geschütze und ihre ganze Kampfbereitschaft sehen. Wer sich dagegen nach Erscheinen dieser 20,000 Mann Soldaten nicht mehr sehen ließ, das waren jene „Gestalten“, welche noch kürzlich den Centralgewaltpostillon Bassermann in den Straßen von Berlin so sehr erschreckt hatten, die „Vater Karbe“ und Kompagnie, die Generale und Generalissimi der Bummlerschaft. Was die Bürgerwehr anlangt, so wäre dieselbe, im rechten Augenblick aufgefordert, Tags zuvor wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrheit für das konstitutionelle Recht eingestanden; heute war es aber schon zu spät.

Die Nationalversammlung hatte gestern nach Entfernung der Minister und der 77 Rechtser nahezu einmüthig zu erklären beschlossen: „Die Versammlung findet keinen Grund, ihren Sitz von Berlin zu verlegen oder ihre Berathungen zu vertagen. Sie kann der Krone weder zu dem einen noch zu dem andern Schritte das Recht zugestehen. Sie erklärt, daß sie die verantwortlichen Beamten, welche der Krone zu der letzten Botschaft gerathen, nicht für fähig erachtet, der Regierung des Landes vorzustehen, und daß sich dieselben einer schweren Pflichtverletzung gegen die Krone, das Land und die Versammlung schuldig gemacht haben“.

Als diese Beschlüsse seitens des Vorsitzenden dem Grafen von Brandenburg zugefertigt wurden, ließ dieser „an den Regierungsrath von Unruh“ zurückmelden: „Die Beschlüsse der Versammlung sind ungesetzlich und darum null und nichtig, die Abgeordneten aber, welche daran theilgenommen, schuldig eines Vergehens wider die Verfassung, weil sie dem Befehle Sr. Majestät des Königs den schuldigen Gehorsam verweigert haben“. Das war nach langem Gemantsche und Gepantsche doch wieder einmal eine richtige, runde und reguläre preußische Staatsbewußtseinssprache. Der König befiehlt und das Volk gehorcht! **Punktum.**

Der „passive Widerstand“ that sich auf in der ganzen Kläglichkeit seiner Ohnmacht. Noch am 10. November ließen die

verschiedenen Arbeitervereine der Nationalversammlung ihre „Arme und ihr Herzblut“ zur Vertheidigung der „Freiheiten des Volkes“ anbieten, so dessen Vertreter das Zeichen zum aktiven Widerstande gegen den an ihnen geübten „Hochverrath“ geben wollten. Die Nationalversammlung erklärte sich aber für strengste Vermeidung jedes blutigen Konflikts und beschloß in Form einer Proklamation an das Volk einen Protest „gegen den gewaltsamen Hochverrath, verübt von den Räthen der Krone gegen die Vertretung der Nation“.

Als Antwort auf diesen Protest beschlossen die Räthe der Krone, den „Klubb Unruh“, wie man im Dialekt des richtigen Preußenthums die Nationalversammlung nannte, auf die Wanderschaft zu schicken. Das Schauspielhaus war seit dem Einmarsch der Truppen am 9. November von Abtheilungen derselben umgeben. Am 10. ließ Herr von Unruh heraussagen, die Nationalversammlung bedürfte und wollte keinen militärischen „Schutz“, worauf der auf dem Platze anwesende Marschall Wrangel hineinsagen ließ: „Die Truppen bleiben da. Die noch im Hause versammelten Herren können heraus, aber nicht wieder hinein gehen. Eine Nationalversammlung kenn' ich nicht und gibt es nicht, maßen selbige seit gestern durch Se. Majestät den König vertagt ist“.

Der Präsident der Versammlung that, was Präsidenten derartiger Versammlungen unter solchen Umständen zu thun pflegen. Er „konstatirte“ die Gewalt und protestirte feierlich gegen dieselbe. Dies gethan, verließ die Nationalversammlung das Schauspielhaus.

Den Vorschriften der passiven Widerständlichkeit gehorsam, fuhr jedoch die Versammlung zu tagen fort. Sie wurde eine Wanderversammlung, zog erst ins Hotel de Russie, dann ins Schützenhaus, weiterhin in den Sal der Stadtverordneten, in die königstädtische Halle und endlich ins Hotel Mielentz. Ueberall wurde sie durch hierzu kommandirte Soldateska ausgetrieben. Anfänglich noch unter großen Beileidsbezeugungen des Volkes.

Aber bald ließen auch diese nach und hörten endlich ganz auf. Man sah ja, daß die Versammlung vollständig machtlos war und folglich war sie rechtlos. Auch war schon am 12. November der Belagerungszustand über Berlin verhängt worden und demnach das Demonstriren nicht mehr ungefährlich.

Am 15. November ging im Sale Mielentz die jämmerliche Irrfahrt der preußischen Nationalversammlung zu Ende. Sie römerte sich in ihrer Sterbestunde noch zu dem Wagniß auf, die parlamentarische Haupt- und Generalsalve eines Steuerverweigerungsbeschlusses loszuschießen, um unmittelbar darauf durch ein Piket Soldaten an die Luft gesetzt zu werden. Sang- und klang- und klaglos. Auf der Straße herrschte laut- und theilnahmlose Stille. Es hatten sich zu diesem trübseligen Spektakel nicht einmal Neugierige eingefunden.

Die Spottgeburt von Parlament, welche vom 27. November an etliche Tage lang im Dom zu Brandenburg faselnd handirte, gewährt nicht das geringste Interesse, selbst nicht ein komisches. Dieses Nachspiel war zu dumm. Am 5. Dezember fiel endlich der Vorhang. Ein königlicher Kabinettsbefehl löſ'te die Versammlung auf und zugleich oktroyirte der König von Gottes Gnaden aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfassung.

Also doch „ein Stück Papier“ zwischen Krone und Volk? Freilich. Aber warum auch nicht? Man hatte ja die Macht, das Stück Papier „authentisch zu interpretiren“.

XII.

Volksmündigkeit.

1.

Das „tolle" Jahr hatte einen seines ganzen Verlaufes würdigen Schlußakt. Die vielgepriesene „Volksmündigkeit" offenbarte sich noch einmal in der ganzen Größe ihrer Verlogenheit und stellte sich selber jenes naive Dummheitszeugniß aus, welches wie Hohngelächter der Schicksalsironie durch Europa gellte.

Was ist Mündigkeit? Vollkommene Selbstbestimmung, Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung, d. h. höchste Sittlichkeit oder höchste Freiheit. Diese hat zu ihrer unumgänglichen Voraussetzung eine gediegene, umfassende und harmonische Bildung. Daraus folgt: nur der wahre Kulturmensch ist ein wirklich mündiger, freier und sittlicher Mensch. Daß umgekehrt Knechtschaft und Unsittlichkeit dieselbig sind oder daß wenigstens die Unfreiheit des Guten bessere Hälfte im Menschen ertödtet, das hat bekanntlich schon Homers „göttlicher" Sauhirt Eumäos gewußt und gesagt: —

„Halb entnimmt ja die Tugend der weithindonnernde Gott Zeus
Jeglichem Mann, sobald der Knechtschaft Tag ihn ereilet".

Konnte im Jahre 1848 von einer europäischen Volksmündigkeit im Allgemeinen und von einer französischen im Besonderen unter denkenden und ernsthaften Männern die Rede sein? Nein! Wie hätte denn das französische Volk zur Mündigkeit gelangt sein sollen? Die große Revolution nahm einen ehrlichen Anlauf, ihm eine Möglichkeit der Mündigwerdung zu verschaffen, blieb aber im Blutschlamm des Terrorismus stecken, bevor sie etwas Entscheidendes gethan, d. h. bevor sie die alte materielle oder moralische Einrichtung der Gesellschaft beseitigt hatte. Sie war nicht rasch, entschlossen und geschickt genug gewesen, die eigentlichen Grundlagen der Despotie des Ancien Régime zu vernichten: den Katholicismus und die Centralisation. Daher gelang es der Säbelbrutalität Bonaparte's so leicht, auf diesen Grundlagen die ganze alte despotische Wirthschaft wieder aufzurichten, mit Aenderung etlicher Formen und Namen. Das Wesen, das Sein der Revolution, d. h. die für die einzelnen Individuen wie für das ganze Volk gegebene Möglichkeit, zur Selbstbestimmung sich emporzuarbeiten, hat der große Lügner und Betrüger zu Gunsten der eigenen unersättlichen Tyrannenselbstsucht vernichtet; den Schein dagegen hat er bestehen lassen, die Gleichheit, die Egalité, weil dieser Schein die französische Nationaleitelkeit angenehm kitzelte und doch weiter nichts bedeutete, nichts bedeuten konnte, maßen politische Gleichberechtigung nur ein Wort, die soziale Ungleichheit der Geburt, des Vermögens und der Bildung aber eine Thatsache ist. Der Bonapartismus warf Frankreich wieder ins Mittelalter zurück, aus welchem es sich allerdings nur halb, aber doch immerhin halb herausgerungen hatte. Der restaurirte Bourbonismus hielt es nach Kräften darin fest. Der Anno 1830 inthronisirte Orleanismus, welcher in der Ministerschaft des kalvinischen Jesuiten Guizot gipfelte, that ebenfalls nichts, die mittelalterlichen Geistesfesseln des französischen Volkes zu brechen. Die parlamentarische Komödie des Julikönigthums spielte sich innerhalb eines enggeschlossenen Kreises ab, welcher

aus Mitgliedern der Geld-, Geburt-, Militär- und Beamtenaristokratie mit Hinzufügung etlicher Dutzende von Tribune- und Presse-Charlatanen gebildet war. Die Volksmassen auf dem Lande wurden von dieser Komödie gar nicht berührt, sondern gras'ten unter Führung ihrer geistlichen Leithämmel schäfig weiter, neben der ihnen im Beichtstuhl eingetrichterten katholischen Mythologie höchstens noch von der Napoleonslegende, wie alte Soldaten sie ihnen vorlogen und Bänkelsänger sie ihnen vororgelten, Notiz nehmend. Was die Arbeitermassen in den Städten anlangte, so waren diese Proletarier der Mehrheit nach freilich nicht mehr mittelalterlich-kirchlich-abergläubig, wohl aber glaubten sie an die Wahndogmen des Kommunismus und dieses die allgemeine Nivellirung einer Zwangsarbeitkasernensklaverei predigende Evangelium des Unsinns machte sie folgerichtig auch dem plumpen Blendwerke der bonapartischen Erzlüge geneigt.

Und einem solchen Volke gab man das zweischneidige Messer des allgemeinen Stimmrechts in die Hand und einem solchen Volke sagte man: Entscheide souverän über dein Geschick! Hieß das nicht die „erhabene Vernunft, die weise Gründerin des Weltgebäudes, die Führerin der Sterne", dem „tollen Roß des Aberwitzes" an den Schweif binden?

2.

Der Royalismus und Jesuitismus hatten mittels ihres Sieges in der Junischlacht durch die „rothe" Republik hindurch auch die „blaue" ins Herz getroffen. Um den Besitz der Sterbenden zankten sich die verschiedenen monarchischen Parteien als um eine Spolie, welche ihnen unausweichlich zufallen müßte. In diesem schamlos wüsten Hader mußten naturgemäß die ersten

Rollen Pfäfflingen wie Falloux und Montalembert oder Gauklern wie Thiers zutheilwerden.

Ganz kläglich war die Stellung, das Gehaben und Gebaren des bornirten Säbeldiktators Cavaignac. Er wurde als vollendeter Mannequin, natürlich ohne es zu merken, von den Jesuiten und Royalisten hin und her, vor und rückwärts geschoben, wie es ihnen gerade paßte. Ganz beiseite stellen konnten sie ihn aber noch nicht, sintemalen sie ihn sammt und sonders für die Eselsbrücke ansahen, über welche hin sie entweder zur bourbonischen oder zur orleanistischen Monarchie zurückkehren wollten. Cavaignac war also bis zum Oktober der obligate Präsidentschaftskandidat der Bourboniker und Orleanisten, soweit diese Parteien die Bourgeoisie Frankreichs beherrschten.

Ehrliche Republikaner, wie Grevy und Pyat, gaben sich während der Verfassungsberathung in der Nationalversammlung große Mühe, die Wahl des ersten Präsidenten der jungen und doch schon sterbenden Republik nicht dem gefährlichen Lotteriespiel des allgemeinen Stimmrechts anheimzustellen. Sie wußten, wie es in Wahrheit und Wirklichkeit mit der Volksmündigkeit bestellt sei. Demokratisch maskirte Monarchisten dagegen, wie Herr von Tocqueville, und Schwarbelhännse, wie die ausgepreßte lyrische Limone Lamartine, waren darauf versessen, den Präsidenten aus der allgemeinen und direkten Volkswahl hervorgehen zu lassen. Selbstverständlich trugen Unverstand und Perfidie mitsammen über Vernunft und Ehrlichkeit den Sieg davon: die allgemeine und direkte Wahl des ersten Beamten der Republik durch das Volk wurde beschlossen, worauf die aufrichtigen Republikaner, welche in Cavaignacs Ministerium saßen, ihre Entlassung gaben, weil sie vernünftig und ehrlich gewollt hatten, daß die Präsidentenwahl der (neu zu wählenden) Nationalversammlung zugetheilt würde. An die Stelle der ausgetretenen drei Minister (Senard, Vaulabelle und Rekurt) ernannte der von den Royalisten gegängelte Cavaignac drei Monarchisten von notorischer Rück-

wärtsigkeit (Dufaure, Vivien und Freslon). Der Polizeipräfekt Dukoux nahm sofort seinen Abschied und schrieb an den Chef der Exekutivgewalt: „Sie haben so eben ein Ministerium ernannt, welches die Verkörperung der Kontrerevolution ist". Vergebens. An diesem Holzkopf von Korporal prallten alle wohlgemeinten Warnungen ab.

Spaßhaft war es übrigens, das Wettrennen und die Wettrenner nach dem verlockenden Ziele der Präsidentschaft anzusehen. Die ganze Gesellschaft gemischt genug, aber ihre Mitglieder standen so ziemlich auf derselben Werthstufe. Da war Herr von Lamartine, welcher die fixe Idee hatte, das allgemeine Stimmrecht könnte gar nicht anders, als ihn zum Präsidenten zu küren; er habe ja alle Stände und Klassen für sich. Denn die Jugend müßte für ihn sein als für den Sänger Elvira's, die Bourgeosie als für den Besieger der rothen Fahne im Februar, das Volk als für den Verfasser des Girondisten-Romans und endlich die Geistlichkeit, o, die müßte doch seiner religiösen Meditationen und seiner meditirten Religiosität dankbar sich erinnern. Der Marschall Bugeaud hegte nicht den geringsten Zweifel, daß der beste Stoff, einen Präsidenten daraus zu machen, Se. Excellenz der Herr Marschall Bugeaud sei. Der General Changarnier theilte diese Bugeauderie nicht, sondern meinte, dieser beste Stoff hieße General Changarnier. Die Bourboniker steiften den dummdreisten Kamaschenknopf eine Weile in dieser Meinung, weil sie wähnten, einen französischen Monk aus ihm machen zu können, um ihren Henri V. aus Froschdorf zurückzuholen. Auch der kleine Mann und große Gaukler Thiers stellte sich in die Reihe der Präsidentschaftskandidaten; denn — Parbleu! — hatte er nicht vor Zeiten ebenfalls eine „Geschichte der Revolution" geschrieben und darin dieselbe befuchsschwänzelt? Allein Fuchs von Haus aus, merkte er bald, daß die Traube zu hoch hing, um süß zu sein. Hatte er doch, um mit Hilfe der Pfaffen in die Nationalversammlung hineinschlüpfen zu können, er, der

notorische Voltairien, den gläubigen Katholiken spielen müssen, welcher insbesondere an die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes zu glauben mit der ganzen Schamlosigkeit eines alten Intrikanten erklärte. Erst auf das ihm von dem Bischof Fayet von Orleans ausgestellte Zeugniß hin: „Monsieur Thiers ist augenscheinlich und ganz zu uns zurückgekehrt" — war er gewählt worden. Allein von lange her in allen unsauberen Kanälen und unsaubersten Latrinen des parlamentarischen Ränkespiels daheim, war es ihm bald gelungen, sich zum Chef des großen widerrepublikanischen Komplotts aufzuwerfen, welches in der Nationalversammlung gesponnen wurde, und Orleanisten, Bourboniker und Jesuiten unter seinem Kommando marschiren zu machen.

Diese ganze Bande von Judassen, welche, während sie eine Verfassung für die Republik machten, dieser tagtäglich Gifttränke und Dolchstöße beibrachten, schwankte lange, für welchen Präsidentschaftskandidaten sie sich entscheiden sollte. Die orleanistischen, legitimistischen, plutokratischen und jesuitischen Interessen ließen sich doch nicht so ganz leicht vereinigen. Wie wäre es, wenn man sich auf den orleanistischen Herrn von Broglie vereinigte oder auf den legitimistischen Herrn Berryer oder auf den zwischen Orleanismus und Legitimismus ins Unerkennbare verschimmernden Herrn von Molé? Aber diese Kandidaten zogen schlechterdings nicht. Zwischenhinein schielte Renard-Thiers doch wieder nach der Präsidentschaftstraube hinauf. Er band mit Herrn Marrast an, welcher, weil er selber niemals einen Gedanken gehabt, in dem Nußknackerchen von Ränkeler ein ganzes Gedankenfüllhorn erblickte. Monsieur Thiers gab dem gewesenen Chefredakteur des „National" und dermaligen Vorsitzer der Nationalversammlung zu verstehen: Wenn Sie mich zum Präsidenten machen helfen, mach' ich Sie zum Vicepräsidenten der Republik. Allein die Klike des National wollte von ihrem theuren Korporal Cavaignac nicht lassen. Monsieur Thiers verbiß seinen

Aerger nicht, sondern machte demselben in seinem Journal „Der Konstitutionnel" in Form von Ausfällen auf den General Luft. Etwas später, als es augenscheinlich, daß die Bourgeoisie in Paris und in den Provinzialstädten noch an der Kandidatur Cavaignac's festhielt, machte Herr Thiers Miene, diesem Zuge zu folgen, hielt aber wieder inne und schlich mit hängendem Schweife ins bonapartische Lager hinüber. Auch dieser schlaueste Schlaumaier unter seinen Landsleuten sah in Louis Bonaparte nur eine Uebergangspuppe.

3.

Am 26. September von 1848 erschien der Mann, welchen Proudhon schon am 7. Juni mit „einer Blitz und Donner in ihrem Schoße tragenden Wetterwolke" verglichen hatte, in der Nationalversammlung als ein von nicht weniger als 5 Departements neugewählter Abgeordneter.

Wetterwolkenhaft sah der Sohn Hortense's nicht gerade aus. Eine unansehnliche schmächtige Figur, blasse, etwas verlebte Züge, eine aus dem Alten Testament herausgeschnittene Nase, müde und halbverschleierte Augen, ein zu ungarischen Endspitzen gedrehter und gewichster Schnurrbart, — das alles war weder im Einzelnen anziehend, noch im Ganzen imponirend. Napoleonisch sah der Repräsentant des Napoleonismus entschieden nicht aus, aber auch nicht wie ein „Niais". Der „Prinz" hat sich vom ersten Augenblicke seines Auftretens auf diesem Boden von einer wahrhaft verteufelten Glätte geschickt und klug benommen und die Summe seines Gebarens war, daß er aus der Hülle des unscheinbaren Bürgers Deputirten allfort den „Neffen des Onkels", den Träger der „idée napoléonienne" und den Prätendenten hervorschimmern zu lassen verstand.

Selbstverständlich lag ihm daran, schon am 26. September zu beweisen, daß er seinen Talleyrand innehätte und folglich wüßte, die Sprache sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, oder zu deutsch, der Mensch verstehe zu reden, um das Gegentheil der Wahrheit zu sagen. Der Prinz bestieg die Tribüne und hielt eine Rede, an deren Eingang er seine Prätendentschaft für eine Verleumdung erkärte und in deren Verlauf er seine warme und dankbare Anhänglichkeit an die Republik zu betheuern suchte. „Nach 33 Jahren der Aechtung und Verbannung finde ich endlich mein Vaterland und alle meine bürgerlichen Rechte wieder. Die Republik hat mir dieses Glück bereitet, sie empfange daher meinen Schwur der Dankbarkeit, meinen Schwur der Hingebung (la république m'a fait ce bonheur, que la république recoive mon serment de reconnaissance, mon serment de devouement). Meine Handlungsweise, immer getragen vom Pflichtgefühl, immer beseelt von der Achtung vor dem Gesetz, wird den Beweis liefern, daß niemand entschlossener sein kann, als ich es bin, der Vertheidigung der Ordnung und der Befestigung der Republik sich zu weihen (à se devouer à la défense de l'ordre et à l'affermissement de la république)".

Es gehörte mit zu der planmäßigen Haltung, welche der Prinz sich vorgezeichnet hatte, daß er nur selten in den Sitzungen der Versammlung erschien. Immer nur dann, wann es nöthig war, wiederum eine Erklärung abzugeben, und diese Erklärungen waren stets geschickt darauf berechnet, die Besorgnisse der republikanisch gestimmten Arbeiterbevölkerung vor dem Bonapartismus einzulullen und zugleich den sämmtlichen Fraktionen der großen Partei der Rückwärtserei — sie selber nannte sich „le parti de l'ordre" — den Bonapartismus als ihre für den Augenblick einzig mögliche Fahne zu zeigen. Und das geschah mit bestem Erfolg. Mehr und mehr Bourboniker, Orleanisten, Börsenbarone und Jesuiten scharten sich um diese Fahne als um

einen willkommenen Nothbehelf. Jedenfalls würde der Prinz, so kalkulirte diese Bande, ein handirliches Werkzeug zur Vernichtung der verhaßten Republik abgeben und wäre dann, wann er diesen Dienst gethan, leicht so oder so zu ersetzen.

Louis Bonaparte ließ die zum voraus betrogenen Betrüger mit ihren Einbildungen spielen, während seine Agenten in Paris wie in den Provinzen ihre schon sommerlang betriebenen Machenschaften verdoppelten und verdreifachten und namentlich dem Klerus alle Bürgschaften gaben, welche derselbe nur immer verlangte. Im Uebrigen lebte der Prinz in scheinbar harmloser Zurückgezogenheit in Auteuil, was ihn freilich nicht abhielt, nicht weniger auf dem Felde der Galanterie als auf dem der Politik seinem Hauptgegner eine glückliche Konkurrenz zu machen. Die Skandalchronik der pariser Salons wußte lachend zu erzählen, daß der liebenswürdige Prinz den steifen General bei der kolossalschönen Madame Kalergis ausgestochen habe, welche Heine im Romanzero als Geliebte des weißen Elephanten von Siam heinesirt hat*).

---

*) . . . . „Es mahnt die Statur
An Bimha, die Riesin im Ramajana,
Und an der Epheser große Diana.
Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmuthig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.
Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel“.

4.

Derweil war die Verfassung der Republik fertig gemacht worden. Am 4. November nahm die Nationalversammlung mittels ihres Haupt- und Schlußvotums mit 739 gegen 30 Stimmen dieses Staatsgrundgesetz an, welches Frankreich konstituirte als „eine untheilbare demokratische Republik“.

Es war gerade so, als beschaffte man eine prächtige Ausstattung für eine im Sterben liegende Braut.

Acht Tage später wurde die Konstitution auf der Place de la Concorde feierlich verkündigt, bei heftigem Schneegestöber und schneidendem Nordwind. Die ganze Ceremonie sah wie gefroren aus. Niemand kümmerte sich darum. Man fragte nur noch: Wer wird Präsident?

Kein Republikaner, soviel wurde von Tag zu Tag mehr gewiß. Die beiden wirklich republikanischen Kandidaturen, die demokratische von Ledru-Rollin und die sozialistische von Raspail, sie waren von vornherein aussichtslos. Die quasirepublikanische von Cavaignac verlor von Stunde zu Stunde an Boden, insbesondere in der Bauernwelt, welche von der Klerisei massenhaft dem Bonapartismus zugeführt wurde. Auch im städtischen Proletariat, soweit es nicht für Ledru und Raspail war, gewann der „Prinz“ zahlreiche Stimmen, weil diese Arbeiter lieber zehnmal für einen beliebigen Bonaparte als einmal für den „Junischlächter“ Cavaignac stimmen wollten. Auswärtige Diplomaten berichteten schon zu Anfang Novembers nach Hause, daß die Wahlaktien Louis Bonaparte's hoch ständen, besonders in den Provinzen, und daß eine „Notabilität“ nach der andern unter die prinzliche Fahne sich stellte*).

---

*) Depesche Barmans vom 3. November: „On assure qu'en ce moment les chances sont tout à fait favorable à Louis-Napoléon“. Vom

Monsieur Thiers, d. h. der Oberregisseur der royalistisch-jesuitischen Kabale, hatte zuletzt erkennen müssen, daß nur zwischen dem Prinzen und dem General die Wahl bliebe. Er machte in Form einer persönlichen Annäherung an Cavaignac einen Versuch, zu erfahren, ob der General willfährig wäre, als Präsident ihn, den großen kleinen Thiers, zum Oberpräsidenten haben zu wollen. Der Versuch fiel übel aus. Cavaignac, gerade sehr schlecht gelaunt, blieb zugeknöpft und ließ den alten Kabalisten höflich abfahren, worauf der Abgefahrene sogleich zum Bonapartismus hinüberfuhr.

Er fand da eine ganz andere Aufnahme. Der „Prinz" erwies sich so ehrerbietig gegen den Mythographen des Napoleonismus und erzeigte sich so gelehrig, so hingebend an den Thiersismus! Wird dieser „Niais" Präsident, kalkulirte Monsieur Thiers, so werde ich Oberpräsident sein. Man einigte sich unschwer, maßen ja der Prinz mit wahrhaft kindlicher Pietät den Ansichten und Rathschlägen seines Mentors sich fügte und schmiegte, welcher Mentor später in einer Züchtlingszelle zu Mazas Gelegenheit erhielt, über diese prinzliche Pietät, Füg- und Schmiegsamkeit unliebsame Glossen zu machen. Nur e i n Punkt machte Schwierigkeiten, der Geldpunkt. Die Wahlspesen waren sehr beträchtlich, woher die Mittel zur Bestreitung derselben nehmen? Der Prinz und die Apostel der bonapartischen Sekte hatten zwar viel Geld, aber das war aes alienum, also nicht gangbar. Herr Thiers schaffte Rath, d. h. er beschaffte von seiten etlicher Börsenfürsten die nöthige Summe (1½ Millionen oder mehr?), gegen gehöriges Unterpfand, versteht sich. Dieses Unterpfand

---

11. November: „Les nouvelles des départements deviennent de plus en plus favorables à la candidature de Louis-Napoléon. En ce moment, les chances sont incontestablement en sa faveur. Il compte des amis très chauds et très actifs. On cite maintes notabilités qui s'y rallient". S. B. A.

war, daß der Prinz sich verpflichten mußte, nach seiner Erwählung zum Präsidenten ein Ministerium Odilon Barrot-Falloux einzusetzen. Die „Partei der Ordnung" wollte demnach, daß in dem Kabinette des neuen Staatsoberhaupts der parlamentarische Schwatz und die Jesuiterei mitsammen Unzucht treiben sollten. Uebrigens gibt es von der unbestreitbaren Thatsache, daß der Bonapartismus zur Bestreitung der Wahlspesen kein Geld hatte, daß ihm dieses vorgestreckt und demnach eine Präsidentschaft auf Pump zuwegegebracht wurde, noch eine zweite Lesart, welche will, das nöthige Geld sei aus der Kasse einer deutschen, mit der Familie Bonaparte verschwägerten Majestät geflossen. Welche Lesart ist nun die richtige? Höchst wahrscheinlich ist die erste und die zweite, sind alle beide richtig und haben französisches Bourgeoisgeld und deutsches Fürstengeld „viribus unitis" die Präsidentschaft auf Pump bewirkt oder doch bewirken geholfen.

5.

So lagen im November die Sachen. Da geschah aber drunten in Rom etwas, was der Präsidentenfrage eine andere Wendung geben, d. h. den aus dem Blasbalg der Kirche kommenden Wahlwind auf die Flügel der Mühle Cavaignac's leiten zu wollen schien.

Dieses etwas war, daß die alte Päpstin-Johanna-Fabel für etliche Stunden zu einer Päpstin-Pia-Novelle wurde, welche in Italien noch heute von sehr vielen und keineswegs den dümmsten Leuten als eine strenghistorische Novelle angesehen ist, obzwar von anderer Seite mit Bestimmtheit behauptet wird, Pio Nono habe, als er in der Abenddämmerung des 24. Novembers aus dem Quirinal schlich, nicht die Sottana einer Kammeriera,

sondern den Kapotto eines Abbate angehabt. Zweifellos dagegen ist, daß für die Flucht des Papstes vor allen eine Sottana, ein Unterrock thätig gewesen, die Frau Gräfin Spaur, Gemahlin des bairischen Gesandten in Rom, eine geborene Italerin, welcher frommen Dame die römischen Patrioten, natürlich nur aus Rachebosheit, nachmals nachgesagt haben, sie hätte wie früher aus der Liebe eine Religion, so später aus der Religion eine Liebe gemacht, was im Deutschen etwas weniger zart, aber desto plastischer ausgedrückt wird. Bei Albano wartete die Gräfin mit ihrem Wagen auf Se. Heiligkeit, welche von dem Herrn Grafen dorthin kutschirt wurde. Der flüchtige Papst stieg in den Wagen der Dame und fort ging es, der neapolitanischen Gränze und Gaeta zu.

Wenn Pius der Neunte Papst bleiben wollte — und das wollte er sehr — so blieb ihm nach dem 15. November, an welchem sein Ministerpräsident Graf Rossi erdolcht und er selbst im Palaste des Quirinal von den aufständischen Römern bestürmt worden war, nur noch die Flucht übrig. In einem demokratisirten und republikanisirten Rom war kein Platz für ihn. Es war lange her, seit der Zimmermann von Nazareth gesagt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Der sich den Statthalter des armen Proletariers Jesus nannte, wollte Herr sein, wollte „urbem et orbem“ beherrschen; denn in diesem Epileptiker von Papst spukte, seitdem ihm Jesuitenhände den liberalen Traum von 1846 aus der Seele gewischt hatten, das wilde, das ungeheuerliche Herrschergelüst eines siebenten Gregor und eines dritten Innocenz. Am 15. November hatte er, zornig den Boden stampfend, nur beklagt, daß die mittelalterlich-päpstliche Blitz- und Donnermaschine den Dienst versagte . . .

Die Koterie des „National“, welche seit dem Juni Frankreich mißregierte und wie nach innen so auch nach außen das republikanische Prinzip verleugnete oder fälschte, hatte schon lange mit dem Papstthum geliebäugelt. Die Politik dieser Pseudorepublikaner war allenthalben der Sache der Völker feindlich, in

Deutschland, in Italien, in Frankreich selber. Mehr noch allerdings aus Dummheit und Unwissenheit als aus Verrätherei. Als nun der französische Gesandte in Rom, der Duc d'Harcourt, berichtete, daß Pius der Neunte aus Rom entweichen wollte, wurde er angewiesen, dieser Papstflucht die Richtung nach Frankreich zu geben, und wurden zu diesem Ende schleunigst französische Kriegsdampfer nach Civitavecchia geschickt, um den heiligen Flüchtling aufzunehmen. General Cavaignac wähnte, daß er als Retter und Beschützer Sr. Heiligkeit die sämmtlichen klerikalen Leithämmel und folglich auch die sämmtlichen gläubigen Schafe für seine Präsidentschaftskandidatur gewinnen würde. Hatte ihn der „Prinz" bei Madame Kalergis ausgestochen, so wollte er den Prinzen bei Madame Eglise ausstechen.

Man war des Erfolgs der frommen Machenschaft so sicher, daß man den Herrn Kultminister Freslon nach Marseille schickte, um daselbst ehrfurchtvollst den flüchtigen Statthalter Christi zu empfangen. Monsieur Freslon wartete aber umsonst in Marseille. Wer nicht kam, war der sehnlich erhoffte Papst, welcher als Wahlreklame für Cavaignac dienen sollte*). Pio Nono befand sich zu jener Zeit schon ganz in den Krallen des Kardinals Antonelli und dieser hatte es für passender erachtet, den Papst zum

*) Depesche Barmans vom 2. Dezember: „J'ai appris hier soir chez M. Bastide la nouvelle du départ furtif du pape avec le dessin de s'embarquer à Gaëte sur un batiment français que M. d'Harcourt avait mis à sa disposition. Le pape avait depuis plusieurs jours manifesté à ce diplomate l'intention de chercher un réfuge en France. Presque tous les partis, flattés de la préférence accordée à la France, approuvent la conduite du gouvernement en ce qui concerne la protection personnelle offerte au pape. Le clergé se montre surtout satisfait; s'il traduit cette satisfaction en efforts pour la réussite de la candidature du général Cavaignac, le résultat pourrait bien tourner en sa faveur." **S. B. A.** Am 5. Dezember schrieb Herr Barman, die Regierungsleute seien höchst ärgerlich, weil der Papst nicht nur nach Gaeta gegangen wäre, sondern auch dort bleiben wollte.

König Bomba nach Gaeta als zum General Cavaignac nach Paris fliehen zu lassen. Der Duc d'Harcourt soll in der Nacht nach der Flucht von Pio Nono mit einer ungeheuer langen und wunderlich gedrehten Nase im Quirinal herumgegangen sein.

Die Wahlreklame in der Tiara war also ausgeblieben und folglich wurde der Prinz bei Madame Eglise nicht ausgestochen.

Am 10. Dezember hatte die Präsidentenwahl statt und das Resultat der Stimmgebung war dieses: — Von 7,327,345 abgegebenen Stimmen hatte Louis Napoleon Bonaparte 5,434,226, Cavaignac 1,448,107, Ledru-Rollin 370,119, Raspail 36,920, Lamartine 17,910. Arme ausgepreßte lyrische Limone, man hat dir nur ein Bettelalmosen aus der Stimmurne verabreicht. Und zu diesem also höhnisch und verachtungsvoll Beseitigten hatten 9 Monate zuvor Millionen und wieder Millionen Franzosen als zu ihrem Abgott emporgejubelt. O Volksgunst, wohl that Barbier recht, dir den Kynismus an die Metzenstirne zu schleudern:

„La popularité! — c'est la grande impudique
Qui tient dans ses bras l'univers,
Qui, le ventre au soleil, comme la nymphe antique,
Livre à qui veut ses flancs ouverts!"

Der Prinz war demnach Präsident.

Der Suffrage Universel hat, ein zweiter Nero, seine Mutter, die Republik, erst geschändet, bevor er sie erwürgte.

6.

Donnerstag den 20. Dezember 1848 ging das Vorspiel der Inthronisirung des „Erwählten von 5 Millionen" als Kaiser in Scene, d. h. die Einführung und Beeidigung des Prinzen als Präsident der Republik.

Eine starke Truppenmacht war aufgeboten, um diese Ceremonie vor jeder etwaigen Störung zu hüten. Um die Tuilerien her, in den Champs-Elysées, auf dem Eintrachtsplatze und rings um das Palais Bourbon waren Infanterie, Kavallerie und Artillerie aufgestellt. Alles hatte ein winterlich kaltes, düsteres Aussehen und trübe dunkelte der Abend herein.

Auch im Innern des Parlamentshauses viel Entfaltung von zweierlei Tuch. Der Sal der Pas-Perdus wimmelte von „großen" Uniformen. Wo ein A—dler ist, da sammeln sich die Geier. Witterten sie schon den Blutgeruch der Boulevardsschlächterei vom 4. Dezember 1851 oder hörten sie die Lorbeern vom Malakoff und von Solferino rauschen oder sahen sie die Gloire von Querétaro glänzen?

Die Nationalversammlung verhandelte unter allgemeiner Unaufmerksamkeit über unwichtige Sachen, als um 4 Uhr die Gasflammen im Sal angezündet wurden. Zur gleichen Zeit erschien der General Lebreton, Quästor der Versammlung, in Galauniform an der Spitze einer Anzahl von Deputirten am Eingang des Couloir zur Rechten. Es war die Wahlaktenprüfungskommission, welche kam, ihren Bericht zu erstatten, dessen Inhalt alle Welt schon kannte.

In demselben Augenblicke zeigte sich auch der Prinz Louis Bonaparte im Sale, schwarz gekleidet, mit Band und Stern des Großkreuzes der Ehrenlegion geschmückt.

Der Berichterstatter Waldeck-Rousseau theilte das Wahlresultat mit und schloß mit einer dem bisherigen Chef der Exekutivgewalt gewidmeten Dankphrase. Sowie er zu Ende, bestieg der General Cavaignac die Rednerbühne, um zu erklären, daß sämmtliche Minister Vormittags ihre Entlassung gegeben hätten und daß er selbst die ihm von der Nationalversammlung anvertrauten Vollmachten ihr hiermit zurückstelle.

Jetzt erhebt sich der Vorsitzende, Herr Armand Marrast,

und spricht mit lauter Stimme in das gespannte Schweigen hinein:

„Im Namen des französischen Volkes!

„In Erwägung, daß der Bürger Louis Napoleon Bonaparte, geboren zu Paris, die vorgeschriebenen Bedingungen der Wählbarkeit erfüllt, welche der Artikel 44 der Verfassung vorschreibt; in Erwägung ferner, daß derselbe bei der offenen und über das ganze Gebiet der Republik ausgedehnten Wahl die absolute Stimmenmehrheit erlangt hat: erklärt kraft der Artikel 47 und 48 der Verfassung die Nationalversammlung ihn zum Präsidenten der Republik vom heutigen Tage bis zum zweiten Sonntag im Mai von 1852. Dem Gesetze gemäß lade ich den Bürger Präsidenten der Republik ein, die Rednerbühne zu besteigen, um daselbst seinen Eid zu schwören."

Der „Bürger" Präsident Louis Napoleon Bonaparte besteigt die Tribune. Ob seinem Haupte schimmert wie eine boshafte Ironie die Devise der Februarrepublik: „Liberté — Egalité — Fraternité." Er wird sie auslöschen und mit Blutfarbe darüber schreiben: „L'empire c'est la paix." Die Rednerbühne selbst wird er in einen Spucknapf verwandeln, in welchen alle Speichellleckerei Frankreichs ihre Niedertracht entleert.

Ein dumpfes Geräusch durchwogt die Versammlung. Dort auf einer Bank zur Linken hoch oben kichert man laut. Vielleicht erinnert einer der Deputirten seine Kollegen an das sinnreiche Abenteuer von Boulogne mit dem gezähmten Adler und dem Speckbrocken im kleinen Hut von Austerlitz.

Der Präsident der Nationalversammlung stellt, mit seinem hölzernen Hammer aufklopfend, die Ruhe wieder her und sagt: „Ich werde die Formel des Eides lesen."

Und er lies't:

„Im Angesichte Gottes und in Gegenwart des durch die Nationalversammlung repräsentirten französischen Volks schwöre

ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu sein und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt."

Der Bürger Präsident der Republik mit erhobener Hand:

„Ich schwör' es!"

Der Präsident der Nationalversammlung:

„Wir nehmen Gott und die Menschen zu Zeugen dieses Schwurs."

Der Bürger Präsident der Republik:

„Die Wahl der Nation und der Eid, welchen ich so eben geschworen, bestimmen mein künftiges Gebaren. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet. Ich werde sie als Ehrenmann erfüllen. Ich werde für Feinde des Vaterlandes alle ansehen, welche versuchen wollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was ganz Frankreich festgestellt hat."

Die ganze Versammlung erhebt sich und bricht wiederholt in den Ruf aus: „Vive la république!"...

Dieser Ruf und jener Schwur sie paßten zu einander. Sie waren einer des andern und der andere des einen vollkommen würdig.

Wären die heiteren Olympier noch in Funktion, so hätte ein homerischer Demodokos bei dem „Je le jure!" des „Bürger" Präsidenten der Republik sicherlich Veranlassung gehabt, anzustimmen:

„Ein unermeßliches Lachen entscholl den seligen Göttern" — denn diese wußten ja, daß der Herrscher im Donnergewölk Zeus der Eide von Verliebten lacht. Daß aber der Sohn von Hortense Beauharnais verliebt war in eine Schöne, welche Korona Imperialis hieß, das wußten zur Stunde nicht allein die Götter, sondern auch die Menschen.

Und das Lebehoch auf die Republik, ausgebracht von den Bourbonikern, Orleanisten, Bonapartisten und Jesuiten, welche mitsammen weitaus die Mehrheit der Nationalversammlung

bildeten — das war der richtige Chor in der grotesken Tagesposse des 20. Dezembers von 1848, welcher, was nicht fehlen durfte, das gesammte offizielle Europa Beifall zuklatschte.

Wehe, wenn die Menschen den Sinn für das Komische und die Lachmuskeln verlören!

Buddha spricht: Wir alle sind Galeoten, angeschmiedet an die Ruderbank der Galeere Erdendasein.

Wohl, sei es. Aber die Tragödie Weltgeschichte schlägt aus lauter Tragik zur Komödie um und wir haben Lachmuskeln.

Heiliger Humor, holder Tröster, hilf uns rudern!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.